

Kürbiskern



*Wir sind Kinder des Krieges...
sei er verflucht!*

3/85

JULI

Umschlagbild: „Witebsker Tor“ von *Michail Sawizki*. Geboren 1922 im Gebiet Witebsk. Lebt in Minsk.

Drei Jahre nachdem er aus dem KZ Dachau befreit wurde, begann er das Studium der Malerei an der Kunstakademie in Minsk und setzte es 1951 in Moskau bis 1957 fort. Er ist heute einer der bekanntesten und angesehensten Maler der UdSSR (vgl. *tendenzen*, Heft 117, 1978).

Michail Sawizki war in den letzten Apriltagen einer der wenigen Häftlinge, die den Transport von Buchenwald nach Dachau überlebten:

„Über dem Boden des Waggons spannte sich in einer Höhe von rund siebzehn Zentimetern ein Verhau aus Stacheldraht. Unter diesen Drahtverhau warfen sie uns. Ohne Verpflegung. Der Transport dauerte 21 Tage... Bei der Ankunft in Dachau konnte sich keiner der Häftlinge – es waren in Haut gehüllte Skelette – bewegen. Man schleifte sie aus den Waggons und erschoß sie an Ort und Stelle. Doch da protestierten deutsche Soldaten, die sich dort befanden. Daraufhin warf man uns auf Karren. Wie Brennholz. Karrete uns in den Typhusblock des KZ-„Lazarett“. Hier hinderte uns niemand daran zu sterben.“

Plötzlich tauchten Leute in einer unbekannten Militäruniform auf, Korrespondenten, darunter auch Frauen, in der riesigen Baracke, wo der gesamten Länge des Baus nach auf der Erde dicht in Viererreihen Stöhrende und im Fieber Phantasierende lagen... Ich lag die ganze Zeit in tiefer Bewußtlosigkeit. Und plötzlich erwachte ich von einem schrecklichen Schrei, der mich förmlich vom Boden hochriß; ich hing buchstäblich irgendwo in der Luft. Es war nicht einmal ein Schrei, etwas Unmenschliches war das, eine Sturzflut ausbrechenden Schmerzes. Ringsum krümmten sich in Krämpfen des Vortodes Menschen skelette... So hat sich mir die Befreiung eingeprägt.“

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitler, Klaus Konjetzky,
Oskar Neumann, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

KINDER DES KRIEGES

Zu diesem Heft	
<i>Dmitri Tulajew: Wir sind Kinder des Krieges... sei er verflucht!</i>	3
<i>Renée-Marie Parry Hausenstein: Der gute Weg ist machbar.</i>	5
Rede zum Befreiungstag von Dachau, 28. April 1985	14
<i>Jürgen Endreß: Der aufrechte Gang</i>	19
<i>Weniamin Kawerin: Das Allernötigste</i>	26
<i>Paul Sukowski: Nachtigall und Stausee...</i>	31
Unter deutschen Eichen	35
<i>Valentin Falin: Bonner Grimassen</i>	36
<i>Karlheinz Krack: Gedenkstätte Plötzensee – Haupteingang auf der anderen Seite</i>	39
<i>Marianne Ebertowski: Der Gast</i>	43
<i>Gabriele di Ciriaco: Der Lauf der Sonne</i>	46
<i>Susanne Geldner: Wasser</i>	48
<i>Michael Schneider: Wie man einen verlorenen Krieg gewinnt</i>	49
<i>Wolfgang Sreter: Der Sohn des Bäckers</i>	56
<i>Ernesto Cardenal: Die Schildkröte</i>	58
<i>Franz Xaver Kroetz: Tagebuchgedicht II</i>	59
<i>Alf Tondern: freispruch · rückschlag</i>	61
<i>Werner Dürrson: Zoo-logisch</i>	62
<i>Hans-Jürgen Heise: Nachtprogramm · Naiv noch</i>	64
<i>Annemarie Zornack: lauter augenblicke · gute reise</i>	65
<i>Wolfgang Borsich: Erwachen · Zugang verboten</i>	66
<i>Helmut Heißenbüttel: Trostsprüche</i>	67
<i>Ursula Nord: Der Traum</i>	70
<i>Klaus Hirtner: „Paradiesisch“</i>	72
<i>Wolfgang Bächler: Traumbegrennungen</i>	76
<i>Siegfried Obermeier: Der Besuch des Diktators</i>	80
<i>Henning Müller: Der Geist unserer Zeiten und der Herren eigner Geist. Vom notwendig streitbaren Humanismus der Künste</i>	85
<i>Helmut Peitsch: „Die Freiheit fordert klare Entscheidungen.“ Die Spaltung des PEN-Zentrums Deutschland</i>	105
<i>Thomas Frey: Salto mortale</i>	125
<i>Karlheinz Kluge: Wie Gedichte entstehen</i>	128
<i>Martin Gregor-Dellin: Händel – Fülle des Wohllauts</i>	133
DOKUMENTATION	
<i>Stavros Balauras: Das Melker Todeslager und die Roggendorfer Stollenanlagen</i>	144
ANMERKUNGEN	
	160

Was war nun Ronald Reagans Visite bei seinem Kanzler Kohl? Stümperhafte Planung? Schlechte Regie? Peinliche Geschmacklosigkeit? Mangel an Feingefühl? An Geschichtsbewußtsein?

Klar ist doch wohl eines: Die Offiziellen in Washington und Bonn hielten auch dann noch an ihrem Programm der „Versöhnung“ fest, als ihnen längst aus allen Ländern und Richtungen der Wind ins Gesicht blies, als auch unter sonstigen Freunden nicht mehr nur eine formelle Fehlplanung kritisiert, sondern die ganze Sache abgelehnt wurde. Reagan und Kohl ließen das, was als „Versöhnung“ angekündigt war, als Gipfel der Verhöhnung erscheinen.

Das Szenarium vor Ort war gespenstisch: Bergen-Belsen, sorgfältig ausgekämmt, geräumt und von allem Verdächtigen gesäubert. Ehemalige Häftlinge und Widerstandskämpfer aus verschiedenen Ländern wurden mit Gewalt am Betreten des Geländes gehindert. Nur eine Handvoll Gesiebter aus Politik und Medien scharte sich um Reagan und Kohl. Angehörige von 40 Nationen waren in Bergen-Belsen gequält und ermordet worden. Die meisten Opfer – über 50 000 – waren sowjetische Soldaten, Offiziere und Zivilisten. Sie wurden nicht mit einem Wort erwähnt. Der US-Präsident und sein Kanzler schwiegen. Nicht aus Verlegenheit. Sie haben dasselbe Feindbild. Sie stehen damit in einer Tradition, die vor 40 Jahren durch die Antihitlerkoalition zerschlagen wurde...

Bitburg. Hermetisch abgeriegelt. Beide scheinen nervös. Sie wollen ja nur zwei Handschläge lang (für die Massenmedien) posieren. Kugelsichere Staatskarosse. Keine Reden. Handschläge, die manche an ein Geschäft der „ehrenwerten Gesellschaften“ erinnern: Reagan und Kohl, Ridgeway und Steinhoff, der eine im Vietnam-Krieg, der andere von Hitler hochdekoriert: Da wurde die 1945 von so vielen Faschisten, ob Uniformierte oder Zivile, sehnlichst erwartete und eifrigst angebotene Waffenbrüderschaft besiegt – gegen die Sowjetunion.

Die Inszenierung des ganzen Bonner Gipfels 1985 war keine Panne. Sie war Ausdruck der antisowjetischen Kreuzzugsidologie, mit dem Ziel, alles und alle hoffähig zu machen, die eben schon damals „auf der richtigen Seite“ gekämpft haben, und richtig war und bleibt demnach der „Kampf gegen den Bolschewismus“. Da paßt vieles ins Bild: die Heroisierung der Technik und der Kriegsführung der „Deutschen im Zweiten Weltkrieg“. Diese Fernsehserie (anstelle der in Bayern nicht ausgestrahlten sowjetisch-amerikanischen Koproduktion „Der unbekannte Krieg“) ist aus dem Geist derer, die es nicht fertigbringen, SS-Treffen zu verbieten, die der VVN – Bund der Antifaschisten die Gemeinnützigkeit aberkennen und sie den Traditionspflegern der SS bestätigen.

An die Versuche schon der Nazis, ins Bündnis mit dem Westen zu kommen, erinnert dieser Tage der sowjetische Publizist und Historiker Lew Besymenski (*Literaturnaja gazeta*, 9. 5. 1985). Der antisowjetische Kreuzzug Hitlers war gescheitert, man suchte in schauerlichen politischen Grotesken neue Verbündete. SS-Obergruppenführer und General Karl Wolf, ein enger Vertrauter Himmlers, hatte in der Nacht vom 17. auf den 18. April 1945 mit Allen Dulles, dem Chef des Europäischen Büros des US-Strategischen Geheimdienstes, verhandelt. 1982 hat Karl Wolf diese Verhandlungen bestätigt und, Lew Besymenski gegenüber, seine unmittelbar daran anschließenden Gespräche mit Hitler geschildert. Demnach sei der „Führer“ sehr erfreut gewesen über die Kontakte zu Dulles. Er habe ihm sofort einen Plan zur Rettung des Deutschen Reiches vorgelegt: die Schaffung dreier Widerstandszonen – Berlin, Norddeutschland, Alpenfestung. Es sollten freie Korridore und Zonen belassen bleiben: von Hamburg bis Berlin, von Berlin bis zu den Alpen. In jenen Zonen, so erhoffte sich Hitler, würden die „widerwärtlichen Alliierten“, die „kommunistischen Sowjets“ und die „hyperkapitalistischen Amerikaner“ aufeinanderprallen. Stalin sei natürlich nicht mit den Ergebnissen von Jalta zufrieden, er würde sicher über die Demarkationslinien hinausdrängen und eben dann von den anglo-amerikanischen Truppen zurückgeschlagen werden. „Das ist

der Moment“, so Adolf Hitler laut Karl Wolf, „da ich die höchste Belohnung für meinen Anteil am Krieg erhalte.“

Was Kohl mit Hilfe Reagans schaffen wollte, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß in weiten Teilen der Bevölkerung ein Dialog über den Frieden vorherrscht. Noch niemals – weder 1955 noch 1965 und 1975 – hat es in dieser Intensität und Breite, in Stadt und Land, Begegnungen und Veranstaltungen gegeben, die dem diametral entgegenstehen, was für den Gipfel geplant war. Die Bundesrepublik Deutschland des Jahres 1985 ist nicht das, was sich die Kohl-Regierung und ihre Bosse aus Washington wünschen: Es ist ein Land, in dem, auch bei den Wahlen – siehe Nordrhein-Westfalen –, der Politik der Hochrüstung, des Sozialabbaus und der Rechtswende eine Abfuhr erteilt wird. Der Wechsel der Beiträge, die dieses Heft einleiten, spricht für sich selbst. In einem Interview, das der Journalist Wassili Peskow 1977 mit dem Schriftsteller Konstantin Simonow führte, ist nachzulesen, was eine jahrelange Hetze gegen die Sowjetunion, die Kommunisten und Sozialisten, gegen die „jüdisch-bolschewistische Weltverschwörung“ angerichtet hatte:

„Was ist nun ein Deutscher? Warum machten die Deutschen das Gebiet Smolensk zu einer einzigen Brandstätte, warum gab es Majdanek (als ich dieses Konzentrationslager sah, glaubte ich, verrückt zu werden), warum gab es Galgen und mit Leichen der erschossenen gefüllte Gräben?

Es war der reinste Unsinn zu glauben, die Deutschen hätten alle menschlichen Eigenschaften verloren. Ich entdeckte, daß die normalen menschlichen Empfindungen gegenüber den eigenen Leuten, gegenüber anderen Deutschen, bei ihnen voll und ganz erhalten geblieben waren. Ich begriff, daß es unter ihnen keineswegs mehr Sadisten und geborene Mörder als in jedem anderen Volk gibt. Es gab unter ihnen ziemlich viele gutmütige, sentimentale, milde Menschen. Das alles kam aber nur gegenüber anderen Deutschen zum Ausdruck. Für uns dagegen galten ihres Erachtens keine menschlichen Gesetze. Sie betrachteten uns, wie man junge Katzen betrachtet: ‚Eine wollen wir behalten, und die übrigen kann man ertränken.‘ Und das hat aus den Deutschen der Faschismus gemacht.“

Geißlers und Dreggers spontaner oder kaltblütig überlegter Antisowjetismus, auch die Hetze nach den alten Mustern („von Moskau gesteuert“ u. ä.) kommen nicht mehr so an wie gewünscht. Zwar gibt es genug Ewiggestrige und Neonazis und auch einflußreiche Kreise, die in Reagans Weltraumaufrüstung ein Mittel sehen, das zu erreichen, was 1945 gescheitert ist. Indes kommen auch sie nicht daran vorbei, daß eine Wiederholung des Krieges, in welchen Formen auch immer er vom Territorium unseres Landes aus vorbereitet wird, selbstmörderisch wäre. Diese Erkenntnis bestimmte die Demonstrationen in Bonn und Köln, Hamburg und Frankfurt.

Weithin sichtbar wirkte das auf Initiative der SPD zustande gekommene Nürnberger Treffen von Vertretern aus Städten und von Städten, die schon durch die Nennung der Namen die Bedeutung des Schwurs „Nie wieder Faschismus! Nie wieder Krieg!“ unterstreichen: Wolgograd, Leningrad, Coventry, Dresden, Lidice, Oradour... Und es sei auch an die Rede des Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker erinnert, die in wichtigen Aussagen an den demokratischen und antifaschistischen Auftrag des Grundgesetzes anknüpft, die den Widerstand aller Gruppen und Parteien würdigt und dem Wunsch der meisten Bürger unseres Landes nach Verständigung und Frieden Ausdruck gibt.

Redaktion kürbiskern

Dmitri Tulajew

Wir sind Kinder des Krieges... sei er verflucht!

Ich erinnere mich, wie zu Beginn der vierziger Jahre, während des Krieges, in die Stadt, in der ich aufwuchs, Soldaten von der Front zu ihren Familien auf Besuch kamen. Manch einer kam auch zu Nachbarn in unserem Hof. Dann drehte sich das Gespräch der Erwachsenen nur um das eine Thema, und wir Kinder hörten neidvoll unserem Altersgenossen zu, der mit eigenen Worten wiedergab, was „Vati erzählte hatte“. Meinen Freunden, die damals noch nicht einmal zehn Jahre alt waren, erschienen diese Geschichten wie geheimnisvolle und heroische Tatsachenberichte. Nachdem sich die Jungen und Mädchen unseres Hofs daran satt gehört hatten, begannen sie, endlos Krieg zu spielen, wobei sie in ihrer Vorstellung Helden der Front waren.

Der Krieg hatte für uns Kinder, die ihn nicht direkt von Angesicht gesehen hatten, bei allem leider einen Nimbus der Romantik, der von Siegeshelden, von der Kraft und dem Mut der Filmhelden, von der ruhigen und sicheren Atmosphäre der Vorkriegsjahre herührte. Mehr konnten wir damals nicht verstehen. Uns ging es da wie allen Kindern. Als aber der Krieg so plötzlich über uns hereinbrach, nahm er uns sofort die Väter, brachte unsägliches Leid über unsere Mütter und raubte uns allen jäh die kindliche Sorglosigkeit.

Vierzig Jahre nach dem Krieg sitze ich mit einer meiner Altersgenossinnen zusammen. Sie und ich sind Kinder der Kriegsgeneration. Wir blieben am Leben, aber das Leben hat uns tüchtig gebeutelt. Bei vielen kehrten die Väter von der Front nicht heim, die Mütter sind früh verstorben, und viele haben ein schweres Schicksal durchgemacht. Und alles wegen des Krieges. Bei mir war alles nur halb so schlimm. Ich habe bloß Krieg gespielt. Sie aber hat in der Kindheit gekämpft. Sie erfuhr den ganzen Schrecken, die Hölle des Krieges, von Stalingrad an, das schon damals ein unvergängliches Symbol der menschlichen Widerstandskraft wurde. Sie wurde Soldat – als Kind: Beljakowa Vera Iwanowna. Damals in Stalingrad, im Juni 1941, war sie noch nicht einmal zehn Jahre. Im Mai 1945 wird sie nicht einmal vierzehn sein. In Wien. Wie für alle ihre Altersgenossen brach auch für sie der Krieg ganz überraschend aus.

Das Echo des Krieges

Es war still. Sehr still. Die Stalingrader Steppen glühten vor Hitze. Die Sonne schmolte die zahllosen Gärten, in denen, längs der Wolga, winzige Häuser versteckt lagen. In einem solchen Haus, in einer unauffälligen Straße, wohnte sie, ein kleines Mädchen, mit Mutter und Großmutter. Das Schuljahr ging gerade zu Ende, und sie wurde in die 3. Klasse versetzt. Die Mutter arbeitete als Krankenschwester in der Tuberkulosefürsorgestelle des Gebietes.

Die Tage nahmen ihren gewohnten Lauf. Und dann kam der 22. Juni 1941. Ein Sonntag. An diesem Tag machte überall das schreckliche Wort die Runde – „Krieg“. Jedes der Kinder hatte immer wieder zu Hause die gedämpften Seufzer der Älteren gehört: „Wenn es nur keinen Krieg gibt“! Obwohl man schon mit ihm rechnen mußte, war denn doch alles aus dem Gleis gekommen, als er da war.

Diese kindliche Welt mit ihrer üppigen Phantasie. Was da nicht alles geredet wurde! – Das eine Kind hat schon einen Luftkampf gesehen, das andere

schon das Krachen der Flak gehört, ein anderes wieder... Der Krieg hatte aber wirklich begonnen, und die Kinder hielten jedes Geräusch für seinen Donner.

Vorläufig blieb der Himmel über Stalingrad noch wolkenlos still.

18. August 1941. An diesem Tag kloppte der Krieg direkt an die Tür von Veras Haus. Der Briefträger brachte den Einberufungsbefehl für die Mutter, sie wurde aufgefordert, sich innerhalb von 24 Stunden im Kriegskommissariat des Rayons einzufinden. Vera weinte. „Ich bekam Angst, so schreckliche Angst“, erinnert sich Vera Iwanowna. Aber vorläufig war das noch das Echo des Krieges. Nur das Echo.

Stalingrad als Frontstadt

Veras Mutter arbeitete oft mehrere Tage rund um die Uhr in einem der städtischen Lazarette. Zu Hause war sie kaum mehr anzutreffen. Und was ein Lazarett ist, erfuhr das Mädchen ziemlich bald. Im September, zu Beginn des Schuljahres, wurden in ihrer Schule Nr. 10 in den Klassenzimmern Betten aufgestellt. Dann brachte man von der Front Verwundete und legte sie auf diese Betten.

Den Unterricht der Kinder verlegte man in eine andere Schule. In dieser Schule waren Schüler aus mehreren Schulen zusammengefaßt, unterrichtet wurde in drei Schichten. Dann wurden rings um die Schule Gräben ausgehoben. Die Kinder erfuhren, wie man sich darin im Falle eines Fliegeralarms deckt. Die Musikschule wurde geschlossen.

Schritt für Schritt machte sich der Krieg bemerkbar, und die Kinder Stalingrads wurden in den Krieg versetzt.

Sie sahen abends verdunkelte Fenster, stellten sich in Läden an, wo man jetzt auf Lebensmittelkarten einkaufte. Viele Väter waren an die Front gegangen. Und dennoch war die Frontlinie noch weit. Von Zeit zu Zeit gab es Fliegeralarm. Anfangs strömten die an Kriegsverhältnisse noch nicht gewöhnten Stalingrader nachts mit den Kindern beim Heulen der Sirenen aus ihren Häusern auf die Straßen und schauten neugierig auf die Scheinwerfer, die am dunklen Himmel ein in der Höhe fliegendes feindliches Flugzeug suchten. Fast ein Jahr noch war es Stalingrad gegönnt, relativ ruhig zu leben.

Selbst im August 1941, als die Frontlinie sechzig bis siebzig Kilometer von der Stadt entfernt verließ, stand Stalingrad noch unversehrt. Belebte Straßen, Straßenbahnen voller Fahrgäste und weit geöffnete Türen der Verkaufsläden.

Im Fabrikviertel rauchten Dutzende von Schornsteinen. Aber das Äußere der vom Alltagsgetriebe erfüllten großen Stadt entsprach keineswegs der Lebensweise ihrer Bewohner. In den Schulen wurde noch unterrichtet, aber zu den Schulpflichten der Kinder kamen jetzt auch andere Aufgaben.

Zusammen mit anderen Kindern nahm Vera an Konzerten für Leichtverwundete teil. Sie spielte Geige, las Schwerverwundeten die Briefe vor und gab in Lazaretten brandverletzten Fliegern und Panzersoldaten zu essen. Das medizinische Personal reichte längst nicht mehr aus. Mit ihren Freundinnen sammelte sie die Splitter von explodierten Bomben und Flakgranaten ein und trug sie zur Erfassungsstelle für Altmetall.

„Ich kann auch dir, Mutti, bei deiner Arbeit im Lazarett helfen“, sagte einmal Vera, als sie für einen Sprung nach Hause gekommen war.

„Versuch, solche Stäbchen zu machen“, schlug ihr die Mutter vor. Sie nahm irgendwo ein kleines Holzstäbchen heraus und gab es dem Töchterchen.

„Wozu sind die nötig?“

„Im Lazarett umwickelt man sie mit Watte und versorgt Wunden. Es werden sehr viele benötigt“, antwortete die Mutter.

Und schon machte Veras ganze Klasse solche Stäbchen.

Nach dem Unterricht eilte Vera ins Lazarett. Ihre Schultasche war mit Stäbchen vollgestopft.

Im Lazarett hatte man sich schon an Vera gewöhnt. Auch sie hatte sich ans Lazarett gewöhnt, in ihrem weiten weißen Kittel, der ihr bis zu den Fersen reichte, klein, flink, geschickt, mit allem zureckommend und allgegenwärtig, wurde sie eine von ihnen, da war sie im Verbandraum, legte einfache Verbände an; Arbeit gab es genug und im Übermaß, rund um die Uhr.

Es war spät. Draußen war Nacht. Vera mußte allein nach Hause, durch die dunklen, leeren Straßen Stalingrads. Ihr war etwas gruselig, aber was soll's, im Lazarett durfte sie nicht bleiben. Plötzlich ballerte die Flak. Die Sirenen heulten Fliegeralarm. Vera duckte sich intuitiv, öffnete schnell die Schultasche, entnahm ihr ein kleines Kissen – ihren „Schutz“ gegen Splitter hatte sie immer dabei. Sie bedeckte damit den Kopf. Die Erwachsenen hatten den kleinen Stalingradern eingeschärft, sich so zu schützen, wenn sie vom Fliegeralarm auf der Straße überrascht würden. Manchmal half das tatsächlich, Verwundungen zu vermeiden.

Vera packte die Angst. Ihr war damals noch nicht bewußt, daß auch sie getötet werden könnte. Wie Menschen sterben, hatte sie schon gesehen. Vor ihren Augen starben Verwundete. Da war ein Mensch – und plötzlich ist er tot. Aber das waren alles Erwachsene. Erwachsene können sterben. Kinder niemals. Davon war Vera überzeugt. Nicht nur Vera. Vielleicht denken alle Kinder so. Die Angst des Mädchens kam davon, daß ihr Splitter weh tun könnten. Was gibt es Schrecklicheres als Schmerzen??!

Am nächsten Tag stand Vera vor dem Chef des Spitals mit der Schultasche in der einen Hand und mit der Geige in der anderen. „Nach Hause gehe ich nicht mehr“, wiederholte sie hartnäckig.

„Meinetwegen“, sagte der Chef nach einigem Überlegen, „bleib da“.

Die Evakuierung

23. August 1942. Die Lage bei Stalingrad änderte sich jäh und bedrohlich. An diesem Tag brachen deutsche Panzer in der Nähe des nördlichen Stadtrandes zur Wolga durch. Gegen fünf Uhr abends warfen Hunderte von „Junkers“ und „Heinkel“ Tausende von Bomben auf die dichtbesiedelten Viertel Stalingrads. Ein ungeheuerer Brand erfaßte die riesige Stadt. Aus den an verschiedenen Stellen durchlöcherten Behältern ergoß sich das brennende Erdöl nach allen Seiten und rann allmählich in den Fluß hinunter. Die Wolga war ein einziges Feuermeer. Das konnte niemand löschen. An diesem Tag legten die hitlerfaschistischen Barbaren Stalingrad in Asche.

Die Situation erforderte die Evakuierung der Bewohner, die nicht mit Verteidigungsarbeiten beschäftigt waren, vor allem der Frauen und Kinder. Über die Stadt war der Belagerungszustand verhängt worden. Rund dreihunderttausend Menschen mußten so schnell wie möglich über die Wolga gebracht werden. Die Stadt bereitete sich auf Straßenkämpfe vor. Als so der Krieg über die Stadt gekommen war, verhielten sich die Stalingrader wie kämpfende Soldaten. In dieser Hölle des Feuers, des erstickenden Rauchs und unter dem ununterbrochenen Krachen von Explosionen blieben die Menschen ruhig – es brach keine Panik aus. Das Leben ging weiter.

Ende August 1942. Vera, ihre Mutter und Großmutter verließen Stalingrad.

Sie wurden unter Bombenhagel auf einen Motorkahn verladen. Am Ufer sank ein Haus nach dem anderen in Trümmer, und selbst die Trümmer dieser mehrstöckigen Häuser wurden noch einige Male zerbombt. Die von der Störung und dem Wind getriebenen Feuerschleier der Wolga verdeckten den halben Himmel, wobei ein unerträglicher feuriger Atem die in Schutt und Asche gelegten Ufer streifte. Die Gegenwart eines Menschen in diesem tosenden Inferno erschien unwahrscheinlich.

Zwei Schleppkähne mit evakuierten Kindern, Frauen und Verwundeten stießen vom Ufer ab. Wohin? Wer hätte auf diese Frage antworten können?! In der Wolga wimmelte es von Treibminen.

Eine Explosion, eine feurige Wassersäule: der vordere Kahn war explodiert und in wenigen Minuten im brennenden und brodelnden Wasser versunken. Vor den Augen der Hinterherkommenden verschluckte der Fluß das kleine hilflose Schiff mit allen, die an Bord waren. Zusammen mit anderen Kindern stand Vera am Bug des anderen, im Kielwasser folgenden Kahns. Noch heulte sie deutlich, wie die Todgeweihten um Hilfe schrien. Nein, sie kann darüber nicht sprechen, es würgen sie die Tränen, und sie verspürt Stiche am Herz.

Die Wege der Evakuierung führten Vera, ihre Mutter und Großmutter in eine kleine Ortschaft hinter Barnaul, zweitausend Kilometer östlich von Stalingrad. Hier sollte ursprünglich ein Abtransportlazarett eingerichtet werden, das unterblieb aus irgendwelchen Gründen. Eine Zeitlang blieben die Neuankömmlinge, danach brachte man sie alle in einer großen Steinkirche unter, kalte Hungermonate folgten. Alles arbeitete für die Front, ein Leben voller Anstrengungen und Entbehrungen. Besonders schwer war es mit den Lebensmitteln. Die Schule konnte Vera nicht besuchen – es gab keine Lehrer. Kurz vor Neujahr 1943 wurde sie elf Jahre alt, aber dem Aussehen nach hielt niemand das Mädchen für mehr als acht Jahre – klein, abgemagert und blaß, hatte sie schon längst vergessen, was es heißt, satt zu sein, in einem warmen Bett zu schlafen und mit den Altersgenossen herumzutollen. So lebten sie bis zum Januar 1943, als Veras Mutter nach Lipezk, eine Frontstadt zwischen Kursk und Orjol, geschickt wurde. Sie nahmen Abschied von der Großmutter – sie, die in letzter Zeit schrecklich gealtert war und gebrechlich wurde, blieb im Hinterland. Sie fuhren weg und wußten nicht, daß sie die Großmutter nicht mehr sehen würden. Sie wird an Entkräftung und aus Gram sterben und in einem Massengrab, unbekannt und in aller Eile, begraben werden.

Nur Mut, Verotschka, nur Mut!

Lipezk. Fröste wie in Sibirien. In den Schulklassen gefriert die Tinte in den Tintenfässern. Die Kinder wärmen sie an der Brust, damit die Tinte auftaut – eine Zeitlang wird man damit schreiben können. Unter den Bänken schauen löcherige Filzstiefel, aber noch öfter löcherige Schuhe hervor. Alle sitzen im Mantel. Und trotzdem ist ihnen kalt. Die Schule wird nicht geheizt – es ist kein Holz da. In einer Entfernung von zwanzig Kilometern verläuft die Front. Der Unterricht findet unter dem Bersten der Artilleriegeschosse statt. „Mutti hat es gut im Lazarett, dort ist es warm“, denkt Vera, indem sie mit der Feder auf dem Zeitungsblatt kratzt. Sie schaut die Schuhe an, dieselben, in denen sie noch im August 1942 Stalingrad verlassen hat, und versucht, die Zehen zu bewegen, fühlt aber nur ein schmerhaftes Taubwerden der Gliedmaßen. Bald vergeht der Schmerz. Jetzt spürt sie, wie die Hände vor Kälte

erstarren. Vera zieht die Fäustlinge aus – die Finger ihrer Hände sind weiß wie Wachs. „Trotzdem muß ich sitzen und lernen“, folgert Vera in Gedanken. „Mutti sagt, daß ich sowieso ein halbes Jahr verloren habe und das Versäumte nachholen muß – in der vierten Klasse werden ja Prüfungen sein.“

An jenem Tag gelangte Vera mit Mühe und Not aus der Schule nach Hause. Sie erinnert sich: „Ich habe mich nach Hause geschleppt.“ Die Füße fühlte sie nicht, die Hände auch nicht. Sie legte sich ins Bett, verfiel in einen Dämmerzustand und schlief ein. Sie wachte über schreckliche Schmerzen auf. Über dem Bett sah sie die erschrockenen Augen der Mutter: „Schnell ins Lazarett, Töchterchen!“

Die Diagnose lautete: Erfrierungen beider Hände und Füße, beginnende Gangräne. „Was steht bevor?“ – „Eine Amputation... Das ist fast unvermeidlich.“

Wer weiß nicht, wozu das Herz und die Entschlossenheit der Mutter für die Rettung des eigenen Kindes fähig sind! Blinde Intuition und ein unbezwinglicher Wille kennen keine Hindernisse. „Amputieren? Das lasse ich nicht zu! Ich werde sie gesundpflegen!“

Und das Mädchen ist wieder zu Hause. Im Zimmer steht der intensive Geruch von Lebertran. Damit begießt Veras Mutter jeden Tag die schwarzen erfrorenen Hände und Füße Veras.

Die Mutter Veras kennt noch nicht den Ausgang des schrecklichen Leidens. Sie wird alles ertragen und bezwingen, zu Fuß noch durch halb Europa marschieren, mit den Kämpfen durch Odessa und Kischinow, durch Rumänien, Bulgarien, Jugoslawien, Ungarn und Österreich kommen, eine persönliche Kampfwaffe erhalten, und ihre Hände werden mit ihr auf den Feind schießen, wird Auszeichnungen bekommen – die Medaille „Für die Einnahme Budapests“, die Medaille „Für die Einnahme Wiens“ und die Medaille „Für den Sieg über Deutschland“. Doch vorläufig kämpft Veras Körper aus letzten Kräften ums Leben. Einige Wochen später beginnt er den Tod zu besiegen.

„Mutti... ich werde an die Front davonlaufen“

Ein Jahr war vergangen. Es kam das Frühjahr 1944. Der Krieg war an die Grenzen der Sowjetunion zurückgewichen. Wie geht es dir, Vera? Wo bist du?

Davon wird uns der Brief erzählen, den sie ihrer Mutter an die Front geschrieben hat. Wollen wir ihm einige Worte vorausschicken.

Wie schwer es auch war, sich von der Tochter zu trennen – das Mädchen im Feuer der Kämpfe und Schlachten bei sich zu behalten, war nicht möglich, und Veras Mutter hatte deshalb beschlossen, sie in ein Kinderheim in Charkow zu geben, das inzwischen eine Stadt im Hinterland war. Dort ist Vera in Sicherheit, weit weg von der Front, unter Aufsicht Erwachsener, und lernen muß sie ja auch, sie ist schon in der fünften Klasse.

„Grüß dich, liebe Mutti!

In unserem Kinderheim sind sehr viele Kinder. Es gibt solche, die bei den Partisanen und an der Front waren. Von vielen sind die Eltern im Krieg gefallen oder verschollen. Wir werden gut angezogen, aber zu essen gibt es nichts. Um Wasser fahren wir selbst zu einem Hydranten. Die Jungen füllen die Fässer mit Wasser, und die Mädchen spannen sich in den Schlitten ein und bringen die Fässer ins Kinderheim. Dann kocht man uns Suppe aus Grütze. Wenn die Suppe fertiggekocht ist, holt man die Grütze heraus, weil daraus Fladen gemacht werden. Mit einem Fladen essen wir das gekochte Grützwasser.

Jeden Tag werden in unser Kinderheim neue aufgeschwemmte Kinder gebracht, und aus ihnen rinnt immer irgendwas.

Man hat auch einen neuen Jungen zu uns gebracht. Er war Minenspezialist bei den Partisanen und seine Hände sind dabei zu Schaden gekommen. Wir gingen ihn alle heimlich anschauen. Er hat eine richtige Soldatenuniform mit Schulterklappen an, und er weiß, wie man eine Mine finden kann.

In die Schule gehen wir nicht, weil keine Lehrer da sind und auch deswegen, weil alle Kinder krank und schwach sind und sowieso nicht lernen können. Dafür gehen wir in den Eichenwald um Eicheln. Wenn wir genug beisammen haben, braten wir sie auf einem kleinen eisernen Ofen und essen sie. Gebraten schmecken sie gut, weil es sonst nichts zu essen gibt, und Hunger haben wir die ganze Zeit.

Man zeigt uns Filme, und wir schreien hurra, wenn die Unseren angreifen, und weinen, wenn die Deutschen die Unseren an Galgen aufhängen. Wir wissen, daß der Krieg zu Ende geht. Das sagt man uns im Kinderheim. Und bestimmt wird er mit unserem Sieg zu Ende gehen, weil wir unser Land befreien. Nur wissen wir nicht, wann der Sieg sein wird.

Mutti, wenn du mich nicht aus dem Kinderheim nimmst, laufe ich an die Front davon. Wir sind sehr hungrig.

Mutti, ich küsse dich herzlich und umarme dich.

Deine Tochter Vera“

Der Brief gelangte an die Front. Bald darauf kam Veras Mutter ins Kinderheim. Und – sie will es noch heute kaum für wahr halten: Mutter und Tochter fahren zusammen an die 3. Ukrainische Front, in den Süden, Odessa zu.

Mit Soldatenschulterklappen

„Warum ist ein Kind in den Stellungen eines Truppenteils? Wessen Kind ist das?“ Der General blickte Vera streng an. In einer Pfütze stehend, ihr Schuhwerk prüfend, ob es nicht undicht ist, fing sie stockend an zu erklären, daß ihre Mutter in dieser Einheit dient, daß sie Oberleutnant und Oberfeldscher, und noch chirurgische Armeeschwester und Chef des Lazarettstabs ist.

„Warum grüßen Sie nicht, wie es sich gehört?“ fragte der General plötzlich. Er war nicht mehr so streng, und Vera faßte Mut: „Ich kann nicht, Genosse General. Ich habe keine Schulterklappen.“

„Wie alt bist du?“ Seine Stimme war freundlich, väterlich.

„Zwölf.“

Er betrachtete sie mit Interesse. Er glaubte es offenbar nicht, denn sie war gar so klein. Er hielt Umschau, und als er einen vorbeigehenden Offizier erblickte, rief er ihn zu sich und ordnete an: „Einkleiden!“

Am Abend desselben Tages rapportierte Vera im grünen Tuchkleid mit Schulterklappen, in Feldmütze und Stiefeln mit heller Stimme, strammstehend und die rechte Hand an die Schläfe drückend: „Genosse General, ich melde mich auf Ihren Befehl.“

„Ach du Knopp!“ entfuhr es dem General, er lachte. „Dein Dienst ist in der Sanitätsstelle.“

So wurde Vera die Tochter des 134. Regiments. Soldat und Sanitätsinstrukteur. Sie bekam eine richtige Sanitätstasche mit allem Notwendigen für die erste medizinische Hilfeleistung. Was mit deren Inhalt zu tun ist, wußte sie schon längst. Weil sie seit langem und ohne fremde Hilfe in den Krankensälen des Lazarets mit Binden, Jod und Abschnürungsschlüchen hantierte. Sie stellte Kranken die Diagnose – Grippe, Angina, Malaria – und gab Arz-

neien aus. In komplizierteren Fällen schickte sie die Kranken zu den Ärzten. So begann die Arbeit des Sanitätsinstrukteurs Vera Beljakowa – übrigens nun schon ohne Zugeständnisse an ihre Jugend und ihre Unerfahrenheit.

Eine Erdhütte war ihre Unterkunft. Sie sang Soldatenlieder – Kinderlieder kannte sie keine. Sie fror und wurde klatschnaß unter dem Fronthimmel. Mit den Erwachsenen begrub sie die gefallenen Kameraden, auf Erwachsenenart weinte sie mit ihnen an den Massengräbern und Einzelgräbern der sowjetischen Soldaten. Sie aß aus dem Soldatenkochgeschirr. Im Krieg, wie im Krieg.

Sie bekam eine TT-Pistole. „Schieß, Kleine! Ohne Waffe geht es im Krieg nicht.“ Mit einer Hand konnte sie das schwere Stück nicht heben. Sie packte sie mit beiden Händen, lehnte sie beinahe an die Nase an und zielte. Schuß! Beim Rückstoß verletzte sie sich an der Stirn. Die TT taugt nicht, sie ist wirklich schwer. „Nimm den Trommelrevolver da, er ist leichter, Töchterchen.“ Aber auch dieser ging über ihre Kräfte. Man fand einen leichten deutschen Browning: „Das ist das, was du brauchst! Jetzt kämpf auch mit ihm, Töchterchen!“

Alle nannten sie Töchterchen, auch diejenigen, die ihren Namen kannten. Kinder im Kampf? Im Krieg? Kann man sich etwas Schrecklicheres und zugleich Heroisches vorstellen?! Vielleicht haben wir uns deshalb bemüht, hier die Beschreibung der Schrecken des Krieges mit seiner Pathologie des Blutes und den herzzerreibenden Geschehnissen zu vermeiden, deren ungewollte Zeugen die Kinder der Front, darunter auch Vera Beljakowa waren. Denn dadurch wird die Formel „im Krieg, wie im Krieg“ nicht weniger grausam. Der Krieg ist am allerwenigsten eine Sammlung von Abenteuern.

Täglich, Monat für Monat, jahrelang dem Tod in die Augen blicken. So etwas können Erwachsene kaum aushalten.

Es ist leicht gesagt: Für sie begann das Leben eines Soldaten. Und das mit zwölf Jahren! Nicht in die Schule gehen, wenn das Lernen doch deine Hauptaufgabe ist, in Erdhütten leben, statt den eigenen Winkel zu Hause haben, in einer gemütlichen, warmen Wohnung mit Lieblingsbüchern und Großmutters Kuchen, guten und lieben Eltern neben dir.

Nichts von dem hatte das „Töchterchen des Regiments“. Harte Pritschen in Erdhütten, wo eine Benzinfunzel rußt, Mäuse und Ratten herumlaufen, kaum daß man sich zum Schlafen auf die Pritsche legt und die Benzinfunzel für die Nacht ausbläst. Gerade so hat Vera ihr erstes Soldatenheim – die Erdhütte – in Erinnerung. Sie erzählt: „Dort liefen Ratten herum und jagten mir Furcht ein. Über das alltägliche Leben machte ich mir keine Gedanken, ich nahm alles so, wie es kam. Nach dem Ende des einen Kampfes wartete ich mit einer gewissen beklemmenden Spannung auf den nächsten – und so ging es bis Kriegsende.“

Bei der Befreiung von Budapest

Der Krieg neigte sich seinem Ende zu. Im Zentrum Europas tobten die letzten Schlachten. Die letzten, aber sie waren nicht minder erbittert und blutig als die, die ihnen vorangegangen waren. Vera Beljakowa zog im Verband der 3. Ukrainischen Front mit ihrem 134. Regiment in Richtung Budapest. Die Stadt wurde von SS-Elitetruppen verteidigt. Beim Heranrücken an die Hauptstadt Ungarns geriet das Regiment in eine Einkreisung und mußte eine Rundumverteidigung beziehen. Es war ein Kampf auf Leben und Tod. Die

Gefechtsordnungen vermischten sich so, daß schwer zu überblicken war, wo der rückwärtige Raum und wo die Front lag. Vera eilte über das Feld, das eben wie ein Brett war, mit der Sanitätstasche über der Schulter und dem Browning in der Hand. Vor einigen Tagen hatte sie, als sie im Unterstand geschlafen hatte, durch die Explosion eines in einer Entfernung von etwa zehn Metern krepierenden Geschosses eine Gehirnquetschung erlitten, und jetzt tat der Kopf weh und schmerzte der Körper, der wie aus Watte war und ihr nicht gehorchen wollte. Aber bei wem sollte sie über ihre Schmerzen klagen, wen um Hilfe bitten, wenn von ihr selbst Hilfe erwartet wurde – alles ringsum war mit Verwundeten übersät. Da sank ein Soldat um – schnell hin zu Hilfe. Plötzlich stand da die riesige Figur eines SS-Mannes, der direkt auf sie zulief.

„Ich sah ein schrecklich verzerrtes schweißbedecktes Gesicht und böse Augen, seine massive Figur, wie ein Panzer. Einen Augenblick schien mir, daß er mich mit etwas Spitzem durchbohrte, aber dann schlug er mit voller Wucht wie vom Blitz gefällt auf die Erde. Erst dann begriff ich, daß ich ja auf ihn gezielt hatte – geschossen hatte mein Browning. Ich habe geschossen und ihn getötet, und meinen eigenen Schuß habe ich für einen Feuerstoß aus der Maschinengewehr auf mich gehalten. Angst hatte ich nicht, Mitleid hatte ich nicht, und Tränen gab es keine“, erinnert sich Vera Iwanowna.

„Wir sind Kinder des Krieges...“

In Wien erfuhr ich vom Kriegsende. Auf den Lippen der Menschen erklang freudig das Wort „Sieg!“. Veras Mutter stand noch mitten in den Kämpfen und befand sich irgendwo in Nordungarn, und Vera ging hier in Wien durch die ruhig gewordenen Straßen. In den Kriegsjahren gewöhnte sie sich an die ständigen Trennungen von der Mutter und bemerkte sie oft nicht einmal, aber jetzt fühlte sie sich plötzlich und ganz unerwartet für sie selbst sehr einsam. Auch fühlte sie den Schmerz des bevorstehenden Abschieds von den Kameraden, die für sie liebe und vertraute Menschen geworden waren. Bald werden alle ihre Wege auseinandergehen. Sie werden nach Hause fahren und einander nie mehr sehen. Diese Gedanken ließen Vera bitterlich weinen.

Im Sommer 1945 trennte sich die „Tochter des Regiments“ von den Schulterklappen und befand sich in Moskau. Zuerst lebte sie im Kinderheim im Sato-moskowetschje-Bezirk auf dem Danilowskaja-Platz, und als ein paar Monate später ihre Mutter aus der Armee zurückkehrte, begannen sie zusammen in einem Wohnheim, in einem Haus am Sadovoje Kolzo zu leben. Nach Stalingrad kehrten sie nicht mehr zurück. Die Stadt lag ganz in Ruinen, und von ihrem Häuschen ist keine Spur geblieben. Das Leben verlief in neuen Bahnen. Man brauchte nicht mehr zu kämpfen und Verwundete zu verbinden, im Lazarett Dienst zu machen, mit seinem Regiment dem Feuertod entgegenzugehen. Jetzt mußte man jeden Morgen in die Schule. Wenn auch vorläufig noch in demselben Militärkleid und in Soldatenstiefeln, aber dafür ohne Sanitätstasche – mit der Schultasche, nicht aufs Gefechtsfeld, sondern in die Schulklassen. Man sollte sich eigentlich des Lebens freuen, die versäumten Schuljahre und die versäumten Jahre der Kindheit nachholen. Sie ist doch erst vierzehn Jahre alt. Von welcher Seite man es auch betrachtet, sie hat ja noch alles vor sich. Und plötzlich darf sie nicht in die Schule gehen – es zeigte sich eine Lungen-tuberkulose. Vera kommt ins Krankenhaus. Der Krieg läßt einen nicht so

Die Ärzte taten alles, was in ihren Kräften stand. Die Krankheit klang für eine Zeitlang ab, bald flammte sie mit neuer Kraft auf. In der Zwischenzeit besuchte Vera die Schule, und dann, in den langen Krisenmonaten, lag sie feiernd im Krankenhaus. Die Tuberkulose zerfraß ihre Lunge. Das Mädchen war wieder in Gefahr. In den Kampf um die „Tochter des Regiments“ traten die Ärzte des Zentralen Tuberkuloseinstitut.

Sie konnte die Schule beenden mit einer Verspätung von zwei Jahren, sie war zwanzig geworden, träumte davon, Juristin oder Lehrerin zu werden, fest entschlossen, gegen das Böse zu kämpfen, deshalb wollte sie die Menschen für das Gute erziehen. Aber wieder machte ihr die Gesundheit einen Strich durch die Rechnung. Der verfluchte Krieg, auch hier stellte er sich in den Weg.

„Nicht einen einzigen Tag hört er auf, mich zu verfolgen“, sagt Vera Iwanowna. „Der Krieg hat mir das heimatliche Stalingrad genommen. Ich besuche es jedes Jahr und kann nicht ruhig durch seine Straßen gehen. Hier sind fast alle Freunde meiner Kindheit ums Leben gekommen. Der Krieg hat mir die Gesundheit genommen – meine Lunge, und die Hände und Füße vertragen jetzt nicht einmal die geringste Kälte. Da ist nichts zu machen“, Vera Iwanowna seufzt schwer. „Da ist nichts zu machen“, wiederholt sie. „Wir sind Kinder des Krieges... Sei er verflucht!“

Zum Glück haben die Friedensjahre das ihre getan. Als das Land die vom Krieg geschlagenen Wunden heilte, tat es alles für diejenigen, die die Militäruniform gegen Zivilkleidung austauschten. Auch Vera Iwanowna hat ihren friedlichen Lebensweg gefunden, indem sie ihr Schicksal mit der Medizin verband.

Heute ist Vera Iwanowna dreißig fünf Jahre alt. Vor acht Jahren hat man ihr die Rente zugesprochen. Sie arbeitet aber weiter als Röntgenlaborantin in einer Bezirksstelle des Unfalldienstes von Moskau. Vera ist Großmutter. Sie hat einen lieben drei Jahre alten Enkel. Auch Vera Iwanownas Mutter lebt. Sie ist zweihundachtzig Jahre alt. Wie früher leben Mutter und Tochter weiter zusammen.



Foto: Georgi Zelma

Renée-Marie Parry Hausenstein Der gute Weg ist machbar

Rede in Hebertshausen zum Befreiungstag von Dachau, 28. April 1985.

Liebe Freunde, dorogije drusja,
es mag Sie verwundert haben, zu hören, daß es in München ein aktives amerikanisches Friedenskomitee gibt, das das andere Amerika, das gute Gewissen Amerikas, repräsentiert. Es dürfte wenigen bekannt sein, daß nach den neuesten Meinungsumfragen mehr als 80 Prozent¹ der amerikanischen Bevölkerung sich für einen sofortigen Rüstungsstopp ausgesprochen haben. Es ist eine Ehre für mich, im Namen dieses Komitees zu Ihnen zu sprechen.
In meinem Versuch, dem Auftrag des Munich-American-Peace-Committee gerechter zu werden, hier, an der Erschießungsstätte der sowjetischen Gefangenen in Hebertshausen etwas Helfendes für die Zukunft zu sagen, bat ich junge Freunde in der Bundesrepublik, mir von ihren Gedanken zu schreiben über diese Vergangenheit, die wir hier bedenken – und an der sie keine Schuld tragen. Was sie mir schrieben, ist mir ein Ansporn und meine Einleitung geworden.

Was denken diese jungen Deutschen? Sie sagen, daß sie „trauern lernen wollen“; trauern um das unvollständige Wissen, das sie haben „und den Mangel an eigener Betroffenheit. Trauern um den neuen Nazismus, trauern um die

blinde Konsumwut und die unpolitische Haltung der Mehrheit“. Sie schrieben, daß sie „lernen wollen für eine nächste Epoche, ohne sich von der jetzigen auffressen zu lassen, aber auch ohne sich zu verschließen“. Zum Schluß meinten sie „es fehlt eine hoffnungsvolle Form, eine Idee fürs Engagement, weil die ‚da oben‘ ungerührt die Welt weiter aufrüsten und den Lebensraum zerstören“.²

Die Suche nach der Wahrheit

Für viele von uns ist der Weg nach Dachau, bewußt oder unbewußt, von dem Wunsch getragen, der Wahrheit als solcher, in ihrem allertiefsten Sinn, näher zu kommen. Wir suchen hier die Wahrheit als Weg in die Zukunft, vor der es uns bangt. Wir empfinden es in unserem Innersten, daß die Todesängste, die Millionenfach in den deutschen Konzentrationslagern erlitten wurden, in uns zu viel größerer Bedeutung und Entscheidungskraft führen sollten, und daß es nicht um neue Anklagen, sondern *nur* um die *Lehre* aus diesen abgrundigen Erfahrungen gehen kann. Hätten wir gelernt, dann gäbe es auch keine schändlichen Debatten über die sogenannte „Auschwitz-Lüge“ – und jetzt über Bitburg ...

Wenn es uns heute, gemeinsam, gelingen könnte, den Weg der Verantwortung besser zu erkennen, der es der Menschheit erlauben wird, nicht nur zu überleben, sondern in vernünftiger Einsicht mit- und füreinander dazusein und damit ein menschenwürdigeres 21. Jahrhundert einzuleiten, dann mag dieser Gedenktag dem Schmerz und der Pein dieses Orts vielleicht gerecht werden.

Der Mensch in der Geschichte

Aus Washington wurden wir belehrt, daß es die deutsch-amerikanische Freundschaft zu feiern gilt und uns mit der Vergangenheit nicht zu sehr zu beschweren. Die mit dieser Vergangenheit zu tun hatten, seien ja meist tot! Welche verhängnisvolle Einstellung zur Gegenwart und zur Zukunft. Der Mensch lebt doch als Glied und Bindeglied in der Geschichte. Die Schöpfung der Zukunft durch den Menschen hängt in großem Maße von seinem Geschichtsverständnis ab. Ohne die innere Fortdauer in und durch Geschichte gibt es keine Reue und keine Umkehr „und darum auch keine Besserung“.³ Dachau als Quelle eines neuen Geschichtsbewußtseins und epochaler Entscheidung – ja! Aber als Besuchsgegenstand zur Schaffung strategisch-politischer Kulissen – nein! Max Picard hat 1945 bereits gewarnt: „Es genügt ... nicht, den Nationalsozialismus bloß durch ein anderes System zu ersetzen, der innere Zustand des Menschen von heute vermag auch eine Demokratie auf hitlerische Weise zu mißbrauchen.“⁴

Unsere Welt – heute

Die sogenannte Realpolitik, die Machtpolitik der regierenden Männer und der eisernen Ladies im Amt, die Spieltheorien und Mega-Entwürfe ihrer Politologen, ihr Gigantismus ist ohne Vision und ohne menschliche Dimension. Ohne die Basis ihrer Theorien je in Frage stellen zu wollen – trotz der bösen Erfahrungen – riskieren sie auf Supergipfeln die physische und geistige Existenz der ganzen Erde. Immer hektischere Teilkorrekturen des Wirtschaftssystems werden die Menschen Afrikas, zum Beispiel, nicht retten. Seit Jahren

wissen die Spezialisten von der kommenden Hungerkatastrophe. Ohne intensive Entwicklungsprogramme zur Selbsthilfe auf lange Sicht werden vor dem Jahr 2000 über 150 Millionen Menschen in Afrika des Hungers sterben. Wir teilen die Verzweiflung unserer jungen Freunde, die die technische und chemische Vergewaltigung unserer Biosphäre nicht mehr mitansehen können. So werden um das Jahr 2000 die tropischen Regenwälder rund um die Erde vernichtet sein. Ich erinnere an ein Beispiel: Der Amazonas, der allein 50 Prozent des auf Land entstehenden Sauerstoffs der Erde produzierte, wird rasant „entwickelt“, das heißt zerstört; von den ermordeten Indios, von den millionenfach verschwindenden Pflanzen- und Tierarten, deren Vielfalt wir brauchen, und von unseren eigenen sterbenden Wäldern erst gar nicht zu reden.

Und dann – die Vergewaltigung des Menschen selbst:

- durch die Folter von Mensch (und Tier), die grausamer denn je zuvor in zwei Dritteln aller Nationen wütet;⁵
- die Vergewaltigung durch die Militarisierung der Erde, der Ozeane und nun des Weltraums, für welche weit über ein Drittel aller Wissenschaftler, Techniker und Ingenieure direkt oder indirekt beschäftigt sind, mit einem Kostenaufwand von an die eineinhalb Millionen Dollar *pro Minute*;
- durch die wirtschaftliche Unterwerfung und Beschleunigung der Fehlentwicklung in den vielen Ländern, die wir zur ‚Dritten Welt‘ abgestempelt haben, wo aber zwei Drittel der Weltbevölkerung zu Hause sind. Diese Länder sind uns mit fast 1000 Milliarden Dollar verschuldet. Statt ihrer lebenserhaltenden Nahrung pflanzen sie Tee, Kaffee, Tabak und Viehfutter für unseren Fleischkonsum, um dem reichen Norden horrende Zinsen zahlen zu können, die oft über 25 Prozent der Einnahmen der großen Banken ausmachen;
- und dann die Vergewaltigung durch die wachsende und entwürdigende Arbeitslosigkeit mit über 30 Millionen betroffener Menschen allein in Europa;
- durch die Schulen der Kriminalität und des Sadismus in Filmen, Fernsehen und Videos, exportiert und importiert auf allen Kontinenten für Milliarden Profite, wie die Waffen;
- durch das Drogengeschäft für die wachsende Zahl desorientierter und ver zweifelter Menschen;
- durch die Manipulation der Frau in der Gen- und Reproduktionstechnologie und deren Auswüchse, die in Vorbereitung stehen;
- durch die politische Lüge und die Geheimhaltung von lebenswichtiger Information, die den Menschen zur Ohnmacht verurteilen und schließlich, aus letzter Verzweiflung, zur Gewalt greifen lassen;
- durch den Mißbrauch der Sprache, der Symbole und der Religionen – zur Fanatisierung und Primitivisierung ganzer Völker und zur Motivierung von Haß, Wettrüsten und Kriegsführung.

All dies bewirkt die Zentralisation unkontrollierbarer Macht und damit den Verfall der Demokratie.

So also sieht er aus: der neue *Holocaust*, der sich schleichend zu einer letzten Menschheitskatastrophe verdichtet, wenn wir ihm nicht alle gemeinsam Einhalt gebieten.

Der Glaube an den neuen Menschen

Wir hören nur zu oft, daß der Mensch sich doch nie ändern werde! Und dennoch steht der Glaube an die Fähigkeit zur Verbesserung und Vervollkommnung des Menschen auf überzeugender Erfahrung:

Sie ist zum ersten bewiesen durch drei Millionen Jahre biologischer Entwicklung vom Einzeller bis hin zur menschlichen Person und ihrem Sprung zum reflektierenden Bewußtsein; vom instinkthaften Wissen des Primaten zur menschlichen Reflektion und Opferkraft. – Das war die erste kapitale Schwelle in der Entstehung des Menschen vor Hunderttausenden von Jahren.

Zum zweiten bestehen in zahlreichen persönlichen und einigen gesellschaftlichen Urbildern, die wir aus der Menschheitsgeschichte seit über 3000 Jahren, wenigstens seit Moses, kennen, die Modelle für den neuen Menschen. Am Anfang einer jeden Mutation – auch der geistigen – existieren nur ganz wenige, schwer erkennbare Vorbilder. Die radikale Vermehrung derselben gebiert jeweils die neue Epoche. Nun gilt es, die großen Vorbilder der Vergangenheit und der Gegenwart, die unter uns leben und arbeiten, zu jener „kritischen Masse“ zu steigern, die den Umschlag zum Guten realisieren wird.

Bei dieser nächsten Schwelle, die wir gemeinsam überschreiten müssen, geht es um Tod oder Leben der ganzen Menschheit, wie wir seit dem 6. August 1945 über Hiroshima und Nagasaki zu verstehen begonnen haben. Wir erkennen, daß alles, was der Mensch nur ahnt, *machbar* geworden ist – und dies immer schneller.

Die Aufhebung der biologischen Zeit

Aus Japan hören wir vom Bau eines Computers, der in einer Sekunde eine Milliarde Rechenaufgaben lösen kann. – Ein Computerprogramm, das vor zehn Jahren zur Ausarbeitung noch drei Wochen brauchte, wird jetzt in zwei Stunden hergestellt.⁶ – Man sagt auch, daß die Kapazität der Informatik sich von nun an *alle drei Jahre verdoppeln* wird.

Ronald Reagans „star wars“, für die, nur vorläufig einmal, 26 Milliarden Dollar ausgegeben werden, sollen Laserstrahlwaffen mobilisieren, die mit der Geschwindigkeit des Lichts im und aus dem Weltall auf die Erde niederbrennen können mit der Genauigkeit von Zentimetern. In Menschensprache übersetzt heißt das die Diktatur aus dem All, die Diktatur der Megafirmen, wobei Europa, mit großen Forschungsverträgen und den erhofften „spin-offs“ angelockt, zum Labor und willigen Gehilfen werden soll.

In dieser Aufhebung der biologischen Zeit und dem Mißbrauch des Weltraums gilt es, den Atem anzuhalten, stillzustehen, um nachzudenken und zu begreifen, um was es hier wirklich geht. Die Verabsolutierung der menschlichen Erfindungskraft führt uns – unwiderruflich – in eine letzte höllische Sackgasse.

Eutopia

Ich habe ausgeführt, alles sei *machbar*. Deshalb sage ich: Utopia! Was will ich damit sagen? *Eutopia* will ich sagen; das heißt: der gute Weg ist *machbar*. Aber wie kommen wir zu ihm?

- Der einzelne wird sich freiwillig bescheiden müssen und in Familie und Gemeinschaft die *echten Bedürfnisse* des Menschen erkennen lernen.
- Diese Gemeinschaft wird viele Bedürfnisse möglichst im Rahmen der Lebensgemeinschaft und der Regionen befriedigen.
- Das Motto des Wandels lautet: Ein jeder Mensch muß zur Genüge *haben*, um als Mensch ein Mehr, ein Besserer zu *werden*.
- Jede persönliche, lokale Entscheidung ist zugleich eine globale Verantwortung: „think globally, act locally“, wie wir auf englisch sagen.

- Alle Menschen und Initiativen, die Konfrontation in Vertrauen verhandeln, die an die Stelle von Ignoranz Wissen und Verstehen setzten, die Brücken schlagen zu den sogenannten Feinden und helfen, den Rüstungswahn abzubauen, diesen müssen wir mit allen unseren Kräften helfen. Es gilt die bewährten Alternativen in vertausendfachen Beispielen immer sichtbarer und überzeugender zu machen. Es gilt die großen Ur- und Vorbilder so zu vermehren, daß sie die Mehrheit werden und daß die errungene, gemeinsame Ethik unseren Planeten schützend umfassen und uns das Maß der Vernunft und der Liebe wiederschenken kann.

Hier in Dachau und Hebertshausen ist das Samenkorn durch mordende Hand vieltausendfach in die Erde eingesunken und wartet noch immer auf das Recht, in uns aufzuerstehen und uns zu helfen, die Mauern unserer erneutnen Gefangenschaft zu sprengen, um endlich die Welt der Gerechtigkeit zu bauen.

Mit dieser Überlegung im Herzen bitte ich Sie alle, für eine Minute einander die Hände zu reichen und jeden einzelnen der rund fünf Milliarden Menschen auf unserer Erde in Gedanken liebend zu umfangen, als die einmalige und unersetzbliche Potenz, die eine jede und ein jeder ist für die schöpferische Vielfalt unserer aller Zukunft.

An dieser Stelle möchte ich – eine Amerikanerin seit 1952, in München geboren – in euer aller Namen den so willkommenen Gästen aus der Sowjetunion sagen: Wir leben in einer sehr schweren Zeit der Prüfung – wir sind alle aufgerade des Todes; sie haben überlebt. Sie auch, lieber Slava Schleppniov.

Дорогой друг, Слава Шлеппнёв!
Мы должны жить вместе!
Мы можем жить вместе!
Мы хотим жить вместе!

Und in gleicher Weise sind wir dankbar für Ihr Überleben, lieber Ludwig Stark, der Sie stellvertretend für Tausende hier stehen, wie Slava Ich habe soeben in russischer Sprache gesagt:

Wir müssen miteinander leben!
Wir können miteinander leben!
Wir wollen miteinander leben!

Anmerkungen:

- 1 aus „Nuclear War Prevention Kit“ Center for Defense Information – Washington DC, 1985
- 2 aus dem Brief von A. S., München, 12. April 1985
- 3 Max Picard „Hitler in uns selbst“, Eugen Rentsch Verlag, Zürich 1946
- 4 aus Wilhelm Hauserstein, „Licht unter dem Horizont“, Bruckmann Verlag, München 1967
- 5 „Amnesty, No. 14, April/May 1985, London, U. K.
- 6 „The Economist“, February 16th, 1985, London, U. K.
- 7 Slava Schleppniov und Ludwig Stark, der für die VVN-Bund der Antifaschisten sprach, sind überlebende Dachau-Häftlinge

Jürgen Endreß Der aufrechte Gang

Immer wieder zieht es meinen Blick hinüber zu der alten Dame, die da, zum Rande unserer Reisegruppe gedrängt, ihren Platz vor der Marmortafel behauptet. Lange schon vor uns muß sie auf der großen, den Fußgängern vorbehalteten Fläche gestanden haben, lange bevor unser Meeting begann.

Heute früh hatten wir die polnische Grenze überquert; der Arbeiterzug, zu dessen dreiwöchiger Informationsfahrt die Sowjetunion ich mich nach einigem Zögern hatte überreden lassen, erreichte die russische Grenzstadt Brest. Ein riesiges Transparent begrüßt, fordert: „MIR“ – Frieden.

Nein, dies war nicht mein erster Aufenthalt in der UdSSR. Drei Tage waren es im Jahre zweiundvierzig gewesen – drei Tage, meine Brester Tage. Damals gab es keine Stadt mehr, keinen Bahnhof, keine Festung. Nur Trümmer, Ruinen und Frauen. Viele Frauen, die Steine schleppten, Trümmer räumten. Jetzt, an diesem späten Junivormittag, steht dort im hellen Sommerkleid mit einer gelben Lederhandtasche solch eine Frau. Ob sie auch eine Trümmerfrau war?

Immer waren es Frauen, die Trümmer beseitigen mußten. Frauen jeden Alters, die, das Bajonett im Nacken oder in dumpfer Lethargie, den Neubeginn mit bloßen Händen schafften. Frauen ohne Männer, weil der Krieg die Männer gefressen hatte. Frauen, die ihren Kindern sagten: „Nie wieder.“

Schon als der Zug in den Bahnhof einrollte, befiel mich Spannung, auf längst verdrängte Spuren zu stoßen, von meinen Erinnerungen eingeholt zu werden. Ich bin wieder in Brest, und dort steht eine der Frauen, die ich immer wieder mit dieser Stadt in Verbindung bringen werde, und ich bin zu diesem Meeting eingeladen. Gleich hinter dem Bahnhofsgebäude war es – der weite Platz, die Fußgängerzone, entlang der gesamten Seite der Hauswand das große fahnengeschmückte Relief.

Da sah ich die Dame zwischen den beiden Ehrenwachen vor der Tafel – sorgfältig mit den Fingern die kyrillischen Buchstaben auf der Platte nachzeichnend.

Sie hatte etwas an sich, daß sogleich die Trümmerfrauen meiner Brester Tage lebendig wurden. In billigen Kattun gehüllte Frauen, die in langen Kolonnen hinauf in die Festung zogen, begleitet von gelangweilten, spuckenden, fluchenden Posten. Abgesondert kleinere Gruppen von Frauen, die sich in ihren ärmlichen Äußerlichkeiten nicht von den anderen unterschieden. Dennoch durfte sie jeder peinigen, abschießen, erschlagen. Der Unterschied zu den anderen sowjetischen Frauen war sichtbar durch den weißen Judenstern.

Nur mit halbem Ohr höre ich die Ansprache, die durch eine Komsomolzin übersetzt wird. Ich schiebe mich näher hin zu der Dame, erkenne deutlich ihr straffes, klares Gesicht, das sie jünger aussehen läßt. Ihre Lippen scheinen die Worte des Sprechers zu wiederholen.

Dieses Meeting wurde nicht zu unserer Begrüßung einberufen. Es findet seit dem Tag der Befreiung jedes Jahr auf diesem Platz statt. Die beiden Soldaten der Roten Armee, die dort vorne vor dem Relief zur Ehrenbezeugung stehen, wurden nicht zu unserer Begrüßung hierher beordert. Und auf keinen Fall ist die Dame gekommen, um uns Bundesbürger hier zu treffen. An diesem Tag, es ist der zweiundzwanzigste Juni, haben vor über vierzig Jahren Millionen von Deutschen mit glänzenden Augen der Ansprache ihres Führers gelauscht – haben Tausende Deutsche verstohlen um sich geblickt, „das ist sein Ende“

geflüstert. Damals sind über diese Stadt mit infernalischem Heulen Sturzkampfbomber herabgestürzt, haben Kanonen jeglichen Kalibers einen Granatregen über die Wohnhäuser auf die Festung ergossen, sind Zivilisten in Panik durch die Straßen gehastet, sind draußen in der Festung Soldaten schlaftrunken aus den Betten gesprungen. Der Überfall hatte begonnen. Beifall läßt mich aufblicken. Der Redner hat geendet. Die Kapelle, in der erdbraunen Uniform sowjetischer Soldaten, intonierte einen Marsch. Er klingt traurig, als wolle er Erinnerungen wecken. Dann verläuft sich unsere Reisegruppe, drängt zu den bereitstehenden Bussen. Zögernd folge ich, schaue über meine Schulter zu der Dame. Sie steht, als wäre sie ein Teil davon, wieder vor dem Relief, mit ihren Fingern die Buchstaben der Tafel nachzeichnend. Ich wende mich ganz der Dame zu, mag den Blick nicht von ihr lassen. Jäh dreht sie sich um. Ich kann es nicht vermeiden, daß sie bemerkt, wie sie von mir beobachtet wird. Stumm sehen wir uns in die Augen, während sie mit raumgreifenden, für ihr Alter erstaunlich elastischen Schritten auf mich zu kommt. Ihr Blick wird gleichgültig. Sie geht an mir vorbei, Richtung Innenstadt. Ich suche meine Gruppe, besteige den Bus zu der angekündigten Stadtrundfahrt.

Meine Gedanken werden überlagert von den Ausführungen des Reisebegleiters, der vom Aufbau der Stadt nach der Befreiung berichtet. Wieder verschwimmen die Eindrücke von heute zu der Realität von damals.

Keine Stadt, verschüchterte, steineklöpfende Frauen, Gefangene, die in Vierer- oder Sechsergruppen, begleitet von einem antreibenden Wachmann, hinaufgestoßen werden in die zerschmetterte Festung. Es war April zweiundvierzig, dumpfe Explosionskündeten, wofür die gefangenen Rotarmisten benutzt wurden: Minenräumkommandos.

Und der Posten gab, wenn auf dem Rückmarsch zwei oder drei Mann fehlten, jedem zum besten, wie es den einen oder anderen Russen zerrissen hatte. Nein, ich war nicht bei den Sturmtruppen, die im Juni neunzehnhunderteinundvierzig in die brennende Stadt, in die zerbombte Festung eindrangen. Ich gehörte nicht zu den MP-Schützen, die sich siegesgewiß auf die überraschten Sowjets stürzten, immer wieder von ihren Offizieren nach vorne getrieben, weil sich der todwunde „Feind“ mit Zähnen und Klauen verteidigte, die Festung sich nicht ergeben wollte.

Ich hörte die Fanfarenkänge der Propaganda zu Hause in der guten Stube am Volksempfänger, der im Juli neunzehnhunderteinundvierzig verkündete: „Die Festung Brest ist gefallen, die Kampfhandlungen haben sich weit davon entfernt.“

Ich gehörte zu den Soldaten, die zehn Monate später, am elften April neunzehnhundertzweiundvierzig, nach Brest kamen, um in diesem Hinterland deutsche Ordnung aufrecht zu halten. Irgendwas sträubt sich jetzt in mir. Ich will nicht mehr erinnert werden an meine drei Brester Tage, die mir drei Jahre Gefängnis einbrachten. Nein, ich werde nicht in das Museum gehen, dessen Besuch zu dieser Informationsfahrt gehört. Ich werde nicht die Überreste der Festung begutachten, in keines der dunklen Kellerlöcher der zerschossenen Kasematten mit einer Taschenlampe hineinleuchten. Keine Hand werde ich auf die wie glasiert wirkenden Ziegel, auf das von Flammenwerfern zerschmolzene Gemäuer legen.

Ich will nicht die Schreie wahnsinnig gewordener Soldaten hören, das Röcheln verdurstender Kämpfer, die den letzten Tropfen Wasser lieber den heißgeschossenen Maschinengewehren einflößten.

Noch während ich meinen Entschluß fasse, Vergangenes ruhen zu lassen, re-

vidiere ich ihn wieder. Ich sehe meine Dame über den Parkplatz kommen, auf den unser Bus eben einrollte, sie geht Richtung Museum. Ich habe es eilig, dränge aus dem Fahrzeug, schiebe mich durch die Gruppe, die sich vor den ausgestellten Zeugen der Zeit drängt.

Jetzt stehe ich neben ihr, betrachte wie sie den Inhalt der Glasvitrine, die halbverrostete, verbogene Waffen zeigt. Manchmal legt sie wie nachdenklich den Finger neben die Nase, als müßte sie etwas ganz Bestimmtes von sehr weit herholen. Dann sagt sie in klarem Deutsch, den Blick nicht von den Ausstellungsstückenwendend: „Sie haben bis heute erst eine einzige Fahne gefunden. Keine der Regimentsfahnen wurde damals übergeben – nichts wurde überlassen.“

Sie weiß also, daß ich Deutscher bin. Ich grüße sie mit stummem Kopfnicken. Fast anmutig erwidert sie meinen Gruß, blickt mich dabei mit offenen, erwartungsvollen Augen an. Ich nehme meinen gesamten Mut zusammen, mache mich bekannt. Wieder nickt sie wie selbstverständlich, stellt sich vor, erklärt mir den Inhalt der nächsten Vitrinen.

Die Schnürschuhe, die am Morgen des zweienzwanzigsten Juni so hastig gebunden wurden. Die Trikotagen, in denen die Soldaten hinausrannten, da keine Zeit mehr blieb, in Uniform zu kämpfen. Hingekritzelt auf den Rand einer halbverbrannten Zeitung der letzte Gruß einer Frau an ihren Geliebten, bevor sie durch einen Spatenhieb zu Tode kam.

Dann sagt sie etwas, das mich fassungslos macht: „Deutscher, die Festung ist nicht gefallen, sie ist verblutet.“ Das Bild, das ich nie wieder sehen wollte, steht vor mir. Es ist der zwölften April neunzehnhundertzweiundvierzig. „Schneller, schneller“, treibt uns der Befehl des Unteroffiziers an. Wir hasten, der gesamte Zug in voller Kriegsausrüstung, rennen die Kastanienstraße hoch, Richtung Festung, eilen im Laufschritt über den Hof, vorbei an der halbzerstörten Kirche, vorüber an den Frauen, die Steine und Ziegel schleppen, an Posten vorbei, die neugierig die Hälse in eine Richtung recken, dorthin, wo schon etliche Soldaten mit blanke Waffe ein Loch im Boden eingeschlagen haben. Es ist der halbverschüttete Kellereinstieg in eine der Kasematten, die im Jahr einundvierzig durch Fliegerbomben zertrümmert und erst jetzt, anhand der verräterischen Spur im tauenden Schnee, als Unterschlupf eines Menschen entdeckt wurde. Wir schließen, die Waffe im Anschlag, noch enger den Kreis um den Einschlupf, fragen, bekommen ausweichende Antworten, daß da drinnen jemand hausen müsse, genaues wisse man nicht. Man solle sich doch nicht so anstellen. Einmal mit dem Flammenwerfer hineinleuchten, und das Problem wäre erledigt. Während wir noch rätseln, ob der da unten nun ein entflohener Gefangener oder „nur ein Jude“ ist, ertönt das scharfe Kommando unseres Leutnants: Wir nehmen Haltung an. Ein dunkler Horch schiebt sich langsam, die steinernen Hindernisse umfahrend, auf uns zu.

Zwei, drei hohe Offiziere, ein General entsteigen dem Wagen. Zackig informiert der Leutnant den General über den Stand der Dinge. Ein Zivilist wird herangestochen, nähert sich mit gesenktem Kopf den Offizieren, die schlichte Neugier hierher getrieben hat.

Kurz und knapp gibt der General dem Zivilisten, offenbar der Dolmetscher, Anweisungen, nicht befehlsgewohnt mit dem Kopf Richtung Loch. Der Zivilist setzt sich zögernd in Bewegung, verschwindet über den Ziegelhaufen im Einstieg.

Wir warten, werden wie der General ungeduldig, denken an den Flammenwerfer.

Da, der Zivilist kriecht wieder aus dem Schlupfloch, eilt zum General, spricht mit Tränen in der Stimme. Herrisch winkt der Offizier ab. Sogleich wiederholt der Mann lauter und gefaßter: „In dem verschütteten Keller befindet sich ein russischer Soldat!“

„Rauskommen“, kommandiert der General kurz. Wieder eilt der Dolmetscher zum Einschlupf. Läßt uns eine Ewigkeit warten. Unruhig stieren, laufen wir zum Loch. Ungeduldig hebt der General die handschuhbewehrte Hand: „Wenn in fünf Minuten keiner aus dem Loch kommt – verbrennen, Leutnant“, meint er bündig zu unserem Zugführer. „Zu Befehl – alle beide!“

„Beide“, sagt der General und es klingt ganz so, als hätte er sich eben einen doppelten Cognac bestellt. Die Kameraden machen sich auf den Wink des Leutnants mit dem Flammenöl einsatzbereit.

Da erscheint der Dolmetscher, noch bleicher, noch dreckiger. Er rennt zum General, schreit diesmal laut, damit der Herr Offizier ja nichts mehr zu beanstanden hat: „Es ist ein sowjetischer Soldat, und er ergibt sich nicht, aber er kommt heraus!“

„Bewaffnet?“ fragt der General mißtrauisch.

„Er hat keine Munition mehr, Herr General.“

„Woher weißt du das?“ verhört der General weiter. Wieder schluchzt der Russe auf: „Er hätte mich sonst als Verräter erschossen, Herr General!“ Jetzt zeigt der General sichtlich Regung, seine Berufsehre ist berührt. „Er soll kommen, wir tun ihm nichts“, meint er, im Ton versöhnlich. Und, als hätte der Kellerbewohner verstanden, taucht dessen Kopf im Einstieg auf. Er schiebt sich langsam heraus, richtet sich auf dem Trümmerhaufen wie unter Qualen auf.

Wir sind erstarrt.

Ein unwahrscheinlich hagerer Mensch steht vor uns, dessen Alter nicht abschätzen ist. Er trägt keine Mütze. Die langen grauen Haare fallen ihm bis auf die Schulter. Der Bart ist dünn und wirr, voller Erde und Staub. In seiner Wattejacke, die von einem fast neuen Lederkoppel, das den deutschen Hosenadler auf dem Schloß trägt, umgürtet ist, hat sich Ziegelstaub zu einer festen Schicht gesetzt. Die zerschlissene Hose läßt nackte geschwollene Beine frei, Knie, an denen Spuren geronnenen Blutes zu erkennen sind. Aus den zerfetzten Stiefeln ragen furchtbar geschwollene, schwarz erfrorene Zehen. Dennoch steht er auf dem Trümmerhaufen hoch aufgerichtet, streng in seiner Haltung.

Immer noch starren wir stumm, glotzen verwundert auf die Jammergestalt, der es nicht an Würde fehlt. Der General, die Augen, den Mund zu einem Spalt verkniffen, blickt mit schlecht verhohlenem Interesse. Die Offiziere überrascht, mancher hämisch grinsend, unser Leutnant wie auf ein Weltwundernd, mühsam begreifend. Selbst die Frauen und Posten im Hintergrund starren. Kein Stein wird mehr gehoben, beiseitegeschafft, nur Schluchzen bei den Frauen, die genauso wie wir verstehen, daß dies kein in die Enge getriebener Partisan aus den umliegenden Wäldern ist, kein Jude, der der Deportation entkommen wollte, sondern daß wir einen Verteidiger der Festung Brest, die seit Juli neunzehnhundteinundvierzig gefallen sein sollte, vor uns haben. Jetzt tastet sich die Gestalt unsicher den Ziegelhaufen hinunter. Er ist blind, die Monate in versteckten Löchern haben ihm das Augenlicht genommen. Vorsichtig sind seine Schritte. Mit beiden Beinen knickt er immer wie-

der ein. Verletzungen und stetiges Kriechen haben sie steif gemacht. Urplötzlich fährt seine Hand vor, als wolle er mit dem Bajonett zustechen. Erschrocken heben wir die MP. Das trockene Aufschluchzen des Dolmetschers läßt ihn in der Bewegung erstarren. Mit überlauter Stimme, wie ein Mensch, der durch lange Einsamkeit seine Stimmbänder nicht mehr unter Kontrolle hat, fragt er was. Eilfertig übersetzt der russische Zivilist zum General hin: „Ich habe keine Munition mehr!“ Wieder fährt die Hand des Generals durch die Luft: „Welcher Dienstgrad, welche Einheit?“ Flink übersetzt der Dolmetscher, sogleich reagiert die dumpfe Stimme.

„Ich bin ein russischer Soldat“, übersetzt der Zivilist. Nochmals wiederholt der General seine Frage. Setzt noch hinzu, daß er General der Infanterie ist. Jetzt lacht die Gestalt auf. Es ist kein befreites, kein verzweifeltes Lachen, es klingt wie Triumph, wie Hohn.

Und immer wieder sagt er den selben Satz: „Ich bin ein russischer Soldat!“ Der Dolmetscher kann seine Tränen nicht mehr zurückhalten, schreit, bettelt in Deutsch, in Russisch: „Ich bitte Sie, beantworten Sie die Frage des Herrn Generals.“ – „Der Soldat fragt, Herr General, wo seine Truppen stehen?“ – „Bitte, Herr Soldat, beantworten Sie die Frage des deutschen Generals.“ – „Er fragt, wo seine Truppen stehen, Herr General!“ Dann geschieht es, ganz schnell. Der Dolmetscher, immer noch die Sätze in Deutsch und Russisch hervorstoßend, schreit mit hoher Stimme: „Genosse, gute Nachrichten sind es, gute Nachrichten – die Faschisten sind vor Moskau geschlagen. Die Armee kommt wieder, Bruder!“

Den dünnen Knall, der seine Wortflut unterbricht, vernehmen wir nur am Rande. Zu gebannt sind wir von der zerlumpten Gestalt. Erst als der Zivilist zusammenbricht, kapieren wir, sehen wir den Major hinter dem General die Pistole senken.

„Sie Tölpel, Sie . . .“, entfährt es dem General.

Peinliches Schweigen macht sich breit. Immer noch mit keiner Gemütsregung den Toten vor seinen Füßen beachtend, starrt der hohe Offizier zu der Elendsgestalt.

Wir alle fühlen, jetzt fällt eine Entscheidung.

„Sanka holen, der ist für uns interessant“, stößt er zwischen den dünnen Lippen hervor. Eilfertig wetzt einer aus dem Gefolge des Generals.

Die Gestalt, die nun neben der Schutthalde steht, senkt wie lauschend den Kopf, setzt sich, bedächtig mit den Füßen fühlend, in Bewegung, richtet sich nach dem Ton der Worte, hält wie mit dem Lineal gezogen den Schritt auf den General zu. Und was keiner für möglich gehalten hätte, geschieht: Unser Leutnant, schneidig, klappt mit den Hacken, legt die Hand zum Gruß an den Helm. Und wir Soldaten folgen. Richten uns, wie unter Zwang stehend, in straffer Haltung vor der wankenden Gestalt auf.

Der General wird bleich. Seine Lippen bebhen vor unterdrücktem Zorn. Und die Gestalt schreitet, jawohl schreitet, unsere Reihe wie eine Ehrenformation ab.

Ganz deutlich sehen wir es, er lächelt, als würde er die Niederlage des Generals sehen, fühlen.

Dieser weicht langsam zurück: „Halt! Stoj!“

Und die Gestalt schreitet, wankt nicht, als sich die Stiefel vom ungewohnten festen Auftreten nun endgültig auflösen, in den nassen Sandboden fallen. Und der Russe schreitet. Sein Bartgestrüpp bebt, als würden die Kiefer immer wieder fest zusammengedrückt.

Die Hände, die unsäglich bleichen Finger schließen sich wie unter großer

Willensanstrengung immer wieder zur Faust. Und er kommt näher, schnurgerade auf den General zu. Wieder hebt der Major hinter dem General die Waffe. Dann geht es wie ein Zittern durch den Russen. Er bleibt stehen, reißt seinen Kopf in die Höhe, sagt etwas, dann fällt er. Sein Kampf gegen die deutschen Okkupanten ist vorüber.

Stumm starren wir auf die Leiche, vernehmen aus dem Hintergrund das Geflöte der Frauen. Dann entfährt mir der Satz, mehr ein Gestammel: „Seht hin, der blickt in die Sonne. Der wurde nie besiegt. Wie wollen wir jemals wieder aus diesem Land herauskommen!“

Der Blick, den mir der General zuwirft, läßt das Kommende ahnen. Am dreizehnten April, einen Tag danach, wurde unser gesamter Zug unter Arrest gestellt.

Feldgendarmen holten den Leutnant ab. Die beteiligten achtzehn Soldaten wurden in Strafeinheiten versetzt. Ich bekam drei Jahre Gefängnis wegen Wehrkraftzersetzung.

Ja, das waren meine Brester Tage. Und jetzt klammere ich mich erschrocken an eine russische Frau, die vor einigen Sekunden gesagt hat: „Deutscher, die Festung hat sich nicht ergeben, sie ist verblutet.“

Fest packe ich die Dame beim Arm, zerre sie durch das Museum hinaus auf die Straße, bestimme die Richtung.

„Lies“, mehr sage ich nicht, als wir wieder hinter dem Bahnhofsgebäude vor dem Relief stehen. Langsam, jeden der kyrillischen Buchstaben mit den Fingern nachzeichnend, übersetzt sie:

„Vom zweiundzwanzigsten Juni bis zum zweiten Juli neunzehnhundert-ein- und vierzig verteidigten Armeeangehörige und Eisenbahner unter der Leitung von Leutnant Nikolai (Familienname unbekannt) und Stabsfeldwebel Pawel Basnew heldenhaft den Bahnhof.“

„Weiter“, drängte ich.

„Nichts weiter“, dabei sehen ihre Augen mich mitfühlend an.

„Das gibt es nicht“, stoße ich hervor, „hab doch selbst neunzehnhundert-zweiundvierzig...“ Abrupt verstumme ich, begreife, daß meine Begegnung nur ein Staubkorn war in der unmenschlichsten Begegnung der Menschen. „Deutscher, du warst dabei!“

Unmerklich schüttle ich den Kopf.

„Deutscher“, wiederholt sie eigensinnig, „du warst dabei – das hier“, und ihre Hand deutet zu der Tafel, „das hier war mein Bruder, verstehst du...“ Verständnislos sehe ich sie an. Hat sie nicht eben vorgelesen: „Leutnant Nikolai – Familienname unbekannt?“

„Deutscher, verstehst du“, rüttelt sie an meinem Arm, „verstehst du, achtzehn Jahre war das Brüderchen. Er war so stolz auf seine Uniform. Sollte in der Festung das Kommandeurhandwerk erlernen. Verstehst du, Deutscher, achtzehn Jahre war er, als er in der Nacht, bevor deine Truppen Feuer und Tod in die Festung trugen, seinen Dienst antrat – achtzehn Jahre nur war sein Leben, weil ihr gekommen seid.“

Ich begreife nicht. Wie konnte sie wissen, daß dies ausgerechnet ihr Nikolai war?

„Deutscher“, jetzt berührt sie wie versöhnlich meinen Arm, „verstehst du, sie alle“, dabei deutet sie mit schlenkernder Tasche in die Runde, „sie alle, Deutscher, sind Nikolai...“

Blut steigt mir in den Kopf, ich begreife.

Sie ist nicht gekommen, um am heutigen zweiundzwanzigsten Juni in stummer Trauer den Tod ihres Bruders zu beweinen – sie ist gekommen, um sich

zu erinnern, daß nie mehr Menschen mit der Waffe aufeinander zugehen dürfen.

„Weißt du, Deutscher“, lächelt sie mich an, „ich war noch nie in der Festung. Ich will unsere Kämpfer nicht stören. Es ist nicht so wichtig, wo unsere Brüder gefallen sind, welche Namen auf Tafeln eingemeißelt werden – weißt du, Deutscher, wichtig ist nur, wofür sie gefallen sind.“

Wieder drückt sie meine Hand, wendet sich, wirft ihre Handtasche in entschlossener Geste über die Schulter, läßt mich, ohne zurückzublicken, stehen. Auch ich wende mich nicht, will ihr nachrufen, „Ich habe deinen Nikolai gesehen, aufrecht ist er gestorben, unbesiegt.“ Will schreien: „Ich habe doch auf keinen Russen geschossen, nie meine Waffe gegen Rußland gerichtet.“ – „Gebüßt hab ich, die Nazis haben auch mich eingekerkert.“ Ich bleibe stumm. Es ist nicht die Zeit, Entschuldigungen vorzubringen, es ist hohe Zeit, zu begreifen.

Ja, es wird eine notwendige, eine gute Reise werden durch das Land, das nicht nur an seinen Grenzen „MIR“ – Frieden – fordert. In den frühen Abendstunden, als der Zug aus dem Bahnhof rollt, vorüber an den winkenden Händen von Russen, vorbei an den lachenden Gesichtern von Männern und Frauen, die uns guten Aufenthalt wünschen, vermeine ich ganz hinten, als gehöre sie nicht recht dazu, meine Dame zu sehen. Ihr helles Kleid, die Sommertasche. Ganz weit recke ich mich aus dem Abteilfenster, hebe meinen Arm, winke. Und auch sie hebt ihren Arm, winkt, winkt mir ganz alleine zu – nicht zum Abschied, zum Gruß.

„Verstehst du, Deutscher“, hat sie gesagt. Ich verstehe – damit nie wieder gefragt wird: „Wofür sind junge Männer in den Tod gegangen?“ Damit nur noch geantwortet wird: „Deswegen gibt es keine Kriege mehr...“

Weniamin Kauerin Das Allernötigste

Vor dem Krieg hatte Vater als Verkäufer in einem Lebensmittelladen gearbeitet, und Marischa hatte es gefallen, bei ihm irgendwas einzukaufen, als wäre sie eine Fremde.

„Dreihundert Gramm Leberwurst, bitte. Nein, von der da, die ist, glaube ich, ein bißchen fetter.“

Er hatte gelacht und war noch so jung und hübsch, mit glänzenden schwarzen Schutzärmeln, in einem weißen Käppchen und einer weißen schmucken Jacke. Im Geschäft war es hell und schön gewesen, hatte ein stattlicher Kühschrank mit vernickelten Griffen gestanden, die Ladentische waren aus Marmor unter bauchigem Glas, und alles ringsum hatte geglänzt und gefunkelt. Das frühere Leben, das vor dem Kriege, stellte sich Marischa in der Gestalt dieses Geschäfts vor. Jetzt war es wie ein Verschlag, vor den Fenstern standen hohe Bretterschilder, und Marischa trachtete, so schnell wie möglich vorbeizugehen, weil sie nicht an das frühere Leben zurückdenken wollte. „Wir werden uns noch oft genug daran erinnern müssen“, pflegte Mutter zu sagen. Und sie hatte vollkommen recht.

Vater diente jetzt im Abtransportlazarett, im Materiallager. Er hatte sich einen Schnurrbart wachsen lassen und war mager und schmal geworden. Jedes Mal brachte er irgendwas von seinem Mittagessen nach Hause mit, und Mutter schimpfte immer, daß er selbst nichts ißt und alles ihnen gibt. Er schwieg, und dann rief er Marischa herbei, fragte, wie der Tag verlaufen sei, und streichelte ihr immerzu über den Kopf und schaute sorgenvoll drein. Er dachte jetzt immer so viel. „Denk nicht, Lew“, sagte Mutter einmal. Und sie hatte vollkommen recht.

Die Schulen hätten schon im September geöffnet werden sollen, wurden aber nicht geöffnet, und Marischa beschloß, ins Lazarett zu gehen, natürlich nicht als Krankenschwester, weil sie ja keine medizinische Ausbildung hatte, sondern bloß um irgendwie nützlich zu sein – den Verwundeten vorzulesen oder im Lazarettbetrieb zu helfen. Sie hatte ein bißchen Angst, wie sich Mutter dazu stellen würde, aber Mutter war damit einverstanden und ging sogar mit ihr zum Kriegskommissar.

„Wie alt bist du“, fragte er. „Vierzehn.“ „Tut mir leid, das geht nicht. Für Kinder haben wir keine Arbeit.“ „Sie kennen Marischa nicht“, sagte Mutter. „Sie versteht sich gut auf die praktische Arbeit und ist aufgeweckt. Sie können sich durchaus auf sie verlassen.“

„Gehen Sie ins Haus der Roten Armee“, sagte der Kriegskommissar. Sie werden irgendwohin beordert, wenn das möglich ist.“ Und im Haus der Roten Armee gab man ihr wirklich eine Beorderung ins Einstufungslazarett auf der Wassiljewski-Insel – das war sehr weit, aber man konnte diese Arbeit nicht gut ausschlagen. Zuerst bekam sie Angst, besonders in der Nacht: Bald beginnt der eine Verwundete zu stöhnen, bald der andere, es kam ihr vor, als ob der ganze riesige Lazarettraum im Halbdunkel stöhne und mit den Zähnen knirsche – nur weit weg von ihr, bei den Türen, schimmerte das schwache Licht einer Petroleumlampe. Aber dann gewöhnte sich Marischa daran. Mutter sagte, daß einem im Leben nur das Unverständliche bange macht. Und wie immer hatte sie vollkommen recht.

Die Straßenbahnen fuhren nicht, Marischa brachte eine Woche im Lazarett zu, und dann kam sie auf zwei Tage nach Hause. Und jedes Mal kehrte sie gleichsam in eine andere Stadt, in eine andere Welt zurück. In dieser Welt gab es nur das Allernötigste – selbst nur die nötigsten Worte, ohne die man einfach nicht auskommen konnte. „Das Allernötigste“, schienen die dunklen Häuser mit den verschlagenen Fenstern zu sagen. „Das Allernötigste“, sagte der Sperrballon, den die Rotarmisten durch den Michailowski-Garten schleppten, indem sie ihn mit Stricken packten, wie einen riesigen grauen Fisch an den Kiemen. Aber es wurde immer weniger des Allernötigsten.

...Vater starb Ende Dezember. Er nahm ein Bad im Lazarett, erkältete sich und starb. Und gerade an diesem Tag wurde die Brotzuteilung erhöht – er hörte noch, wie der Rundfunk diese Meldung brachte. Es war schwer, einen Sarg zu beschaffen, aber Marischa beschaffte ihn, und Vater lag im Sarg sauber, sogar feierlich, mit seinem schönen grauemelierten schwarzen Schnurrbart.

Jetzt verließ Mutter selten das Bett, und Marischa besorgte den Haushalt allein. Sie stand um sechs Uhr morgens auf und hörte den Frontbericht. Dann ging sie ins Geschäft ums Brot. Nachdem sie zurückgekommen war, heizte sie die kleine Feuerstelle an, die sie selber aus Ziegeln im runden Ofen eingerichtet hatte. Sie tranken Tee, und Marischa ging dann um Holz. Meistens sammelte sie Späne, aber wenn sich zufällig ein gutmütiger Abbruchleiter fand, brachte sie auch etwas Größeres heim.

Immer weniger wurde es des Allernötigsten. Vater war nicht mehr. Mutter durfte Marischa nicht erzählen, was sie auf den Straßen sah, obwohl man Mutter ein wenig ablenken mußte. Sie konnte ihr nichts vorlesen, weil das winterliche Licht kaum durch die Fensterläden drang. Mutter durfte nicht denken, und jetzt war es Marischa, die ihr sagte: „Mama, denk nicht!“ Aber sie selbst dachte und dachte immerzu. „Nicht wir allein. Allen geht es so...“, hörte sie einmal auf der Straße, als sie vom Holzsammeln nach Hause ging. Sie dachte über diese Worte mehrere Tage nach. Das mußten nötige Worte gewesen sein, solche wie Brot oder Grütze.

Im Januar ging es Mutter besser, und Marischa beschloß, die Kurse für freiwillige Sanitäterinnen zu besuchen, weil jetzt Mutter allein zureckkam, und es wurde ein bißchen mehr des Allernötigsten.

Vorsitzender der Bezirksabteilung des Roten Kreuzes war eine Frau, und zwar eine ziemlich rauhe.

„Kinder nehmen wir nicht“, sagte sie, „das dürfte wohl klar sein?“

Aber Marischa ging nicht weg, sie blieb vorm Hauseingang sitzen und tat gut daran, weil gerade ein Doktor aus dem Lazarett, in dem sie früher gearbeitet hatte, in die Bezirksabteilung des Roten Kreuzes kam. Und sie hörte durch die halboffene Tür, wie er der Vorsitzenden der Bezirksabteilung des Roten Kreuzes sagte: „Genau solche Mädchen brauchen wir.“

So wurde sie freiwillige Sanitäterin. Sie lernte Verwundete verbinden und sie aus dem „Gefechtsfeld“ schaffen und noch tausend andere Dinge, die man nach dem Lehrplan wissen mußte. Das Mittagessen bekam sie jetzt in den Kursen, und das war ein relativ gutes Mittagessen, das sie der Mutter brachte.

Sie selbst aß fast nichts, fühlte sich aber nicht schlecht, und wenn ihr manchmal während des Unterrichts der Kopf zu schwindeln begann, brauchte sie nur die Zähne fester zusammenzubeißen, und das Schwindelgefühl verging. Der Mutter sagte sie, sie bekäme ein zweites Mittagessen. Aber dafür aß sie

jetzt ihr ganzes Brot — dreihundert Gramm — auf, weil das wirklich unbedingt nötig war.

Und dennoch starb Mutter. Das geschah in der Nacht. Marischa schlief mit ihr und hörte plötzlich ein Röcheln. Sie zündete einen Span an und fragte immer wieder: „Mama, was tut dir weh?“ Aber Mutter antwortete nicht, sie röchelte nur. Da begann Marischa mit dem Span in der Hand durch das Haus zu laufen. Sie klopfte an der Nachbarwohnung, niemand machte auf: Da müssen alle gestorben sein, oder es war niemand zu Hause. In Strümpfen lief sie über den Hof zur Nachbarin, die früher manchmal zu ihnen gekommen war. Die Nachbarin kam und sagte: „Deine Mutter ist tot.“

Jetzt war es noch schwerer, einen Sarg aufzutreiben, doch Marischa trieb ihn auf. Sie kämmte Mutter und zog ihr etwas anderes an. Auf ihrem Kindermals um, Marischa stellte ihn immer wieder auf die Kufen. Der Wind war kalt, und der Schnee kroch in die Ärmel hinein, und einige Male mußte Marischa eine Weile neben der Mutter im Schnee liegen, weil sie nicht mehr weiter konnte. Erst gegen fünf Uhr war sie auf dem Friedhof, es war schon ganz dunkel. Der Totengräber verlangte sehr viel Geld, und da mußte sie die Mutter vorläufig so zurücklassen, aber am nächsten Tag begrub sie sie und bemühte sich, sich gut den Platz zu merken, wo die Mutter liegt.

Jetzt war sehr wenig vom Allernötigsten übriggeblieben, viel weniger als man braucht, um zu leben. In der leeren kalten Wohnung heizte Marischa ihre Feuerstelle an und hockte sich daneben, um sich die aufgesprungenen roten Hände zu wärmen. Sie hatte etwas Kopfweh, und es schien ihr, daß jetzt alle Mädchen in der Stadt neben der Feuerstelle sitzen und an ein und dasselbe denken.

Ihr schien, wenn sehr viele Menschen gleichzeitig an ein und dasselbe denken, wird etwas Außergewöhnliches auf Erden und im Himmel geschehen — vielleicht sogar ein Wunder.

Sie merkte nicht, wie sie einschlief. Das Feuer brannte allmählich nieder und ging schließlich ganz aus. Der Wind riß die Wohnungstür auf, und der Tod, der in dieser Nacht viel zu tun hatte, schaute ins Zimmer hinein und sah das Mädchen, das unter Mutters Wintermantel wie ein Igel zusammengerollt beim erkaltenden Ofen lag.

„Da ist noch eine“, sagte der Tod gleichgültig.

„Aber ich will nicht sterben“, widersprach Marischa im Traum. „Ich darf noch nicht sterben. Ich habe noch nicht alles gemacht, was ich kann.“

„Genug, Marischa!“ sagte der Tod. „Den Morgen wirst du sowieso nicht mehr erleben. Na, machen wir es jetzt, damit ich nicht mehr zurückzukommen brauche.“

„Ich werde nicht sterben“, sagte Marischa.

„Erinnere dich, wie du früher einmal gelebt hast“, sagte der Tod von neuem, „wie viel vom Allernötigsten es gegeben hat. Du hast geweint, weil das neue Kleid zu deinem Geburtstag nicht fertig war. Und jetzt? Dir ist nur mehr dieses schwache Feuer im Ofen geblieben. Schau doch! Auch das ist ausgegangen. Ich habe keine Zeit!“

So sprachen sie in der leeren kalten Wohnung, durch die der kalte Wind von der Newa strich, und die ganze Stadt hörte diesem Gespräch zu — sowohl die Nachschichten der Betriebe, die unter die Erde verlagert worden waren, als auch die Kolosse der Ermitage. An einem von ihnen klaffte ein Riß von einem Geschoß, und vielleicht hörte er deshalb besonders aufmerksam zu.

„Seid still“, sagte die Eiche im Sommergarten, von der der Schnee leise auf die prachtvolle, sich im Schnee verlierende Allee fiel. „Wollen wir nun hören, was unsere Marischa darauf sagt!“

„Ich darf nicht sterben“, sagte Marischa. „Soll ich denn umsonst gelernt haben, wie man Verwundete verbindet und sie aus dem Gefechtsfeld schafft, und hat man mich denn umsonst noch tausend andere Dinge gelehrt? Ich würde sterben, wenn ich nur für mich allein mein Leben brauchte.“ Und mit schwacher Hand zog sie sich Mutters Wintermantel bis an die Ohren.

Das war eine schwere Aufgabe — aufzustehen, wenn die Arme und Beine ganz steif sind. Aber Marischa stand wie immer um sechs Uhr auf, hörte den Frontbericht und ging wie immer ins Geschäft ums Brot. Sie ging langsam, sehr langsam und zählte die Schritte. Sie hatte immer geglaubt, daß das Geschäft ganz in der Nähe ist, in Wirklichkeit aber war es zweihundertzwanzig Schritte von ihrem Haus entfernt, und dann kamen noch vier Schritte bis zum Ladentisch im Geschäft dazu. Nach Hause zurückgekehrt, heizte sie ihre Feuerstelle an. Die Nachbarin brachte ihr Suppe und bekam feuchte Augen, als sie Marischa essen sah.

„Komm zu mir wohnen, Kindchen“, sagte sie. „Es wird schon gehen. Wir werden leben. Man muß leben.“

Und sie hatte vollkommen recht.

Einen Monat später ging die Abteilung freiwilliger Sanitäterinnen an die Front, Marischa ging durch die nächtlichen Straßen und nahm Abschied von der Stadt, in der alle einander so notwendig brauchten. Und sie wurde von der Stadt geleitet.

„Auf Wiedersehen, Töchterchen“, sagten die Häuser mit den verschlagenen Fenstern, die auf den ersten Blick wie tot erschienen, aber lebten, lebten!

„Leb wohl, Töchterchen! Kehr mit dem Sieg heim!“

„Kehr mit dem Sieg heim, Marischa!“ sagten die Kolosse der Ermitage.

Und der, an dem ein Riß von einem Geschoß klaffte, schaute ihr noch lange nach. Er schaute ihr noch nach, als die Abteilung schon längst von der Chalatin-Straße zum Marsfeld eingebogen und in der Finsternis der kalten langen Nacht schon längst nichts mehr zu sehen war.

(Die Erzählung wurde 1942 geschrieben.)

8.Mai 1945

Aus der
Geschichte
lernen
**für den
Frieden
sorgen!**
8.Mai 1985



Buch zum Thema

Ditte Gerns

Hitlers Wehrmacht in der Sowjetunion

Legende – Wirklichkeit – Tradition

Ditte Gerns verfolgt die Spuren der Hitlerwehrmacht im Krieg gegen die Sowjetunion. Auf einer breiten Quellengrundlage und anhand umfangreichen Faktenmaterials wird der Anteil der Wehrmacht und ihrer Generalität an den faschistischen Kriegsverbrechen nachgewiesen; Legenden werden widerlegt.

In seinem Nachwort ergänzt Fritz Krause diese Untersuchung mit zahlreichen Belegen, die auf die Traditionslinien zwischen Hitlers Wehrmacht und der Bundeswehr verweisen. Dokumente des Nürnberger Kriegsverbrecherprozesses und der Konferenz von Jalta und Potsdam runden die Darstellung ab.

Taschenbuch, 159 Seiten, 8,80 DM
Erscheint Anfang Mai 1985



Verlag Marxistische Blätter
Heddernheimer Landstraße 78a · 6000 Frankfurt/Main 50

Paul H. Sukowski
Nachtigall und Stausee ...

PARK DER JUGEND

Du, Fahrer – laß den Autobus noch warten!
Mein Herz will mehr als ein Motiv für Blinde acht.
Hier trippelt unbeschwert ein Kindergarten,
dort lassen Knaben kleine Boote starten
zu wilder, windgeblähter Wellenjagd.

Graniten dehnt – die Waffe in der Rechten –
sich überm Nelkenrot der junge Partisan.
Als Warnung vor erneuten Todesnächten.
Zwei kleine Mädchen seh ich Kränze flechten
aus buntem Kindertraum und Löwenzahn.

Dort rollen rotgelbgrüngestrichne Wagen:
Die Eisenbahn, an der die Jugend heute lernt,
das Lied vom Morgen in die Welt zu tragen...
Du, Fahrer – laß mir Zeit für ein paar Fragen,
eh sich dein Autobus mit mir entfernt.

ALTSTADT

Abseits der breiten Prospekte
ockern und Linden-gesäumt
träumen der Altstadt
winklige Gassen.
Einstmals im Großdeutschen Rhythmus
von blutigen Stiefeln
der Einsatzkommandos durchmessen.

Wo über hölzernen Planken
Ahornkaskaden vibrieren –
jagten die Hunde
fremder Gendarmen
hechelnd nach Esther und Dawyd.
Für Auschwitz, Treblinka,
Maidanek, Mauthausen und Belsen.

Abseits der breiten Prospekte
Sonne die Torbögen tränkt.
Schwarzäugig spielen
Kinder im Grünen.
Mütter beim Brotkaufen plaudern.
Der bärtige Rebbe
am Krückstock geht leise vorüber.

BEGRÜSSUNG

Gemartertes Minsk – deine Töchter winken am Bahnsteig.
Mit Birkengezweig
in dem noch der Regen perlt.
Mit blauen Ballons
auf denen Picassos Tauben
ihr stilisiertes,
ihr weißes
Gefieder blähn.

Und er gab von seinem Brot mir:
„Nu dawai!“ (ganz kurz, wie's Männer tun),
eh er nach Schweißer-Art
sich erneut maskierte.

Dshorschik nannten ihn die Kumpel.
In Ljublino fand ich ihn nicht mehr.
Doch im Herzen lebt er fort –
Freund aus fernen Tagen.

WILLKOMMEN IN MINSK

Deine Töchter schmücken die Söhne
des gestirnten Feinds
mit Weißrußlands Blumenpracht:
Syringen und Phlox.
Der Marschritt der Väter stolpert
tief in der Kehle
und lässt mich
verlegen sein.

Du blühendes Minsk –
deine Töchter kennen die Sprache
des Krieges nicht mehr.
Der gelbweiße Bahnhofsplatz
ruft „Mir i Drushba!“
Ich dräng mich zwischen die Menschen,
trinke das Da-Sein
und atme
die Zweisamkeit.

GEORGIJ S.

Dshorschik nannten ihn die Andern.
Über överschmiertem Overall
lachten hell in Schweiß und Ruß
Zähne, Schopf und Augen.

Er gab oft von seinem Tabak
mir, dem Plenni, der erst 19 war,
in der Zeche ZMK
(Sommer sechsundvierzig).

Fast vergaß ich auf dem Rücken
das WP, das kurzgeschorne Haar,
wenn wir in der Mittagszeit
alte Fotos tauschten.

MOSKAU, OKTOBER 1945

Versteckt nicht eure blaugefrornten Nasen
im dunklen Leib des Lastkraftwagens. Seht:
Den Schnee, der um die großen Plätze weht
und Wälle bildet in den Seitenstraßen.

Seht: Die Soldaten, die an Krücken gehn,
die blassen Kinder auf zerschlissnen Sohlen,
die Mütter, die – um etwas Brot zu holen –
oft stundenlang vorm UNIWERMAG stehn.

Und seht die schneeverwehten Bombentrichter,
die Kirchenfenster, packpapierkaschiert,
die junge Witwe, die zum Bahnhof irrt
und die geborstnen Statuen der Dichter.

Seht auch den Alten, der sein Ungemach
ertränkt in ein paar wodkabunten Stunden.
Ich bitt euch – Brüder – registriert die Wunden,
versteckt euch nicht vor uns aller Schmach.

PISKARJOWA

Stört nicht den Schlaf der Kinder
unterm Hortensienebet.
Der Einundvierzger Winter
hat sie hierher verweht.

Stört nicht die jungen Frauen
dort unterm Rasengrün.
Krieg, Hunger, Grind und Grauen
ließ sie im Lenz verblühn.

Und stört auch nicht die Mütter,
von Birken überdacht.
Der Mörder Stahlgewitter
hat sie zu Tod gebracht.

Laßt die Soldaten schlafen.
Neunhundert Tage lang
schützen sie Stadt und Hafen
vor braunem Untergang.

Vergebt auch nicht die Greise.
Ihr Abend war so schwer.
Ich bitte euch, seid leise --
und stört sie nicht zu sehr.

Sechshundertfünftausend!
Wir haben sie besucht --
daß nie mehr Einer grausend
sein Menschensein verflucht.

HEIMKEHR

Als unsre Güterwagen westwärts rollten,
im hoffnungsfrohen Sommer '46,
durch sanfte Tage, von Holunder würzig,
in Abendröten, die nicht enden wollten...

als wir noch spät in offnen Türen saßen,
von Mädchen sangen und den Rädern lauschten,
Adressen, Tabak, Zukunftspläne tauschten,
den Rest der Fahrt an Brotrationen maßen...

als im vergessnen Feld die ausgebrannten
Faschistenpanzer würdelos zerfielen,
als bässe Kinder bei entlegnen Spielen
auf Stadtrandwiesen fremde Helme fanden...

und als in Orscha, Kielce, Wien und Essen
die ersten schon die Brücken reparierten,
kam uns der Wunsch, ganz einfach die verirrten,
verlorenen Jahre schleunigst zu vergessen...

Der Zug -- in dem wir heute westwärts fahren
hat zukunftsblaue seidene Tapeten.
Doch: Bei Baumholder lagern A-Raketen --
drum muß ich die Erinnerung bewahren.



Sowjetische Vertriebene

Foto: APN

Unter deutschen Eichen

Dem deutschen Volk wird zuwenig gesagt, daß die Sowjetunion, das sowjetische Regime, die eigentliche Schande unserer Zeit und dieser Zivilisation sind. *Heiner Geißler*
Washington (ap) - Der amerikanische Präsident Ronald Reagan hat soeben die Auffassung geäußert, daß die Vereinigten Staaten den Vietnamkrieg nicht auf dem Schlachtfeld verloren hätten, sondern durch den Bruch ihres „Regierungsversprechens“, Südvietnam gegen die Vertragsverletzungen Nordvietnams zu unterstützen. Dies sagte Reagan gegenüber Journalisten, nachdem er nach seinen Gedanken anlässlich des zehnten Jahrestages der Beendigung des Vietnamkrieges gefragt worden war. „Die Wahrheit ist, daß wir einen Sieg davongetragen haben... Wir haben diesen Krieg nicht verloren. Wir haben tatsächlich jeden Kampf gewonnen.“

Aber der Kampf für die Freiheit ist noch nicht zu Ende, denn heute befindet sich immer noch ein großer Teil der Welt in der Finsternis des Totalitarismus... Das eine, was uns der zweite Weltkrieg und der Nazismus gelehrt haben, ist, daß die Freiheit immer stärker sein muß als der Totalitarismus...
Ronald Reagan in Bitburg

Lieber Herr Kollege... Wenn Ihr Land interessiert daran ist, mögliche gemeinsame Anstrengungen oder Beiträge zu untersuchen, würde ich im Sinne eines ersten Schrittes bitten, uns binnen 60 Tagen ein Zeichen des Interesses an der Teilnahme am SDI-Forschungsprogramm zu geben und die Gebiete ihres nationalen Forschungsstandes zu benennen, die am vielversprechendsten für das Programm sind.
Caspar Weinberger an die Verteidigungsminister in NATO-Europa

Geben Sie uns zehn Jahre Zeit!

Edmund Stoiber

Wahrscheinlich wäre es merkwürdig, wenn man sich in Bonn zum Tag des Sieges ebenso wie in Moskau, Warschau, Belgrad, Prag, Paris, London oder Washington verhielte. Zu verschiedenen waren die Wege, auf denen im Zweiten Weltkrieg die Deutschen und ihre Gegner zum 9. Mai 1945 kamen. Zu hart und langwierig war der Kampf. Einen allzu divergierenden Sinn hatte das Geschehen für die Mitwirkenden des größten Dramas in der Geschichte der Menschheit. Unvergleichbar sind auch die Opfer, die die eine Seite auf dem Altar der Freiheit und der Demokratie brachte, die andere aber, um den Triumph der Gerechtigkeit zu verhindern oder um das Scheitern der Hitlerischen Weltherrschaftspläne, als es für alle Sehenden bereits klar war, wenigstens hinauszuschieben, selbst um den Preis von Blutmeeren und Trümmerkontinenten. Wir wollen es offen sagen: Die Alliierten befreiten die Deutschen nicht um ihrer schönen Augen willen von der faschistischen Pest, sondern um neue Kriege in Europa abzuwenden. Dafür war es erforderlich, den Gegnern von gestern zu helfen und sie nötigenfalls zu zwingen, sich von der Schande des Militarismus und des Rassismus zu lösen, von der hirnverbrannnten Ideologie der „Herrenmenschen“ abzurücken, durch eigene Taten einen angemessenen Platz in der internationalen Gemeinschaft zu verdienen.

Ich will nicht darauf eingehen, wie es geschehen konnte, daß die Entmilitarisierungsbeschlüsse der Antihitlerkoalition von den Westmächten nicht erfüllt wurden, weshalb wir heute in Gestalt der Bundesrepublik Deutschland das mit allen Arten von nuklearen, chemischen und sonstigen Waffen am stärksten gespickte Gebiet der Erde haben. Das steht auf einem anderen Blatt, ist jedoch eine außerordentlich wichtige Frage, geht es doch dabei um Pflichterfüllung, Ehre und Bündnistreue. Sie ist mit einer anderen Frage eng verbunden: dem Umstand, daß die amerikanischen Machthaber den feierlichen Schwur, alle Naziverbrecher zu finden und exemplarisch zu bestrafen, schimpflich gebrochen haben. In Wirklichkeit kamen die Barbies, Mengeles und wie diese Unholde alle heißen, nicht vor Gericht, sondern unter die Fittiche der Vereinigten Staaten, die für die „wertvollen“ Erfahrungen und Kenntnisse der Missetäter, von denen jeder Tausende, Zehntausende, ja Hunderttausende zu Tode gefolterter, gemarterter und ermordeter Menschen auf dem Gewissen hatte, großes Interesse bekundeten.

Aber nicht davon soll hier die Rede sein. Ich sah mich durch die erregte Diskussion, die in den letzten Wochen die Bundesrepublik erfaßte und die die Bonner Regierung im Zusammenhang mit dem 40. Jahrestag des Sieges ihren NATO-Partnern aufdrängt, veranlaßt, zur Feder zu greifen, die Diskussion, bei der schon wieder, wie gehabt, das Problem aufgerollt wird: Was ist der Sieg für die Deutschen (ich möchte präzisieren: für die Westdeutschen!) – ein Feiertag oder „der schlimmste Tag in der Geschichte“?

Die Deutschen in der Deutschen Demokratischen Republik haben ihr Verhalten längst für sich und für andere eindeutig festgelegt. Für sie ist der 9. Mai der Frühling der Befreiung, die Zeit der Wiedergeburt und der Erneuerung, der Tag, an dem der Eid geleistet wird, nicht zuzulassen, daß ein Deutscher oder jemand im Namen der Deutschen bzw. vom deutschen Boden aus das Schwert des Krieges aus der Scheide zieht. An diesem Tag wird die Verpflichtung bekräftigt, die Kinder und Kindeskinder im Geiste des

Friedens und der Freundschaft mit allen Völkern, zur Hochachtung für die von Söhnen und Töchtern der Länder der Antihitlerkoalition vollbrachte Großtat zu erziehen, damit der Alp des „tausendjährigen Reiches“ mit seiner „Neuordnung“, mit der Hungerblockade Leningrads, mit Babi Jar und Oradour, mit den Gasöfen von Auschwitz, Maidanek und Buchenwald, mit der vollbrachten Ausrottung von Millionen Menschen und mit der geplanten Ausmerzung ganzer Völker nie wieder zurückkehrt.

Ist es denkbar, das alles – ohne die Getöteten zu verraten, die Menschlichkeit zu verhöhnen, das Gewissen zu betäuben – der Vergessenheit anheimfallen zu lassen? Die von Deutschen an Opfern der Hitleraggression verübten Greuelataten sind unbeschreiblich und unermesslich. Diese Wunden kann nur die Zeit heilen. Diese Schmerzen vermögen nur Güte und Taktgefühl zu lindern. Denn das, was geschah, kann aus dem Gedächtnis des Sowjetvolkes nicht getilgt werden, es ist in sein Bewußtsein und in sein Schicksal eingegangen.

In dem aufgezwungenen Kampf auf Leben und Tod mit einem Feind, der mit sadistischem Vergnügen wahllos tötete und zerstörte, hatte der Sowjetmensch sein Recht auf Existenz und auf Menschsein behauptet. Er überlebte durch eine ungeheure Anspannung aller Kräfte. Und er überlebte, ohne vom Feind die Parole „Der Besiegte ist dem Tod geweiht“ übernommen zu haben. Im Gegenteil, gerade die Sowjetunion, auf der die Hauptbürde des Kampfes gegen den Nazismus und den Militarismus lastete, erhob ihre Stimme für die Anerkennung des Rechtes der Deutschen auf weitere nationale und staatliche Existenz, und zwar zu einem Zeitpunkt, da noch andere Stimmen laut waren, die den Deutschen dieses Recht absprachen.

Durch eine Katastrophe, durch einen Zusammenbruch wird manches geändert. Aber an dem, was den Deutschen zugestanden ist, ist niemand außer den Deutschen selbst schuld. In ihrer Mehrheit begannen sie fruestens fünf Minuten vor zwölf, sich über die Folgen der Politik ihres Führers und derjenigen Gedanken zu machen, die die Nazis an die Macht gebracht, sie mit Mitteln und totalen Prärogativen ausgestattet hatten. Es hat keinen Zweck, sich im nachhinein in die Positur von Beleidigten, Leidtragenden und Unglücklichen zu werfen. Es besteht kein Grund, jemand anderem als sich selbst vorzuwerfen, daß Millionen Deutsche ihre altgewohnten Heimstätten in Ost- und West-, Nord- und Südeuropa verlassen und im „Mutterland“ neue Nester bauen mußten. Wer nicht versteht, sich als guter Nachbar zu benehmen, muß es lernen und auch Lehrgeld zahlen. Zudem ist ihr Schicksal gemessen an dem, wie unter Aufsicht und Mitwirkung der „Reichs- und Volksdeutschen“ Millionen „Nichtarier“ „umgesiedelt“ wurden, bei weitem nicht beklagenswert.

Es ist unangenehm, davon zu sprechen. Vielleicht ist dem einen und anderen noch unangenehmer, dies zu hören. Aber die meisten Europäer haben bestimmte Daten, an denen sie die Wahrheit prüfen müssen. Für uns ist es der 22. Juni, der hellste Tag nach dem Kalender und der düsterste in Hinsicht auf die Prüfungen, die unserem Land zuteil wurden. Für alle Völker ist ein solches gemeinsames Datum der 9. Mai. An diesem großen Tag wird eine beliebige Lüge als politische Herausforderung und Beleidigung wahrgenommen. Niemand verlangt und erwartet von der Bonner Führung, daß sie anlässlich des Siegestages in Jubel ausbricht. Es ist im allgemeinen kein Geheimnis, daß für viele in der Bundesrepublik unser Sieg keineswegs auch ihr Sieg ist. Sie haben sich vom Krieg ganz anderes versprochen und sind bisher außerstande, ihre geopolitischen Wünsche zu vergessen. Die Ewiggestrigten können die

Vergangenheit nicht bewältigen und betrachten die Gegenwart nicht als eine Stufe zur Zukunft, sondern zum Längstvergangenen. Wie gern würden doch die Ewiggestrigen, wenn man ihnen freie Hand läßt, denjenigen in der Bundesrepublik den Mund verbieten, die sich zu einer verantwortungsbewußten, auf den Nachkriegsrealitäten fußenden Politik bekennen. Für Anhänger des Dritten Reiches sind es „Abtrünnige“, „Verräter“, „Pöbel“. Glücklicherweise bringen aber die „Abtrünnigen“ die wahre Meinung der breiten Bevölkerungskreise der Bundesrepublik zum Ausdruck. Bundeskanzler Kohl hat den 8. oder den 9. Mai, wie er selbst sinngemäß sagte, der stillen Besinnlichkeit gewidmet. Es gibt manches, worauf man sich besinnen und wortüber man nachdenken kann. Falls Bonn zu geizig ist, um eine Groschenkerze zu stiften für Menschen, die das Nazireich ermordet oder zu Krüppeln gemacht hat, als Zeichen des Dankes für diejenigen, die die Deutschen vom „Vorrecht“, die Welt durch die braune Brille zu betrachten, befreit haben, dann sollen sie es sein lassen. Sie sollen die Kerze für ihre Kränzchen aufsparen. Am 9. Mai freut sich die Welt auch ohne die Bonner Kerze. Auch ohne das amtliche Bonn liegen an jedem Grab, an jedem Denkmal für die Gefallenen des Krieges gegen den Nazismus Blumen. Erzwungene Dankbarkeit, unaufrichtige Reden wären ja Blasphemie. Lieber sollen sie im Stillen beten.

Und möge dieses Gebet diejenigen am Rhein, die sich für befugt halten, im Namen der Deutschen zu sprechen, vor der Versuchung bewahren, in den alten Wunden der sowjetischen Menschen zu wühlen, uns durch niederträchtige Verleumdungen zu provozieren, indem sie aus dem revanchistischen Tresor Ammenmärchen von der „Mitschuld“ an dem von Deutschland vom Zause gebrochenen Zweiten Weltkrieg hervorkramen, indem sie behaupten, nicht nur Deutsche hätten sich an der Hitleraggression gesundgestoßen, und nicht nur von Deutschen seien in jenem Krieg Greuelaten verübt worden. Derartige Sünden werden begreiflicherweise nicht den jetzigen NATO-Partnern zugeschrieben. Die gelten in Bonn als Freunde. Schlimm ist die Sowjetunion. Sie ist schlimm, weil sie sich 1939 dem Schlag der deutschen Kriegsmaschine nicht aussetzen wollte. Sie ist schlimm, weil sie die imperialistischen Vorhaben durchschauten und für die eigene Sicherheit sorgte. Und sie ist erst recht schlimm, weil sie sich trotz aller Mißgeschicke nicht beugen ließ und aus dem Kampf gegen den Faschismus erstaunt hervorging. Im Hitlerreich war es üblich, die Familie des Hingerichteten die Spesen des Henkers bezahlen zu lassen. Manchmal hat man den Eindruck, als suchten in der Bundesrepublik gewisse Personen nach einer Möglichkeit, den Opfern der deutschen Aggression eine Rechnung zu präsentieren: eine Rechnung für die Spesen, die sie beim Versuch hatten, die „Neuordnung“ zu errichten und den „Lebensraum“ auszudehnen. Sogar als Scherz darf so etwas nicht geduldet werden. Und ist es ernst gemeint, dann handelt es sich um ein äußerst gefährliches Unterfangen.

Karlheinz Krack Gedenkstätte Plötzensee – Haupteingang auf der anderen Seite

Früher war ich schon einmal hier gewesen. Damals stand ich an einem kalten, diesigen Novembertag vor der Gefängnismauer und betrachtete den verrosteten Stacheldraht auf der oberen Kante. Es war Draht, wie er beim Bau von Schützengräben zur Aufstellung einer Sperrre verwandt wird. Er war in dicken Rollen geflechtartig auf dem Mauerrand befestigt, und zackig hoben sich die rostigen Stacheln vom dem verhangenen Himmel ab. Die gut fünf Meter hohe Mauer mit den Stacheldrahtrollen zeigte, wie genau das Einsperren der Gefangenen durchdacht gewesen war: ein Fluchtversuch hätte spätestens dort oben enden müssen – eingefangen in Drahtrollen, die sich bei jeder Bewegung enger an den Körper klammern, festgehalten von Stahldornen, die die Haut zerreißen und sich schmerhaft ins Fleisch bohren.

Mein Haar war von dem nieselnden Regen naß geworden und meine Jacke lag schwer auf den Schultern. Es war nicht leicht gewesen, diese entlegene Stelle zu finden. Auf der Straße gingen keine Passanten, und Hinweisschilder hatte ich nicht ausfindig machen können. Meine Hände waren klamm, ich wollte die Suche schon aufgeben, aber schließlich hatte ich mein Ziel gefunden: Die ehemalige Hinrichtungsstätte Plötzensee, in der von den Nazis etwa zweitausendfünfhundert Menschen umgebracht wurden: Männer und Frauen, Erwachsene und Jugendliche, Franzosen, Russen, Polen, Tschechen und Holländer, Menschen aus allen Gebieten, die Hitlers Wehrmacht überrannt hatte. Verglichen mit den großen Konzentrationslagern, mit Dachau, Buchenwald oder Auschwitz war Plötzensee eine bescheidene Anlage gewesen. Klein und versteckt und ohne Krematorium lag sie mitten in Berlin an der Grenze zwischen Charlottenburg und dem Wedding. Was hier geschah, blieb durch die hohen Mauern den geschlossenen Augen der Bevölkerung verborgen.

Nachdem ich die Toreinfahrt durchschritten hatte und an dem Mahnmal vorübergegangen war, betrat ich ein niedriges, aus roten Backsteinen errichtetes längliches Gebäude, das entfernt an einen Pferdestall erinnerte. Ich war der einzige Besucher und stand fröstelnd in dem schummrigen Licht der kellerartigen Räume. An der Wand hing ein plakatgroßes Foto: abgebildet war eine Guillotine, daneben, deutlich auf dem Boden – abgeschlagene Menschenköpfe. Irgend jemand hatte es sich nicht nehmen lassen, ein Erinnerungsfoto zu machen; Hinrichtungstermine in Plötzensee, 24. März 1943, dazu Einladungskarte von SS-Sturmbannführer Schuster, anschließendes Essen im Haus Vaterland; und nun hing das Bild als Dokument an einer Stelle der rauen Wand.

Unter der Decke befand sich ein Eisenträger mit einer Anzahl Haken, die es ermöglichten, mehrere Menschen unmittelbar hintereinander aufzuhängen: praktisch, ökonomisch und zeitsparend – die deutsche Gründlichkeit in satanischer Perversität. In diesem Raum wurden Attentäter des 20. Juli hingerichtet. Hitler hatte befohlen, daß von diesen Exekutionen Filmaufnahmen gemacht würden, die er sich ansehen wollte, und Ufa-Kameraleute waren angefordert worden, um die barbarische Szenerie auf Zelluloid zu bannen. Zwischen den Hinrichtungen gingen die Henker hinter die Kamera und tranken ein oder zwei Gläser Schnaps, um dann dem nächsten Verurteilten die

Schlinge um den Hals zu legen, ihn hochzuheben und mit Wucht fallenzulassen. Dann wurde, diskret, ein schwarzer Vorhang vorgezogen: Im Namen des Deutschen Volkes!

Ich schaute die kahlen Wände, die vergitterten Fenster und den rauhen Estrich des Bodens an. In der Mitte war ein kleines Abflüggitter installiert; wie im Schlachthof. Gespensterhaft und unwirklich zogen die Minuten vorüber. Realität und Phantasie, Vergangenheit und Gegenwart vermischten sich zu traumhaften Visionen. Ich ging zum Fenster und beobachtete Wassertropfen, die die Scheibe hinunterrannen. Fast war es, als hörte ich die Tritte genagelter Lederstiefel, das Scharren von Füßen und rauhes Männerlachen. Ich drehte mich um, und ein dumpfer Hieb zerschlug die Zeit wie eine Glasswand: Grobschlächtige Männer bringen einen kahlrasierten Menschen mit auf dem Rücken gefesselten Händen in den Hinrichtungsraum. An der Decke brennt mattes Licht, und über dem Alexanderplatz laden die alliierten Bomber ihre tödliche Last ab. Dumpf grollen die Detonationen der Bomben, und dazwischen das Bellen der Flak: „Wollt ihr den totalen Krieg?“

„Sie sind vom Volksgerichtshof zum Tode durch den Strang verurteilt worden. Scharfrichter, walten Sie Ihres Amtes!“

Zwei Henkersknechte führen den Verurteilten unter den Eisenträger und legen ihm eine Schlinge um den Hals. Dann stellen sie ihn auf einen Hocker, stecken die Schlinge in einen Haken, treten zurück, und einer der beiden tritt gegen den Schemel, so daß der Gefesselte wie ein Sack hinunterfällt. Knapp über dem Boden stoppt der Fall abrupt – ein Knacken, und die Beine bauen dicht über dem Estrich. An den Wänden zittern die Schatten.

„Wissen Sie, Herr Hauptsturmführer, manchmal wollen die Kerle nicht sterben, dann zucken sie in der Luft und wir müssen uns an ihre Beine hängen; oder wir springen an den Körper. Dann bricht das Genick eigentlich immer. Ab und zu lassen wir sie auch einfach hängen, bis ihnen die Luft ausgeht, kommt drauf an. Manchmal ist hier nämlich ganz schön was los, Herr Hauptsturmführer, da müssen wir schon mal die Ärmel hochkrempeln! Aber heute kommen nur noch zwei; Hinrichtungstermin um 23.00 Uhr.“

Pünktlich und zuverlässig wie der Fahrplan der Reichsbahn arbeitet die Hinrichtungsmaschinerie der Nationalsozialisten. Während Hitlers cholerische Stimme aus den Lautsprechern der Volksempfänger dringt, verprügeln in den Kellern der Polizeikommandanturen Gestapo-Beamte Schutzhäftlinge. Vorne großschnauzig vorgetragene trivialromantische Klischees, hinten krankhaft bösartige Brutalität. Und es gehört zusammen, das Titanische und Brutale: die drohende Stimme des Vernehmungskommissars in der Berliner Prinz-
Albrecht-Straße und die gigantischen Parteidunkelgebungen auf dem Zeppelinfeld in Nürnberg. Macht wird demonstriert, Macht und Gewalt – und in beidem liegt die Menschenverachtung: der einzelne zählt nichts, er ist wertlos, ersetzbar; wichtig ist nur die Masse, die dichte Geschlossenheit, aufrecht erhalten durch Demagogie und Folter. Und diese Mischung hat viele Gesichter: Da ist der Hinrichtungsschuppen in Plötzensee, da ist eine enge Zelle, das Auge im Guckloch, das Schreien Freislers. Da ist das Reichsparteitagsgelände, die Reichskanzlei, da sind Skulpturen einer Herrenrasse in Übergröße, enggeschnittene schwarze Uniformen. Da ist die Gestapo, die Feldpolizei,

und hinter der Tür lauschen die Nachbarn. Da sind Festnahmen, Verhöre und Konzentrationslager, dumpfe Schläge in der Nebenzelle, Alkohol und rohe Worte:

„Aufstehen, zum Verhör!“

Ich ging zur Tür, und unter mir hallten meine Schritte eigenartig und fremd. Draußen schlug ein kalter Wind in mein Gesicht, und der nieselnde Regen drang durch die Kleider. Ich ging gedankenverloren den Pfad zurück durch das Tor, unter dem Stacheldraht hindurch, vorbei an der Mauer nach Hause. Es war kälter geworden und dunkel, und der Lichtschein der Autos reflektierte auf dem nassen Asphalt.

Heute ist es völlig anders. Es herrscht ein freundliches Wetter: Es ist Sommer und die Luft ist warm. Vor dem Tor stehen Busse. Gerade ist eine Reiseführung zu Ende gegangen und eine Gruppe schwatzender Touristen strömt aus dem Tor und ergießt sich auf den Parkplatz. Ich gehe schnell auf den Hinrichtungsschuppen zu, betrachte Eisenträger und Haken, die weißgekalkten Wände und die verschlossene Eisentür, ehe ich wieder hinausgehe.

In der Ecke der Gefängnismauern steht versteckt zwischen Bäumen ein kleines Gebäude, das mir heute das erste Mal auffällt. Auf dem Gehweg vor der Tür bleibe ich unschlüssig stehen.

„Komm' Se nur rejn!“ fordert mich eine Stimme auf. Ich betrete einen kleinen Raum, in dem spärliches Mobiliar steht. Ein dicker Mann in einer grauen Uniform sitzt vor einem Schreibtisch und schaut mich durch eine dickgläserige Brille mit wässrigen Augen an: „Kann ich Ihnen helfen?“

Ich frage nach der Geschichte des Gefängnisses.

„Nu, det war vorher 'ne Strafanstalt und davor 'n Jugendgefängnis. Die Plötzze, sachenwa hier. Der Hauptmann von Köpenick, der Schuster, wie hieß er noch mal, der Wilhelm Voigt, der hat hier och ma jesessen. Det wah schon lange 'n Jefängnis, schon beim Kaiser war det 'n Knast. Bis denn die Nazis den Hinrichtungsschuppen da jemacht ha'm. Die da“ – er zeigt auf einen Prospekt, in dem Aufnahmen von Goerdeler, Hassell und Witzleben abgedruckt sind – „wurden hier hingerichtet.“

Ja, det war eine schlimme Zeit. Ick bin Jahrgang '27. 45 wurde ick einjezo-
gen. Bis Frankfurt an der Oder sind wir noch jekommen, denn wurde ick ver-
wundet. Lungensplitter. Ick spür det manchmal noch heute. Wir warn ja
noch Kinder – ick war damals jerade siebzehn Jahre. Denn bin ick mit der
Verwundung nach Flensburg jekommen, und denn kamen ja och jerade die
Engländer. Da hatte ich's schon jut. Ick bin später aus'm Lazarett abjehauen
und hab' mir im Bahnhof 'ne Bahnsteigkarte jelöst. Ick hatte ja keene Mark
mehr. Und bin denn schwarz jefahrn bis nach Berlin. Und wenn ma det rich-
tig sieht, hattenwa imma noch Glück jehabt, so meine Familie. Det Eltern-
haus stand noch und unsere Kinder sind alle heimjekommen.“ Er wischt sich
eine Träne aus den Augen. „Ja. In der Otto-Suhr-Allee, det wah früha die
Berliner Straße, da standen nur noch een paar Häuser. Allet war ausjbombt.
Hier Plötzensee war och zerbombt. Det Dach da von dem Hinrichtungs-
schuppen war einjestürzt. Die Guillotine ham wa och jefunden. Die ist och
mal ausjestellt worden, aber da machten die Jugendlichen immer Unsinn da-
mit. So mit Kopf rinsticken und so. Da ham wir sie wegjenummen, damit da
nüscht ma wat passiert.“

Det Totenhaus, det stand da links“, zeigte er mit der Hand auf eine Stelle vor dem Hinrichtungsgebäude, „det is aber nüscht mehr aufjebaut worden. Da

drin mußten die Verurteilten zuerst warten und kamen denn in den Nebenzimmer und von da in den Hinrichtungsraum!" Er schaut vor sich hin auf den Schreibtisch. Es ist still. Draußen gehen ein paar Touristen vorüber.

„Ja, det war eene schwere Zeit. Ick denke gar nicht gerne daran.“ Er hat traurige Augen, und ich muß schlucken. Mir fällt seine weinerliche Stimme auf. Er blickt zum Fenster: „Wissen Sie, mehr kann ick Ihnen och nüscht sagen, det is allet schon so lange her.“

„Ja“, sage ich, „haben Sie vielen Dank für Ihre Ausführungen. Ich muß jetzt auch gehen. Auf Wiedersehen.“

Draußen höre ich, wie ein Vogel in den Ästen über dem Haus singt, und die Sonne fällt warm vom Himmel. Nachdem ich das Tor überquert habe, muß ich rechts an einer hohen Mauer entlanggehen. Sie besteht aus neuen Ziegelsteinen und hat die gleiche Höhe wie die Mauer der Gedenkstätte. An dem Übergang vom alten zum neuen Mauerwerk enden auch die Stacheldrahtrollen.

Die Straße ist schmal. Auf der linken Seite stehen vereinzelte Bäume, dazwischen sind Büsche und Blumen angepflanzt. Ich gehe an der Mauer entlang, bis die Seitenstraße in eine stark befahrene Chaussee mündet. Die Ziegelsteinmauer weicht hier in einem Bogen zurück. Über einem großen, verschlossenen Tor steht:

„Jugendgefängnis Plötzensee. Haupteingang auf der anderen Seite.“

Marianne Ebertowski Der Gast

Es geschah am 13. Oktober. So ein Datum vergißt man nicht. Das Wetter war noch einmal erstaunlich mild geworden nach einer langen Periode von Regen und manchmal fast orkanhaftem Sturm. Ich schlenderte, die Hände in den Hosentaschen, durch die abendlichen Straßen und wunderte mich, daß man sich nach dreißig Jahren noch über das Wetter wundern kann. Auf einmal geriet mein Herz ins Stolpern. Ich blieb stehen und drehte mich langsam um. Die Häuserreihen drehten sich mit mir. Ich stützte mich mit einer Hand an der Haustür ab, die plötzlich wie ein Holzpferd auf einem Karussell vor mir auftauchte und an mir vorüberzgleiten drohte. Ich spürte das Holz unter meinen Fingerspitzen. Die Welt stand wieder still. Mein Herz schlug unaufällig und regelmäßig. Mein Blick glitt über die Namensschilder an der Tür. Jaap 1x, Maaike 2x, Trude 3x. Ich entschied mich für dreimal und wartete. Niemand öffnete.

Zu Hause fühlte ich mich noch verlorener als gewöhnlich. Das Zimmer war zu groß für mich. Ich zog mich in eine Ecke zurück, um es besser übersehen zu können. Mißtrauisch belauerte ich meinen Schatten, der regungslos an der Tapete klebte. Als es klingelte, zuckte er zusammen. Ich wandte meine Augen von ihm ab und ließ sie erstaunt über den Korridor gleiten bis hin zur Haustür, hinter der jemand stehen mußte, den ich nicht erwartete. Ich erwarte nie jemanden. Schon gar nicht an diesem Tage. Schon gar nicht zu dieser Stunde. Trotzdem stand da jemand hinter der Tür, der klingelte. Jetzt noch einmal, ungeduldig, lange, als wolle sich der Finger nicht mehr vom Klingelknopf lösen.

„Ja“, sagte ich, erst um mich selbst zu überzeugen, dann, lauter, zu dem unerwarteten Gast, der sich hinter der Tür verbarg, „jaja!“ Ich erhob mich aus meiner Ecke, durchmaß das Zimmer, das nun unter meinen Füßen zusammenzuschrumpfen schien, mit langen Schritten, verfiel im Korridor in ein zögerndes Schlurfen, erreichte aber dennoch die Haustür, bevor das aufgebrachte Klingeln abriß.

Ich öffnete und trat einen Schritt zur Seite. Sie nickte mir kurz zu, schob sich an mir vorbei, hing ihre verknautschte Windjacke im Korridor auf und ging weiter ins Wohnzimmer, ohne sich nach mir umzusehen. Draußen war es noch immer erstaunlich mild. Ich schloß die Tür und schaute mich zu meinem unerwarteten Gast um. Sie hatte sich aufs Sofa gesetzt, drehte mit ruhigen, geschickten Bewegungen eine Zigarette, ganz als sei sie hier zu Hause. Ich betrat das Wohnzimmer so leise und vorsichtig, als hätte ich irgendwie Angst zu stören. Ich ließ mich in den Sessel gegenüber dem Sofa fallen und sah ihr zu, wie sie die überstehenden Tabaksfäden an den Zigarettenenden abriß, die Zigarette an beiden Seiten auf der Tischplatte aufstieß, das zuletzt aufgestoßene Ende in den Mund führte und sie mit einem roten Wegwerffeuerzeug, das schon fast leer war, ansteckte. Sie lehnte sich zurück, blies genüßvoll graue Rauchwolken an die Decke, lächelte und sagte: „So.“ Ich nickte und wartete.

Als ich das Land, in dem ich geboren war, verlassen hatte, war ich für immer fortgegangen, hatte niemandem auf Wiedersehen gesagt, weil ich niemanden wiedersehen wollte. Das letzte, was ich von diesem Lande gesehen habe, waren seine grünen Uniformen gewesen, hinter denen sich Männer versteckten, deren Sprache immer klang wie Fluchen. Ich hatte mich fast widerstandslos

wegfluchen lassen und erschrak noch immer, wenn ich diese Sprache in der Straßenbahn, auf dem Bahnhof oder im Radio hörte. Nun schallte diese Sprache durch mein Zimmer.

„Tja“, sagte sie, „als du klingeltest, hatte ich gerade keine Zeit.“ Das „Z“ schnitt durch mein Trommelfell und ärgerte mich. Auch Menschen, die keine Zeit haben, pflegen mich zu ärgern. Ich habe immer Zeit. Ich hatte meine Unruhe und Verpflichtungen bei der Grenze hinterlassen. Ich wartete. Sie war aufgestanden und betrachtete meine Bücherregale. „Noch immer die selben Bücher“, sagte sie. Ich schüttelte den Kopf. „Die meisten liegen noch bei Freunden unter den Betten. Ich werde sie nicht wiedersehen.“ Sie verschwand im Korridor, kam zurück mit einem verschmitzten Lächeln und hielt mir ein Buch unter die Nase, das ich lange nicht mehr gesehen hatte. Ich nahm es ihr ab, betastete es vorsichtig, als könnte es unter meinen Händen zu Staub zerfallen, versuchte, mich zu erinnern. „Das lag bei mir“, sagte sie und setzte sich wieder, „das Bett habe ich auch mitgenommen.“ Ich mußte lachen. „Lazarus“, sagte ich, „und geht es dir jetzt gut?“

Die Nadel des Plattenspielers ist wieder einmal hängengeblieben. Ich stehe auf, gebe dem Tonarm einen Schubs und klettere wieder ins Bett. SHE'S NOT THERE. Schon lange nicht mehr. Seitdem hat die Platte einen hinterhältigen Kratzer. Man kann niemandem mehr vertrauen. So sind die Zeiten eben. Menschen, mit denen man heute noch ein Bett teilt, sind morgen schon verschwunden, und niemand weiß wohin. Manchmal sieht man ihre Gesichter wieder an selbst höchste Zeit zu verschwinden. So lange muß man eben warten. Manchmal kommt ja auch jemand zurück und man muß lachen über seine eigene Reaktion. Aber diesmal ist alles klar. Da gibt es nichts mehr zu lachen. Morgen werde ich den Koffer packen. Auch ich werde nicht mehr da sein. Allzu vielen wird es nicht einmal auffallen. Nur die, die meine Bücher unter ihrem Bett verstaut haben, werden vielleicht ein paar Nächte schlecht schlafen. „Ich habe wieder laufen gelernt, ja“, sagte sie. Wir lauschten dem Ticken der Wanduhr. „Sie stolpert manchmal“, sagte ich und blickte zur Uhr hinauf. „Solange sie nicht stehenbleibt“, antwortete sie. Ich nickte. Sie sah mich aufmerksam an. Ich wartete und schwieg, obwohl ich sie vieles hätte fragen wollen.

„Wenn man stehenbleibt“, fuhr sie fort, „ist es schwierig, wieder in Gang zu kommen. Acht Jahre war ich wie gelähmt, habe mir alles angeguckt, vom Bett aus. Eines Tages stand Rosa vor der Tür, ganz plötzlich, so wie du heute.“ Ich fuhr zusammen. „Rosa?“ Ein stechender Schmerz, der unter meinem linken Schulterblatt begann, breitete sich über meinen ganzen Oberkörper aus. Ich duckte mich zusammen wie ein Embryo. „Rosa ist wieder zurück“, murmelte ich vor mich hin.

„Sie stand da, blaß, mager geworden, älter, nein, alt geworden, aber vielleicht sah das auch nur so aus, weil sie ihr Haar schwarz gefärbt hatte. Ich ließ sie herein. Ich fragte: „Du bist wieder zurück, Rosa?“ Sie lächelte etwas spöttisch und sagte: „Nein, ich habe mich in Luft aufgelöst, jetzt schwebt ich irgendwo herum und warte darauf, daß sich meine Moleküle zu einer neuen Identität zusammensetzen. In der Zwischenzeit gibt es mich nicht.“ Ich verstand sie nicht. Dann fragte sie: „Und du, was hast du in der Zwischenzeit gemacht?“ Ich wußte nicht, was ich sagen sollte und sagte: „Nichts.“ Sie nickte, als habe sie nichts anderes erwartet. Dann fragte sie nach dir.“

Ich bäumte mich in meinem Sessel auf wie gegen einen unsichtbaren Feind. Ich steckte meine Hand nach ihrem Tabaksbeutel aus und warf ihr einen fragenden Blick zu. Sie nickte. Unbeholfen drehte ich mir eine Zigarette.

„Ich erzählte ihr, du seist abgehauen. „Das ist vernünftig“, sagte sie, „das hätte ich auch machen sollen und du auch.“ „Das ist nicht richtig“, erwiderte ich, „wenn wir alle abhauen, dann haben sie hier ihre Ruhe, und genau das wollen sie.“ Rosa schwang sich auf die Anrichte und ließ ihre Beine hin- und herbauem. „Tja“, sagte sie wieder, „diese Ruhe. Und was hast du die letzten acht Jahre gemacht?“ Ich konnte ihr nicht ins Gesicht sehen. „Eben“, sagte sie. „Und was habe ich gemacht?“ Sie wartete einen Augenblick, dann wiederholte sie: „Eben.“ Sie ließ sich von der Anrichte herabgleiten und begann, in der Küche auf- und abzulaufen. Dann blieb sie vor mir stehen und sagte: „Wir haben ausgespielt. Wir müssen die Bühne verlassen. Gleich, ob wir Statisten oder Hauptrollenspieler gewesen sind. Das Stück war eine Pleite. Eine andere Generation muß her, ganz von vorn anfangen. Vielleicht können diejenigen unserer Generation, die nicht in die Falle gegangen sind, noch mithelfen. Wir ...“, sie tickte mit den Fingernägeln gegen meine Wange, „können nur noch aus der Ferne zuschauen.“ Dann ging sie. Eine Woche habe ich noch gewartet, ob sie zurückkommt, dann bin ich abgefahren. Hierhin.“ Ich stand auf, lief zum Fenster hinüber und zog die Vorhänge zurück. Nervös an dem fast abgebrannten Zigarettenstummel saugend, starre ich in die Dunkelheit hinein.

„Du hast nie wieder etwas von ihr gehört?“

Ohne mich umzudrehen wußte ich, daß sie den Kopf schüttelte. „Sie hatte recht“, fuhr sie fort, „ich habe wieder laufen gelernt. Mein Gehirn ist nicht mehr gelähmt. Ich kann wieder denken, begreifen.“

„Nein!“ rief ich und drehte mich heftig zu ihr um. Ich ließ mich vor ihr auf die Knie fallen und packte ihr Handgelenk. „Wir können nicht die ewigen Zuschauer bleiben, frustrierte Theaterkritiker, die nicht genug Talent hatten, selbst auf den Brettern zu stehen. Ich will wieder mitspielen, verstehst du, mitspielen!“

Sie sah auf mich herab und schüttelte mitleidig den Kopf. „Du bist verrückt“, sagte sie leise, fast tröstend, „dazu ist es zu spät, das mußt du doch einsehen.“ Sie löste ihr Handgelenk behutsam aus meinem Griff und erhob sich. Bei der Tür zum Korridor blieb sie stehen, schaute sich um und lächelte.

„Wir werden uns sicher bald wiedersehen. Ich weiß ja jetzt, wo du wohnst.“ Ich blickte zu ihr hinauf. Meine Augen brannten. Ich stand auf und streckte meine Hand aus. „Nein“, sagte ich, „nein. Ich bin nur auf der Durchreise.“

Gabriele di Ciriaco
Der Lauf der Sonne
(*Der Tanz ums Goldene Kalb*)

- RECHTS GEHT DIE SONNE AUF -

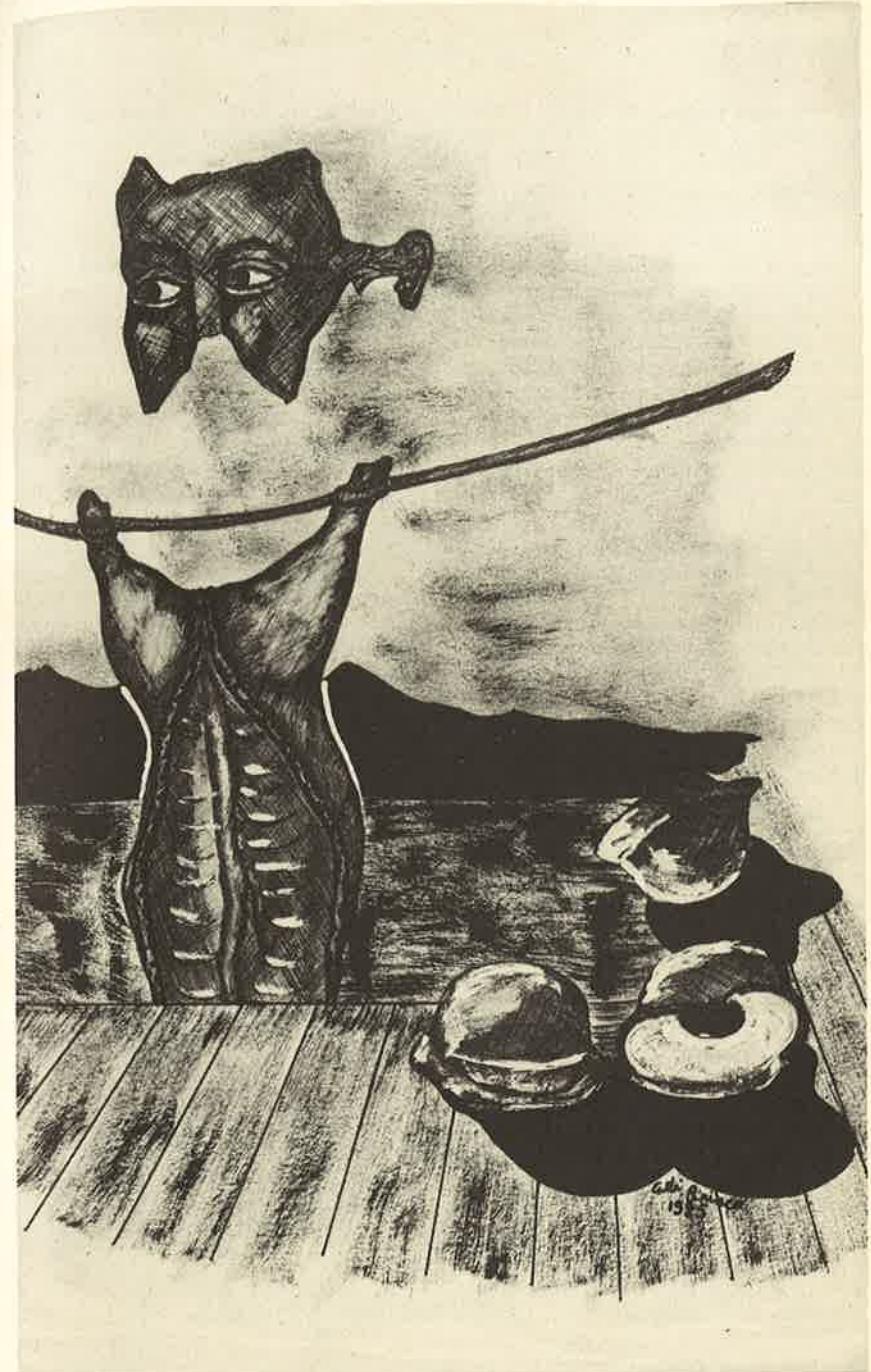
Sie machten ein großes Feuer am Hauptplatz
mit Büchern und Bildern und rundherum
tanzten die Leute und lachten und schrien.
Andere aber starben
mit einem Buch in der Hand
mit einem Bild auf der Brust.

- UND ERSTRAHLT IM GLANZ -

Das rote Blut der Toten
stimmte überein mit der Röte des Feuers
und die Leute tanzten und lachten und schrien.
Und andere starben
mit einem Schrei voller Schmerz
mit einem Schrei voll Hoffnung.

- UND LINKS TAUCHT DIE SONNE WIEDER INS MEER -

Aus dem Italienischen von Angela Süssdorff



H. Susanne Geldner Wasser

40 Jahre ist es her und doch kommt es mir vor, als sei es gestern gewesen. Wenn ich Wasser sehe oder nur das Wort ausspreche, fällt mir dieses Erlebnis ein. Es drückt mir das Herz ab und ich bekomme wieder ein schlechtes Gewissen.

Es war im Osten, ich kam aus Frankreich, wo ich vom Roten Kreuz eingesetzt war, und fuhr in Urlaub heim. Auf einer Umsteigestation, nahe meiner Heimatstadt, wartete ich auf meinen Anschlußzug. Viel Volk, Zivilisten und Soldaten gingen umher oder standen und warteten ebenfalls auf den Anschlußzug. Ich freute mich, da ich schon Tag und Nacht gefahren war, endlich mein Ziel erreicht zu haben. Zu Hause, die werden staunen, wenn sie mich sehen, und sich ebenfalls freuen, wenn sie sehen, was ich ihnen mitgebracht habe. Es war mein erster Urlaub.

Plötzlich fuhr ein sehr langer Güterzug auf unserem Bahnsteig ein. Da drin, so dachte ich, wird bestimmt Kriegsmunition sein. Er rangierte hin und her, und das ein paarmal. Dann hielt er an und stand. Es öffnete sich behutsam eine Tür, die sich wohl schwer öffnen ließ. Aber was ich da sah, ließ mir das Blut in den Adern gefrieren. Im Innern des Waggons waren Menschen wie Vieh zusammengepfercht. Sie schauten einen verängstigt an mit übernächtigen Augen und entsetzten Gesichtern. Die Lippen waren wie ausgedörrt und wirkten fast schwarz vor lauter Durst. Eine junge Frau stillte ihr Baby. Mißtrauisch schaute sie auf. Man sah, wie kraftlos sie alle waren; wie lange mußten sie schon unterwegs sein? Ein Greis stand auf, kam an die Öffnung der Tür und bat flehend: „De l'eau, s'il vous plaît!“ Da wußte ich, daß es Franzosen waren. Ein etwa 12jähriger Junge stand neben mir. Hinter uns eine kleine Pumpe, wo Trinkwasser drauf stand. Daneben ein Metallbecher. Ich bat den Jungen, derweil ich seinen kleinen Koffer hielt, Wasser zu holen. Ich trieb ihn zur Eile an. Er rannte und brachte mir den Napf.

Ich reichte das Wasser dem alten Mann. In diesem Moment erschien ein Unteroffizier und schlug wutentbrannt auf dieses Trinkgefäß. Das Wasser ergoß sich auf den Boden. Er schrie, ob wir uns nicht schämen, Juden Wasser zu geben. Alle schauten auf das vergossene Nass. Jetzt wußte ich, daß sogar französische Juden in die KZs von Hitler geholt wurden. Die Augen der französischen Gefangenen werde ich mein Leben lang nicht vergessen. Alle schauten auf das verschüttete Wasser und es sah aus, als wenn jeder im Geist mit der Zunge wenigstens einen Tropfen erhaschen wollte. Der Güterzug setzte sich in Bewegung und fuhr schnell und schneller. Wie angewurzelt stand ich da. Ich mußte weinen. Warum tat ich nichts, um den Durst der Armen zu stillen? Ich sah ihre Augen, der Erwachsenen und der Kinder, der Gequälten!

Wenn ich nun Wasser sehe, einen Fluß oder die Leitung, oder als wir in Italien im Urlaub waren und der Tornado ausbrach und mit großen leckenden Zungen in unsere Pension kam, da muß ich immer an das verschüttete Wasser denken, an den Krieg und an die Menschen, die am Verdursteten waren. Habe immer ein schlechtes Gewissen, weil es doch schon in der Bibel heißt: Die Dürstenden tränken, die Hungernden stillen. Ich tat es nicht und es tut mir heute noch in der Seele weh, sehe ich Wasser.

Aus einem Brief an Margot Fürst, nach der Lektüre des Werks von Max Fürst.

Michael Schneider Wie man einen verlorenen Krieg gewinnt

WENN DER FISCH SELBST DAS NETZ AUSWIRFT

Zelle (Zech, Gruber und Zwack lesen Zeitung. Die Zelle ist schon etwas komfortabler geworden.)

Zwack: (liest) „Da die Zahl der Blutspender außerordentlich zugenommen hat, zahlt das Rote Kreuz für den Liter Blut jetzt nur noch 5 RM statt wie früher 10 RM, vor allem bei ehemaligen PGs.“

(singt)

Früher braucht' der Arier ein Attest
Daß sein Blut auch rasserein
Jetzt muß er froh und dankbar sein
Wenn man billig ihn zur Ader läßt.
So ändern sich nach großen Pleiten
Die Gepflogenheiten!

Zech: Hör mal, Fritz! „Am Freitag soll in der Marienkirche das deutsche Requiem gegeben werden. Ob man das Wort ‚deutsch‘ nicht besser streiche, überlegt die Diözese.“

Gruber: Steck' deine Nase lieber in den Wirtschaftsteil!
Die ganze Gummiindustrie steht auf
Der Demontageliste. Autoreifen

Treibriemen, Förderbänder, gibt's bald nur noch
Antiquarisch, und die Kohle werden wir
Künftig nur per Flaschenzug zutage fördern.
Auch mit der Kugellagerindustrie
Ist's aus. Wir haben, scheint's, die Autobahn
Für Ochsenkarrn und Handwagen gebaut!
Im Schneekentempo jetzt, oh Jammer, durch
Das zwanzigste Jahrhundert!

Zech: (noch immer lesend) Stell' dir vor, Fritz
Im Ausland spielen sie schon Wagner nicht mehr.

Gruber: Dafür zwitschern sie jetzt überall
Die Internationale, dieses Dreckslied!

Zech: (faltet seine Zeitung zusammen)
Das zwanzigste Jahrhundert, Fritz, gehört
Dem Sozialismus!

Gruber: (schaut ihn entgeistert an) Was?

Zech: Von jetzt an
Werden wir der Sache der Arbeiter dienen!

Gruber: (reißt ihm die Zeitung aus der Hand)
Was liest du eigentlich da für ein Hetzblatt?
Christlicher Merkur! Herausgeber:
Doktor h.c. Culpius! Ach so!

Zech:
Gruber:

(triumphierend) Unsre neue Parteizeitung!
(liest voll Argwohn, bis er von einem jähnen Entsetzen gepackt wird)

Zech:
Gruber:

Was hast du denn?

(liest wie benommen vor) daß das kapitalistische Wirtschaftssystem den staatlichen und sozialen Lebensinteressen des deutschen Volkes nicht gerecht geworden ist. Ziel einer Neuordnung von Grund auf kann nicht mehr das Gewinn- und Machtstreben einzelner, sondern nur das Wohlergehen des ganzen deutschen Volkes sein." (außer sich) Das schreibt dein Parteifreund?

Zech:

Hast du's noch immer nicht begriffen, Fritz?
So ohne alles, nur mit Kauf und Verkauf
Dem nackten Kalkulieren von Gewinn
Und Risiko kann's nicht mehr weitergehen.
Ich drücke nachts kein Aug' mehr zu, weil ich
Sonst überall nur Leichenberge seh'
Und du stehst da als ob gar nichts gewesen wär'
Und rechnest dir kaltblütig wieder aus
Wieviel Gewinn dir deine Kohle abwirft.
Mensch, hast du denn kein Sozialgefühl
Im Leibe, keinen Anschein nur von Mitleid
Mit dem blut'gen Schicksal unsres Volks?

Zwack:

(zum Publikum)
Es war mal ein Schakal
Der stand vorm Tribunal
Mit eingeklemmten Schwanz
Da wurde er sozial
Jedoch sein Reißzahn war noch ganz!

Gruber:

Aber das hier ist doch Wasser auf die Mühlen aller Umstürzer! Im Absatz drei heißt's wörtlich (liest): "... daß Unternehmungen monopolartigen Charakters wie die Kohlenbergwerke und die eisenschaffende Industrie zu vergesellschaften sind." (ihm bleibt die Luft weg).
Ja, da fordern wir doch unsre eigene Abschaffung!

Zech:

's ist besser, Fritz,

Wir selbst besorgen unsre Abschaffung

Als daß man uns abschafft ohne uns!

Damit geben wir uns selbst den Rest!

(mit Größe)

Ja, wenn du dies nicht hast:

Dieses: Stirb und Werde!

Bist du nur ein trüber Gast

Auf der dunklen Erde!

Erst werden unsre Werke demontiert

Was davon übrigbleibt, sozialisiert

Im Namen Christi oder Marx –

Da kann ich gleich nach drüben gehen!

Gruber:
Zech:

Als daß man uns abschafft ohne uns!

Damit geben wir uns selbst den Rest!

(mit Größe)

Ja, wenn du dies nicht hast:

Dieses: Stirb und Werde!

Bist du nur ein trüber Gast

Auf der dunklen Erde!

Erst werden unsre Werke demontiert

Was davon übrigbleibt, sozialisiert

Im Namen Christi oder Marx –

Da kann ich gleich nach drüben gehen!

Zech:
Gruber:
Zech:

Wir haben viele Feinde heut!
Ich weiß!

Und es sind nicht bloß die Arbeiter!
Denk' auch an die vielen kleinen Händler
Handwerker, Kaufleut', die von uns
Den Großen, abhängen mit Haut und Haar.
Als sie an dem Geldjud' sich vergriffen
Wußten sie noch nicht, daß sie uns meinten,
Jetzt wissen sie's: Wir sind die neuen Juden.
Du vielleicht, doch ich gewiß nicht!

Erinnre dich! Auch du hast manchen Kleinen
Aus der Branche mit niedern Preisen nieder
Konkurriert, bis er den Geist aufgab
Vielmehr Geist von deinem Geiste wurde
Indem er an dich hat verkaufen müssen.

's ist nun mal das Gesetz der freien Wirtschaft!
Nimm's nicht zu leicht! Wenn dieser gärende
Jetzt vollends ruinierte Mittelstand
Sich mit den Arbeitern verbündet
Sind wir aus! Drum ist die Frage:
Wie gewinnen wir den Mittelstand?
Doch nur indem wir seiner Nöte uns
Annehmen und sein kleines, jämmerliches
Doch so hart erworbnes Eigentum
Schützen vor unsrem eignen Würgegriff.

Und wie willst dieses Wunder du vollbringen?
Durch Kartellgesetze, Monopol-
Kontroll', Stützung des kleinen Eigentums
Und indem wir in den sauren Apfel
Der Ertragsbeteiligung beißen.

Du bist wohl nicht bei Trost?

Wenn du
Allein mit einem Brotlaib, einem Bettler
Gegenüber stehst, ist's da besser
Du gibst ihm ein Stück aus freien Stücken ab,
Eh er das ganze Brot dir aus der Hand reißt?

So? Und wenn er durch das halbe Brot
Erst auf das ganze Appetit bekommt?
Was ist, wenn uns der Wähler da beim Wort nimmt?
(zeigt auf die Parteizeitung)

Dann nehm' ich ihn bei einem andern Wort.
Beispielsweis' bei dem auf Seite fünf.

Was steht denn da in Klammern? Lies!

(liest) „Der dringend notwendigen Unternehmerinitiative ist
dennoch der erforderliche Spielraum zu belassen.“ (verdattert)

Ich hab's glatt übersehn!

Und Seite sieben, unten?

Gruber:

(liest) „...soll auch in Industrie, Handel, Handwerk und Gewerbe der Freiheit des Kaufs und Verkaufs Rechnung getragen werden.“ (verdattert)
's ist nur ein Nebensatz.

Zech:

Doch keine Nebensach!
Ja, wenn der Fisch selber das Netz auswirft
In dem er sich verfangen soll,
So wird wohl eine Lücke drin sein.
Drum heißt auch dies Programm nach einem Fisch
Der schwer zu fassen ist!

DER KRIEGSVERBRECHERPROZESS (AUSZUG)

Gerichtssaal

Verteidiger:

Hohes Gericht! Die Verteidigung ist nach gewissenhafter Überprüfung der bisherigen Ermittlungen zu der Überzeugung gelangt, daß hierbei Grenzfragen menschlichen Verhaltens – und Versagens aufgeworfen werden, die sein Urteilsvermögen bei weitem überschreiten. Um die Urteilsfindung dennoch auf sichere Grundlagen zu stellen, hat die Verteidigung Sachverständige sowohl von deutscher als auch von alliierten Seite hinzugezogen. Hören wir als erstes den Wirtschaftsberater der US-Militärregierung, Mr. Wonderfeld.

Mr. Wonderfeld:

Hohes Gericht! Dieser Fall
Über den Sie hier zu richten haben
Ist ein Fall jenseits von Gut und Böse
Und entzieht sich jedem menschlichem Ermessen!
Denn ewig, unverrückbar, unbarmherz'gen
Schicksalsgöttern gleich steht das Gesetz
Der Wirtschaft über uns und läßt den Menschen
Schuldig werden – so oder so!
So seh' ich auch Herrn Zech tragisch in Schuld
Verstrickt und kann ihn doch nicht schuldig sprechen.
Wer ihn anklagt, daß er noch in Deutschlands
Schwerster Stund' auf den Gewinn bedacht war
Der wünscht ihm in Wahrheit den Bankrott
Wer nicht gewinnt, verliert – das ist Natur-
Gesetz, 's gilt auch in Deutschlands schwerster Stunde.
Wer den Verbrecher nennt, der zuschaut,
Daß er seinen Schnitt macht, müßte folglich
Dies System, das auf dem freien Kauf
Und Verkauf ruht, verbrecherisch nennen, wer
So denkt, vor dem müßt' man wohl auf der Hut sein
Der will womöglich alles umstürzen
Von Grund auf und müßt' drum als Feind der Freiheit
Und des Friedens angesehen werden!

Verteidiger:

Hören wir nun Mr. Illy, amerikanischer Professor für Psychologie und Psychiatrie!

Mr. Illy:

Hohes Gericht! Was, frag' ich, hat „Mein Kampf“
Mit dem Grundbuch der Firma Zech zu tun?
Was der abgrund'ge Sadismus eines Boger
Oder Eichmann mit den trockenen
Geschäftsbilanzen einer Weltfirma?
Von Natur tief tragisch und labil
Veranlagt ist der deutsche Mensch, seit je
Anfällig für die Pathologie der Macht.
Adolf Hitler war paranoid
Und Herr Zech – man sieht's auf einen Blick –
Leidet an Schuldkomplexen. Darum sollt' man
Fäll' wie ihn eher in Behandlung schicken
Statt ihn zu enteignen! – Hohes Gericht!
Die ganze Welt beschäftigt heut die Frage:
Wie können wir den Deutschen umerziehn
Auf daß er mit der freien Welt in Frieden lebe!
Mein Rezept heißt: Psychotherapy, Gruppen-
Analyse und Familientherapie
Vor allem für PGs! Denn im Prinzip!
Gehört halb Deutschland auf die Couch!
Es spricht nun Dr. h.c. Culpius, Mitbegründer der hiesigen christlich-demokratischen Partei!
Die Herren Zech und Gruber stehn heute
Vor Gericht. Doch sind sie's nur allein?
Stehn wir nicht vielmehr alle vor Gericht?
Nicht vor dem Gericht des Siegers, mein' ich
Nein, vor einem höheren Gericht.
Das nicht nach Geld und schmutzigen Geschäften
Sondern nur uns nach dem Glauben fragt?!!
Denn der über uns alle richtet
Ob wir Sieger sind oder Besiegte
Arbeitgeber oder Arbeitnehmer
Der schaut uns tief ins Herz und fragt:
Hast du geglaubt an Adolf Hitler oder
Hast du der Versuchung widerstanden?
Hand aufs Herz: Wer unter uns, ob arm
Ob reich, ob oben oder unten
Hätt' nicht insgeheim mit dem Verführer
Kokettiert und ihm die Hintertür
Zu seiner Seel' geöffnet? – Wer ohne Sünde
Von euch ist, der werf' den ersten Stein!
Doch nicht jeder, der den ersten Stein wirft
Ist darum auch ohne Sünde! Nein!
Die Verbrechen, die begangen wurden
Sind so beispiellos und ohne Maß
Daß sie auf das Schuldenkonto einzelner
Nicht abzubuchen sind. Es handelt sich
Um eine kollektive Schuld, die
Wenn überhaupt, nur wiedergutzumachen ist
Durch unser aller Reu' und innre Einkehr!

Ankläger:

Hohes Gericht!
Dieses System des Profits, welches in Zeiten der Krise
Durch Terror nur gegen das eigne und Krieg gegen andere
Völker
Sich zu behaupten vermag, steht hier und heut vor Gericht
In seinen mächtigsten, zynischsten Repräsentanten. Ihnen –
und
Damit auch diesem System – endgültig, für alle Zeiten
Das blutige Handwerk zu legen, liegt im Interesse der Völker.
Darum ersuche ich hiermit das Hohe Gericht der vier Sieger
Daß Gruber und Zech als „Hauptkriegsverbrecher“ für
schuldig befunden,
Daß ihr gesamtes Vermögen, einschließlich ihrer Fabrik,
Stahlhütten, Gruben und Banken, entschädigungslos jetzt
enteignet,
Und sie selber verurteilt werden zum Tod durch den Strang!

Verteidiger:

Hoher Gerichtshof!
Schief ist das ganze Gebäude der Anklage, brüchig schon ihr
Fundament,
Geht sie doch aus von der völlig unhaltbaren, unsinn'gen
These:
Die Schwerindustrie, vor allem die Grubenbarone der Ruhr
Hätten den Führer angeblich in den Sattel gehoben.
Dabei weiß heut jedes Kind, außer dem Ankläger scheint's
Daß Adolf Hitler legal, auf demokratischem Wege
Durch den Willen des Volkes, an die Regierung gekommen.
Ich frage nun: Gibt's ein Gesetz, welches den Bürger zum
Widerstand
Gegen eine rechtmäßig gewählte Regierung verpflichtet?
Solch ein Gesetz gibt es nicht. Das ist der Punkt, wo das
ganze Gebäude der
Anklage in sich zerbricht. Darum plädiert' ich auf Freispruch
In allen Punkten der Anklage, nicht weil ich meine Mandanten
Für absolut unschuldig hält', sondern de facto, de jure
Beide letztendlich nicht mehr und nicht weniger mitschuldig
sind als
Neunzig Prozent aller Deutschen!

Zech:

Hohes Gericht!
Warum nennt man heut ein Gewerb'
Verbrecherisch, das immer ehrbar war?
Nur weil es hart wie Stahl ist? Bedenken Sie
Was wär die Menschheit ohne diese Härte
Hat doch der Stahl den Erdball technisiert
Und damit Gottes Auftrag an uns Menschen
„Macht euch die Erde untertan!“ erfüllt.
Wenn nun dies Gottesgeschenk, von Teufeln
Angewandt, zum Teufelswerk verkommt
Bin ich dann dafür haftbar? Hohes Gericht!
Tränenden Aug's seh ich so manchen Bürger
Uns mit Dreck bewerfen. Doch könnt' er
Den Karren aus dem Dreck ziehn ohne uns?

Auch der Arbeitsmann ist heut voll Argwohn
Gegen uns. Doch könnt' er darum schon
Ein Uhrwerk wie ein Stahlbetrieb ist
Selber führn ohn' einen Schimmer
Unser hundertjährigen Erfahrung?
Wenn der Bürger jemals wieder
Auf Rädern und auf Schienen fahren will
Wenn er sein Haus, statt mit der bloßen Hand
Mit Kran und Bagger wiederaufbaun will
Ja, wenn er eines Tags, wer weiß,
Absichern muß die neuen Grenzen
Braucht er Stahl in rauen Mengen: Baustahl
Rohrstaahl, Schienenstaahl und Panzerstaahl. –
Zwar fühle ich persönlich mich nicht wert
Da ich in der Vergangenheit moralisch
So versagt, noch eine Führungsaufgabe
Im Stahlbereich zu übernehmen.
Doch eh' dem Staat ich auf der Tasche lieg'
Oder ein unnütz' Leben führ' als Pensionär
Will ich mit Strömen Schweißes lieber
In aktiver Reue mir den Fleck abwaschen
Auf einem neuen Posten, oder auch
Wenn die Gelegenheit mir nicht versagt wird:
Als neuer Mensch in meiner alten Stellung!

Wolfgang Sreter

Der Sohn des Bäckers

(Für Konrad K. aus der Passauer Ilzstadt)

„Zwei, drei, vier – s' Glück g'hört mir!“ Diesmal war es der Konrad, der in dem endlosen Strom der Flüchtlinge, der die Obernzellerstraße heraufkroch, an der Ilz und hielten mit langen Hälzen Ausschau nach Fuhrwerken, denen ein Schimmel vorgespannt war. Ab und zu sahen sie zum Himmel, an diesem warmen Frühlingsvormittag 1945, wenn ein feindliches Bombengeschwader silbern glänzend, mit tiefem Brummen die Stadt überflog, und wäre der Konrad nicht 11, sondern ein paar Jahre älter gewesen, er hätte sich freiwillig zur Luftwaffe gemeldet. Der Oberst Rudel, den er sehr verehrte, hätte ihn sicher persönlich empfangen, denn der Konrad erkannte alle Maschinen am Ton, schon lange bevor sie über dem Oberhaus auftauchten. Hände an die Hosentasche und Meldung mit genauer Angabe des Maschinentyps, Anzahl der Besatzung und Bestückung mit Bordkanonen.

Im Rücken der Kinder überprüfte an diesem Sonntag die SS die Sprengleitungen der Ilzbrücke. Konrad war kurz bei dem Arbeitstrupp stehengeblieben, als er vom Ministrieren nach Hause kam. Er hätte gern dies oder das gefragt, aber zu dem Zeitpunkt waren unter den SS'lern schon viele zwangsverpflichtete Ausländer, die außer deutschen Befehlen nicht viel verstanden. Englisch hatte er in der Schule gelernt, auch ein paar Brocken Französisch von den Kriegsgefangenen, die dem Metzger zugeteilt waren, aber die meisten Soldaten, die hier an der Brücke arbeiteten, waren vom Balkan; außerdem machten sie keinen sehr gesprächigen Eindruck.

„Wetten, daß einige von denen noch nachts an der Tür zur Backstube um Zivilzeug betteln“, hatte der Konrad im Weitergehen gedacht. Aber die Eltern besaßen selbst fast nichts mehr, und niemand wußte, wieviele noch kommen würden – kurz vor dem Ende.

Daß das Ende nahe war, merkte man daran, daß es in jedem Haus der Ilzstadt nun statt der roten mit dem Hakenkreuz eine weiße Fahne gab. Nur, so lange die SS noch in der Stadt war – sagten die Leute – hätte es den Tod bedeutet, sie aus dem Fenster zu hängen. Erst gestern abend war ein Schlauchboot mit Soldaten, die eine Rot-Kreuz-Fahne entfaltet hatten, von einem Posten mit der Maschinenpistole zusammengeschossen worden. Die Kinder hatten es gesehen. Der Totenkopfträger hielt solange drauf, bis außer den Spritzern, die die Garben im Kehrwasser beim Niederhaus hinterließen, nichts mehr zu sehen war.

Heute saßen sie – fast an der selben Stelle – in der Sonne und waren froh um den einen Tag in der Woche, an dem sie im Schulhof nicht im Kreis gehalten mußten. Die Füße waren dabei abzurollen, denn der Oberlehrer wollte gute Infanteristen aus ihnen machen. Aber weit schlimmer noch waren die Tage, an denen man ohne Altmaterial in die Schule kam. Mit leeren Händen vortreten müssen, während draußen im Feld, in der Schlacht der deutsche Soldat, für den Endsieg ... Der Endsieg!

Sie konnten die Sprüche nicht mehr hören! Die nicht und auch nicht die anderen, zuhause, daß der Krieg nicht mehr zu gewinnen sei. Wem sollte man glauben?

Nach der zunehmenden Zahl von Alarmen mußte der Ami schon sehr nahe

sein. Oft ging's um 5 Uhr früh los, dann auf dem Schulweg, so daß man nicht wußte, lieber zurück in den eigenen Keller oder in den Schulbunker.

Gestern morgen mußte ihn die Mutter ins Haus zurückziehen. Nebenan hatte der Metzger Pferdefleisch vom Lastwagen geladen, und ein paar Zwangsarbeiter waren dabei, mit der Zunge das Blut von der Ladefläche zu schlecken. Bei dem Anblick hatte der Konrad die Sirene überhört.

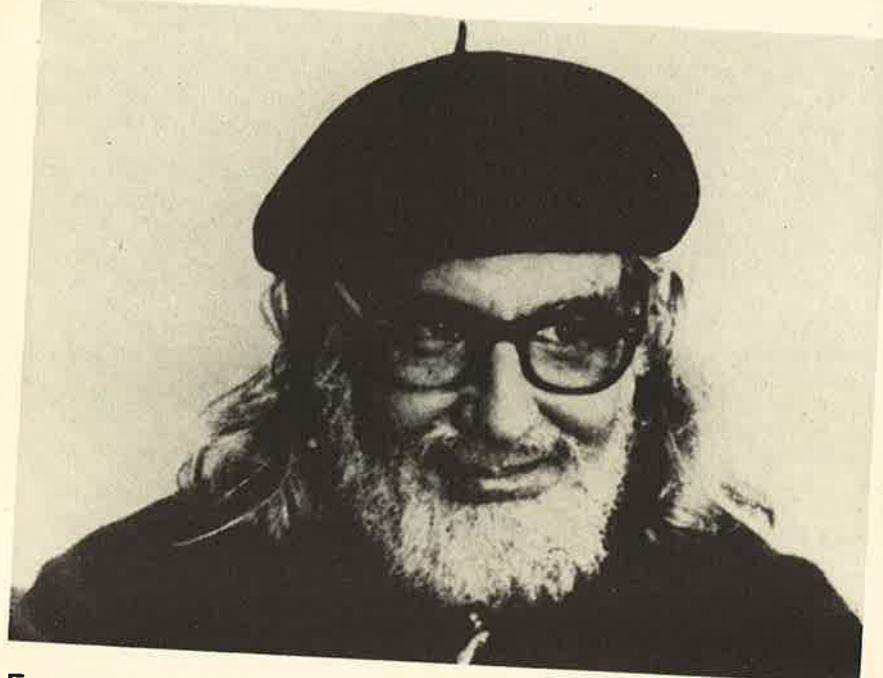
Auch jetzt hörte er die Mutter nicht, die ihn über die Straße zum Mittagessen rief. Er stand auf einem Pfeiler des Geländers, um den nächsten Schimmel zu suchen. Dabei hatte er einen Karren entdeckt, den 3 KZler, von SS bewacht, die Obernzeller Straße herauzflogen.

Er wußte nicht, warum es in Passau-Grubweg ein KZ gab, das ein Außenkommando von Mauthausen war.

Auch wußte er nicht, daß schon bald amerikanische Panzer in den Gassen der Ilzstadt stehen würden und sein geliebtes Aquarium bei der Sprengung der Brücke in tausend Scherben springen würde.

Und er brauchte Jahre um zu begreifen, daß die Helden seiner Kindheit keine Endsieger waren.

Was hatte es geholfen, daß er sie nach guter katholischer Sitte in sein Nachgebet eingeschlossen hatte, vom Führer bis hinunter zum Moosbauer Max, dem Kreisleiter der NSDAP und Bürgermeister seiner Stadt.



Ernesto Cardenal · Die Schildkröte

Es war im Pazifik
gegenüber den Küsten von Nicaragua
Rotbrassen fischend
im blauen Meer mit dem blauen Himmel
das Meer wie blaue Tinte
und plötzlich zwei Schildkröten
die eine über die andere
verhakt zur Liebe im Meer
wie sie es tun vom Anfang ihrer Gattung an
um sich zu vermehren, mehr und noch mehr Arten zu schaffen
derselbe Akt im Meer über Jahrmillionen
um der Liebe
zur Gattung Mensch
und ihrem Höhepunkt
dem Kommunismus.
Der Akt den es gilt zu schaffen seit den Anfängen der Welt.
Und ich denke an Matthäus 19, Vers 12:
auch der ist, der sich nicht paart
um der Liebe willen zum Königreich der Himmel, dem Kommunismus
wie eine Schildkröte und einsam inmitten des Pazifiks
allein unter dem Himmel
vermählt mit dem Himmel.

Aus dem Spanischen von Friedrich Hitzer

Franz Xaver Kroetz Tagebuchgedicht II

In Masaya
sah ich junge Frauen
Windeln auf
Stacheldrähte hängen.

In Masaya stand ich
an der grünen Lagune.
Ich dachte an etwas Wichtiges
das ich vergaß als mich
lachende Kinder anspritzten.

In Masaya sah ich
ein Liebespaar das sich
von gar nichts stören ließ.
Da traf mich wie ein
Faustschlag die Sehnsucht.

In Masaya sah ich
mehr Einschüsse in
sonnzerfressenen Mauern als anderswo.
86 zählte ich in einem kleinen Haus.

In Masaya sagte mir ein Indianer
wenn die Gardia besoffen war
legte sie unsere Säuglinge auf
die Straße und überfuhr
sie mit den Jeeps.

In Masaya sagte mir ein
anderer Indianer wenn du
wieder kommst schlachte ich
einen Truthahn für dich
und deine Frau.
Ich bin zu alt zum Alleinreisen
alle wissen daß es dich geben muß.
Obwohl ich es niemandem sage.

In Masaya hat eine Frau
zehn Jahre auf ihren Sohn gewartet.
Als sie ihn endlich unter
dem Herzen trug hat ihn ihr
die Gardia verdorben.
Sie wurde geschlagen, vergewaltigt
und wieder geschlagen.
Aber auch in einer krummen Ähre
kann ein weißes Korn schlummern
meint sie und lächelt in den
Karren mit der krummen Ähre.

In Masaya trank ich die
süße heiße Reismilch die sich
wie eine Wolldecke in den Magen legt
und 10 Cordoba kostet.
Man muß sie austrinken ob man
will oder nicht.

In Masaya war im Februar 1978 der
erste große Aufstand
gegen das Regime von Somoza.
Es war ein Indianeraufstand.
Er wurde von der Nationalgarde
niedergeschlagen. Nach der
Niederschlagung kam die Rache.
Das Indianerviertel wurde
angezündet und brannte
vollständig nieder.
Männer, Frauen und Kinder
wurden erschossen, erschlagen,
überfahren, verbrannt
und verschleppt.

Ich war nicht lang
genug in Masaya.
Ich muß noch einmal zurück.
Ich will in der Lagune baden.
Ich will mit dir zum
Platz der Liebespaare gehen.
Ich will keine Einschüsse mehr zählen.
Ich will die Reismilch mit dir teilen.
Wir müssen auch den Truthahn essen.
Und ich will
jungen Frauen zuschauen
wenn sie trockene Windeln
von der Wäscheleine nehmen.

Kleist sagte:
Hättet ihr nur halb soviel, als etzo,
einander zu stürzen, Euch zu erhalten getan:
glücklich noch wäret ihr und frei.
Wir brauchen alle Frieden, je unwahrscheinlicher
er für die Zukunft scheint, um so wichtiger
ist er. – Für uns alle, und erst recht für
Nicaragua, wo ich Herrn Reagans Freunde als
eine Bande von Mördern kennen gelernt habe.
Schluß damit. Frieden für uns alle, Frieden
für Nicaragua.

Alf Tondern freispruch

ein weißer rabe
soll er gewesen sein –
es gibt zeugen dafür

kein spitzel
soll ihm einen hinweis verdanken
kein lagerkommandant
einen häftling
und kein henker
einen morgenspaziergang

die zeugen dagegén
sind tot

rückschlag

das licht ertragen müssen

vorzeigen
was die ausgrabungen der feinde
zu tage brachten

und in falscher demut
unvermeidlich nennen
das selbst verschuldete schicksal

Werner Dürrson
Zoo-logisch

Glatte Oberhaut dünn
nahezu haarlos und leicht
verletzbar

Vorder- wie Hintergliedmaßen
beim Keimling angelegt als
normale Säugetierbeine

begrenzte Weitsicht

gefräbig
dick fett tranig
übliche Stoffwechselvorgänge

Paarung Bauch gegen Bauch
auch andere Lagen
Weibchen nach dem Gebären gleich
wieder empfängnisbereit

sprachbegabt fromm gelehrig

treibt in Scharen mit
Führern wo immer
im Schlachtfeld

unvorsätzlich und
immer als Opfer

(Vorabdruck aus dem Gedichtband „Feierabend“ von Werner Dürrson, der im Herbst 1985
in der Reihe „Kürbiskern-Zeit-Gedichte“ erscheint. Diesem Band haben wir auch neben-
stehenden Holzschnitt von HAP Grieshaber entnommen.)



Hans-Jürgen Heise
Nachtprogramm

Wir müssen jetzt
das Weltall
subventionieren

Damit sie
im Nachtprogramm

noch eine Weile

den Großen
und den Kleinen
Bären

geben können

Naiv noch

Die Rückwand meines Zimmers
ist mit Sonnenlicht
tapeziert ich höre
wie der Schornsteinfeger
seine schwere Kugel
runterläßt

unsere ganze
liebe trudelnde
Erde / doch vielleicht
rumpelts auch bloß
draußen auf der Ostsee

Übungsschießen
der Bundesmarine
Ich kurble
am Radioknopf – gerate
in ein Chanson: Paris

hat einen Drehorgel-
himml
einen Strand
mit Wiesen

Und der Eiffelturm
naiv noch
wie ein Rummelplatzturner
macht Spagat
für Eric Satie

Annemarie Zornack
lauter augenblicke

lauter augenblicke flüchtig
wie laufkundschaft
aus der offenen Ofentür
durchflackerts
großmutters geschichten
als die bombe fiel verschwand
die katze ein huhn
wurde vergewaltigt marie
ach marie
leg die wachstuchdecke auf
wir bleiben in der Küche
die gute stube
wird weihnachten beheizt
schneeflöckchen
weißröckchen die engel
sticken eisblumen
ans fenster seltsame
ranken die unterm
atemhauch vergehen marie
mariechen sing was
vom schönen polenmädchen
das sich ertränkt hat
kläglich
piepsen die küken
im kohlenkasten und
auf uns fällt
der feuerschein

gute reise

einmal bewohnte ich
ein schönes Zimmer
das war ein zugabteil
warm und verschwenderisch
durchflutet von licht

ich war ich
im pepitamantel
und hatte im fenster
einen fremden hut
auf dem kopf

der herr mir gegenüber
schälte eine leuchtende
apfelsine

wie mir
der duft schmeckte
zum schein
schlief ich ein

das war
eine gute reise

Wolfgang Borsich
Erwachen

ich schlage die Augen auf
und fühle mich erschlagen

der Tag ist zu Ende
bevor er begann

träge stehe ich auf
ein letzter Hauch von Gedanken

Gedanken — die wie verkleidete Fledermäuse
an mir vorüberhuschen

ein Anflug von Hoffnung: seht her!
dort in der Luft stehen Schwalben

die Schwalben aber — sie wandeln sich
ihre Flügel schwinden

silbrig ergibt sich da plötzlich
ein Anflug von Raketen

draußen strahlt heute eine seltsame Sonne
die uns verstrahlt

und da sage dann einer
man habe ihn überrascht

Zugang verboten

Zäune um einen See
wer weiß, daß er
mit denen nicht kann
hat keinen Quadratmeter zu lachen

Helmut Heißenbüttel
Trostsprüche

1 Binnenkontur und Umriß ineins
meins deins seins alles keins

2 der richtige Text bewirkt sich von alleine
der reine Text bewegt sich ohne Beine

3 Traum hat zufällig sich realisiert
Mond der schräg durch weiße Wolken schliert

4 Begegnete ich bin begegnet wem wann wie und wo
Querstrich Elster schneidet den Oktoberhimmel roh

5 Rabenwolke überquert den rosaroten Mond in Staaken
und vernäht des gleichen Himmels gleiches Laken

6 es ist dunkel im Traum und nach dem Tod
es gibt da kein Fleisch und kein Brot

7 Katze einzeln quert Wintersaat
Bussard absegelt Planquadrat

8 ich allein
bin Gertrud Stein

9 Todesanzeige Uwe Johnson zu Lesezeichen zerschnitten
Tod als Papier Literatur inmitten

10 Traumtaube mir nah im letzten Tangotakt
Orgelflöte umschlingt mich und nackt

11 real heißt eigentlich Wiederfinden des Gleichen am gleichen Ort
im Traum beispielsweise schmilzt alles immerfort fort

12 von weg geschnellten Türen und Treppen erfüllte Welt
ich bleibe ich weil Aufwachen mich noch mir erhält

13 Knospen vorm Platzen üben Farbe Grün
von selber erfüllt sich mühendes Mühn

14 Aprilsonne auf Hoheluft gesehn zwischen kahlen Ästen
was sich zeigt zeigt durch Kahles hindurch sich am besten

15

Bäume im Regen entzogen langsam hintergründigem Himmel
Wachsein zugedeckt von zahlloser Stare Gewimmel

16

durch Nebelbäume schwindet Autorechteck bald
die Stare reden doch es ist noch kalt

17

glitzernd schwarz überquert Hubschrauber Deichgelände
in wolkenleeren Himmel heben kahle Pappeln ihre Hände

18

werträumend auf einem Kamel reitet ins eigene Grab
dem lächelt Fortuna entblößten Busens vom Himmel herab

19

Traumfinsternis in klebrig abbindendem Schlamm durchstampft
Puppe mit großem Kopf und dünnem Körper die Gefühl abdampft

20

Ungeduld
hat schuld

21

das definitive Ende von allem ist gewiß
was alles ist bleibt bis dahin ungewiß

22

Sprühregen bindet blaßblaugrüne Ferne
KuhrückenhORIZONT hat wehenden Himmel gerne

23

Lämmergeblöck und klirrendes Lerchenläuten
Motorgebrumm und was Geräusche überhaupt bedeuten

24

nichts vertreibt gründlicher Gespenster
als Gewitterregen nachts prasselnd ans Fenster

25

Landschaftsgeschmack der Zunge Vermächtnis
Ostergelb früher Libido Gedächtnis

26

blaueste Bläue wölbt Mai in den Tag
Mövensicheln üben Flügelschlag

27

durch Wattestille dringt des Menschen Ruf
der steigt des Lebens Bahn hinab auf Stufen

28

auf Abruf da sein scheint des Daseins Horizont
können zu können was man nie gekonnt

29 nach Heinrich von Kleist

nachdem er nichts begehrte mehr als die einzige eine
erfindet er der Menschheit Brust damit er daran weine

68

30 nach Franz Grillparzer

wir nur geringen Vermögens Verwalter
was wir in der Jugend hatten möchten wir im Alter

31

pausenlose Gegenrede die mich abdeckt
daß Kommunikation mich nicht anleckt

32

Ragnarök Götterwolkenburg überm platten Land
Kiebitze mitten im Starenschwarm und was sich sonst erfand

33

reisen und speisen
sausen und schmausen

34

wenn etwas den Horizont übersteigt
gar leicht ein Irrtum sich einschleicht

35

so trist also ist lesbar des Lebens Pfad
nicht genug kriegen können bis man genug hat

36

nicht fragen wer Prüfung besteht und wann
sondern wen Prüfung bestehen kann

37 nach Nikolaus Lenau

Liebende nach heißer Sehnsucht langen Leiden
Herz an Herzen pressend würden sich zu küssen hier vermeiden

38

soviel wie möglich von Unübersetztem drin zu lassen
damit man am Ende alles kann als Übersetzung auffassen

39

hab ich bemüht mich doch so sehr
bin ich nur ein Herumpfuscher

Ursula Nord Der Traum

Letzte Nacht hatte ich einen Traum. Er begann damit, daß ich mit meinen beiden Kindern in panischer Angst durch eine Schlucht von Hochhäusern rannte, und ich wunderte mich, daß wir in dieser schlimmen Gegend wohnten, und ich dachte: Hier gibt es nirgendwo Deckung für uns. Jemand, den ich gut kannte und dem ich vertraute, dessen Name und Gesicht mir aber — wie so oft in Träumen — entfallen war, hatte mir gesagt, daß die Katastrophe bevorstünde, der nukleare Schlagabtausch. Ich hatte die Kinder aus dem Kinderzimmer geholt, und nun liefen wir durch diese Betoneinöde, und ich trieb sie zur Eile an, denn sie hatten gar keine Lust, mit mir zu rennen — die Sonne brannte vom Himmel und es war unerträglich heiß. Schließlich erreichten wir den Eingang, der nach unten führte. Wir liefen endlos viele Treppen hinab. Der Kleine begann zu jammern, weil er nicht so gut Treppen laufen kann, und ich wollte ihn anfahren, er solle sich nicht so anstellen mit seinen fünf Jahren, aber dann ließ ich es, denn was hatte das jetzt für einen Sinn. Ich packte ihn nur fester an der Hand, damit er nicht fallen konnte. Dann fragte die Große, warum wir so rannten, und ich gab keine Antwort. Doch da begannen die Sirenen zu heulen, wir hörten sie nur ganz entfernt, denn wir waren schon ziemlich tief unten, und sie sagte: Es ist Krieg, die Oma hat gesagt, die Sirenen heulen im Krieg. Sie begann zu weinen, weil wir ihre Puppe vergessen hatten, die große Babypuppe, die aussah wie ein echtes Kind und für die wir die eingemotteten Strampelhosen vom Speicher geholt hatten, und mir fiel ein, daß sie immer darauf bestanden hatte, die Puppe beim Autofahren anzuschnallen, damit ihr nichts passierte, und ich dachte an das Plakat: Nach dem nächsten Krieg wird kein Kind mehr spielen, und mir war schlecht. Wir liefen und liefen, und vor und hinter uns liefen auch welche. Ich dachte, hoffentlich kommen wir nicht zu spät, denn ich hatte in der Zeitung gelesen, daß der Schutzraum 1196 Personen faßte und daß an der Tür eine Lichtschranke und eine automatische Zählalage war, die nach dem Elfhundertsechsundneunzigsten die Verriegelung auslöste und die Panzertür schloß.

Endlich kamen wir an. Das Gedränge war gar nicht so schlimm, wir waren anscheinend früh genug losgelaufen, obwohl ich immer gesagt hatte: Wenn es einmal so weit ist, gehe ich mit meinen Kindern auf die Straße, damit es uns gleich voll erwischt, Schluß, aus und vorbei, und nun stand ich da und starre voller Angst auf die Lichtschranke. Ich nahm den Kleinen auf den Arm, so zählte er hoffentlich nicht, und schob die Große vor mir her. Ich schickte sie durch die Schranke, während mir fast das Herz stehenblieb, doch die Tür ging nicht hinter ihr zu, und ich konnte mit dem Kleinen auch passieren.

Innen waren schon viele Leute; sie standen herum oder saßen auf Liegen. In der Mitte des Raumes blieb ich stehen mit meinen Kindern. Sie weinten, denn inzwischen war ihnen aufgefallen, daß der Papa ja nicht dabei war, und ich dachte an das gläserne Hochhaus, in dem sein Büro war, und ich wagte nicht weiter zu denken.

Dann gab es Unruhe an der Tür. Ich drehte mich um. Meine Freundin Eva-Maria stand vor der verschlossenen Tür, ein kleines Mädchen auf dem Arm, und hämmerte mit der freien Hand gegen die Stahltür. Sie schrie, und das Kind schrie auch. Ich wunderte mich darüber, daß sie ein Kind hatte und of-

fensichtlich noch jemanden, der draußen vor der Tür geblieben war, denn als ich sie das letzte Mal gesehen hatte, war sie noch alleine gewesen. Niemand tröstete sie; ich wollte aufstehen und zu ihr hingehen, aber ich konnte nicht. Plötzlich spürte ich etwas Helles, ähnlich einem Blitz. Die Menschen starren sich an mit bleichen Gesichtern. Dann folgte ein dumpfes Grollen. Mir wurde heiß und ich wachte auf. Mein Mann war auch aufgewacht und sagte: Immer diese Gewitter mitten in der Nacht.

Ich stand auf und schaute durch die Ritzen des Rolladens nach draußen. Der Regen prasselte auf die Straße und die geparkten Autos. Dann ging ich ins Kinderzimmer. Bei der schwachen Beleuchtung, die von außen hereindrang, konnte ich erkennen, daß der Kleine zusammengerollt und wie immer nicht zugedeckt auf seinem Bett lag. Nachdem ich ihn zugedeckt hatte, ging ich in die Ecke, wo die Große schlief. Sie hatte die Augen offen und sagte: Ich habe Angst. Ich sagte: Du brauchst keine Angst zu haben, es ist doch nur ein Gewitter.

Wir warteten gemeinsam, bis sich das Gewitter verzogen hatte. Als sie wieder ruhig atmete, ging ich zu Bett, doch ich konnte nicht mehr einschlafen.

Klaus Hirtner
„Paradiesisch“

Hans kam gerade vom café, vom billardtisch. Die tür drückte er vorsichtig zu, beinahe geräuschlos steckte er den schlüssel innen an, und die ganze stadt begann zu dröhnen unter den auspendelnden schlägen des schlüsselbundes gestockwerke, dachte Hans, locker könnte man in jedes der achtundzwanzig luftschlösser eindringen, mit einem einzigen fausthieb die türen durchlöchern, locker.

Seine letzte bestellung war ein großer brauner gewesen, er trank kein bier, er liebte wein – guten wein. Nur, im billardcafé gab's den nicht. Und dort, dachte Hans, wo die weine nicht bloß nach weiß, rot und rosé unterschieden werden, dort, wo neben der schank mindestens zehn weinsorten in schwarzer schrift in dunkles holz gebrannt sind, dort liegt für dich die schwelle hoch zum zungenparadies. Zu hoch. Dort verkehren die stelzengeher mit den watierten hosenböden. Sie legen den stadtumpf naß – mit fremdem wein. Hast du stelzen, kriegst du keine nassen füße, bist du gut gepolstert, tut dir der steiß nicht weh und merkst nicht mal den fall. Hans zog leise die schuhe aus, ihr braun war straßengrau, die fischgräten in den schuhbändern erfroren.

„Zu weihnachten hat vater arbeit bekommen, in den steyr-werken“, hörte Hans seine frau sagen. „Über die woche war er in steyr, im wehrgraben, am wochenende ist er zu uns, zur familie aufs land. Weihnachten achtunddreißig hat er speckwurst mitgebracht und erdäpfel und brot und einen aufblasbaren fisch, den man in der holzwanne schwimmen lassen konnte. Und mir, mir hat er eine puppe geschenkt, eine schildkrötpuppe aus zelluloid, die einzige, die ich je bekommen hab.“

Ihre stimme erinnerte sich, und Hans erinnerte sich an die stimme, die seine stimme gewesen ist. Der schall im neubau wird kaum gedämpft, auch nicht durch die küchentür. Hans, du trinkst zuviel, hörte er sie sagen. Wieviel hat der spiegel gekostet, in den er jetzt starrt? Ob es sich lohnt? Hans im grauen anzug sieht: sich im grauen anzug. Hans, wovon sollen wir leben, ab morgen bekommst du die arbeitslose nicht mehr. Geld ist ein scheiß, geld ist miete, strom, gas und telefon. Das alles ist kein scheiß. Nein, es lohnt sicht nicht.

Mitternacht. Die hellen fenster hatten sich schon von weitem wohlthuend durch den schlamm der stadt gebrannt. Hinter den fenstern die drei-zimmerwohnung, in der drei-zimmer-wohnung ein spiegel, gleich neben der wohnungstür, im spiegel: Hans.

Sie hatten ihn noch nicht gehört: grauer anzug, krawatte, weißes hemd. Alles steht, nichts fährt mehr ab, die räder stehen still. Niemand braucht eine fahrkarte zu lösen. Keine ankunft. Hans fühlte den geschmack von erbrochenem im mund erdorren. Arbeit ehrt! diese inschrift am werndlidenkmal. Als würde der ahnherr der stadt geradewegs in den himmel fliegen, so steht werndl auf dem podest. Und ihm zu füßen die arbeiter, die hackler. Warum ihm zu füßen, dachte Hans beim nachhausegehen, die billardpartie noch irgendwo im kopf. Aufschauen? warum aufschauen? und er, werndl, schaut

nicht einmal hinab. Nicht einmal ignorieren. Da knien die arbeiter oder sitzen brav mit einer büchse in der hand und blicken ihn an wie die lämmen. Und er, der boß, er ist es scheinbar gewohnt, läßt sich bewundern. Einer zieht die kappe und streckt sie theatralisch weg. Ob er ihm hineinkriechen will? Hans übergab rotwein und halbverdautes in die eiserne mütze, füllte sie an bis an den rand. Rotweinschwefel in der nose – Hans, du trinkst zuviel, dachte Hans, und im kühlenschrank steht ein bier, bier ist gut, dafür ist es gut, es kratzt den schwefel aus dem hals, nein, es lohnt sich nicht den spiegel zu zertrümmern.

„Die großmutter ist im winter immer holzziehen gegangen, auf den holzberg. Von dort hat sie's heruntergezogen, damit wir was zu heizen hatten. Im winter achtunddreißig war ein nordlicht, die ganze westliche seite war blutend, alle haben sich gefürchtet, weil es heißt, wenn ein nordlicht ist, dann kommt ein krieg.“

Hans öffnete die glastür, sein sohn – Hans, dein sohn Hans! – saß bei einem bier. Bei deinem bier, Hans!

Hans, du . . . sie sagte es nicht, blickte ihn nur an. Es gibt dazu auch nichts zu sagen, dachte Hans, nur das schweigen, es tat ihm weh, sie schwieg statt zu sprechen, ihr schweigen war aggressiv.

Hans ging zum kühlenschrank, wollte sein leid bestätigen, damit es noch stärker würde, damit es vielleicht sichtbar würde, ohne worte darüber verlieren zu müssen. Was nützt schon leid, wenn das mitleid ausbleibt. Hans, dein eigener sohn trinkt dir das letzte bier weg, die flasche steht leer auf dem tisch. Den puls aussetzen lassen, dachte Hans, er fühlte den zusammenschnürenden strick um den hals. Das denkmal Hans. Hans – ein denkmal auf ewig! Inschrift: aus heiterem himmel entlassen, arbeitslos!

„Ich war ja schon ein ganzes nerverl, bei einem fliegerangriff, wenn's im radio geheißen hat steiermark-kärnten, hab ich schon geschrien, mama, schnell, steiermark-kärnten ist schon, gleich sind sie da. Dann sind wir gerannt, in den luftschutzkeller, und die sirene hat geheult, wir sind gerannt zum ennsleitentstollen bei der eisenbahnunterführung, da war's am sichersten. Oft sind wir nur bis lamberg gekommen. Wenn's uns am lamberg erwischt, hat die mutter gesagt, dann sind wir alle tot.“

Deine frau, Hans, was erzählt sie da? Hans setzte sich zu den beiden, seine rauhe zunge strich über den trockenen gaumen. Nein, er hatte nicht irgendwas erbrochen, nach dieser letzten billardpartie. Er hatte sich selber erbrochen, de hackler, er hatte wieder über ganz, ganz andere geredet. Abfällig – de hackler.

Hans, jetzt bist du keiner mehr.

Hatte nicht jeder geglaubt, er sei zumindest ein leitender angestellter? Immer im anzug, immer in der schale, immer den schmäh.

Hans, du bist kein leitender angestellter. Hans, du bist auch kein hackler mehr. Hans, warum brennt dir dein kopf? Ob die hutfüllung schon zugefroren ist? Du hättest besseren wein trinken sollen.

Du hättest die alten bilder vom fetten zigarrenraucher revidieren müssen, dachte Hans, heute spielen sie tennis, und dein anzug reicht – noch lange nicht.

Hans, du stehst nicht unter denkmalschutz. Kein schild, auf dem sich zwei

weiße dreiecke treffen, in einer gemeinsamen spitze, auf blauem grund. Du bist das schild nicht wert, wie die häuser im zentrum, alt und kostbar, an deren fassade der aufwand teuer klebt.

Und der bessere wein wird hinter dieser fassade ausgeschenkt. Hans, du hast den stelzengeher gespielt, aber deine worte zählen nicht mehr. Du wolltest den sumpf dieser stadt naßlegen mit fremdem, besseren wein, aber dein kennerurteil wirkt jetzt lächerlich. Wie sollst du den besseren wein genießen können? Du kannst nicht mal zugeben, daß du vierzig stunden die woche graues, ölverschmiertes zeug trägst, jetzt trägst du den notstand. Und was erzählt sie da deinem sohn, was erzählt deine frau, die deinen namen trägt?

„Vor der GFM sind die flak gestanden. Wenn die hochgeschossen haben, sind die bomben heruntergefallen. Und dann der tiefflugangriff. Auf alles haben sie geschossen, was nach einem großen komplex ausgesehen hat. Die steyrwerke, die waffenfabrik und das kugellager waren ja große komplexe. Die waffenfabrik im wehrgraben ist getroffen worden, drinnen waren lauter gefangene italiener und franzosen, sie haben zwangsarbeiten müssen, man hat sie beim luftangriff nicht in die stollen gelassen. An die fenstergitter sind sie gerannt, geschrien haben sie vor angst. Die in den flugzeugen haben das nicht wissen können und haben ihre eigenen leute zerbombt. Die nazischweine. Die gefangenen sind zerstetzt in den eisernen fensterkreuzen gelegen, an die sie sich geklammert hatten, grauenhaft.“

Was erzählt sie da? Und wie er, dein sohn, er heißt doch Hans wie du, wie er wieder daherkommt. Die haare aufgebogen, rosa gefärbt, die augen geschminkt. Trinkt dein bier.

Wie nennt er sich? – pank oder punk.

Es gibt nichts mehr zu reden, dachte Hans, soll er ihm denn wieder ins gesicht schreien? Was bringt dir das, dein ausssehen, deine, wie sagst du? – aktionen, oder wie noch? – bewußt! Ich bin der, der arbeitet, mein sohn, ich ernähre die familie, und arbeit, mein sohn, arbeit ehrt! Das schreib dir hinter die ohren. Denn ich, dein Vater, bezahle dir, mein sohn, die schule!

Hans saß still, seine gehirnzellen schrien, nimm diese sicherheitsnadel aus dem ohr! Die schreie verwandelten sich in adrenalin. Hans, weshalb wirst du wütend? Sein blut warf wellen im kopf. Hans, wie willst du ihm sagen, daß er, dein sohn, kein ziel habe. Dein sohn, der auf den buchstaben genau deinen namen trägt, jeder der dich kennt, weiß, daß du sein Vater bist, man braucht nur den namen hören! Wie willst du ihm das sagen? Wo du doch weißt, daß deine vernunft keine zukunft mehr kennt.

Und sie, deine frau, Hans, was erzählt sie ihm da? Hans, es hat keinen sinn mehr zu schreien, dachte Hans. Ein schlüßstrich aus schweigen, die summe schnürt sich um den hals. Du, alter, du und ihre alle, ihr habt euch benommen wie die ärgsten punks, verbrennen auf dem werksgelände gewerkschafts- und parteibücher! Machen eine spontandemo, von der kein mensch was weiß. Ein haufen von vierzig leuten, alter, ihr seid ärger als die ärgsten punks. Was willst du mir schon von ziel erzählen? Arbeit ehrt – lächerlich. Du hast verbrannt, wovon du geglaubt hast, daß es ehrt, alter, und das ist nicht die arbeit!

Frei, Hans, du bist frei. Freigesetzt worden. Morgen beginnt der notstand. Wie willst du je wieder anständig billard spielen können?

Hans, frei! – seine gedanken wurden zugänglicher. Du bist kein stelzenger, du bist frei, daß deine krücke lächerlich wirkt, du bist entlarvt, einer von denen, über die du immer gescherzt hast – de hackler. Du bist einer von ihnen. Gewesen.

„Und die rosi, die tante rosi war damals zehn jahre und ist nach deutschland geschickt worden“, Hans, warum beginnt deine frau schon wieder zu huntern wie im krieg? Was erzählt sie da deinem sohn, schon wieder öl ins feuer, panzer – deine arbeit – und krieg. „Zu einem müller ist sie gekommen, die rosi; wegen der kinderverschickung. Jede arme familie mit vielen kindern durfte ein kind ins reich schicken. Ganz neu eingekleidet ist sie geworden. Wir haben nichts zu essen gehabt, nur eine scheibe brot am tag und zu mittag eine suppe. Der müller war ein gauner, bananen haben sie der rosi mitgegeben, keiner von uns hat vorher eine gesehen, richtig erholt ist sie zurückgekommen, fotografiert ist sie geworden, zusammen mit dem müller, ausgefressen war der und dick. Denen ist's gut gegangen. Und dann, das war schon knapp vor kriegsende, hat sie lungenentzündung gekriegt. Wir waren alle nur haut und knochen im krieg, und arzt war auch keiner da.“

Warum zittert ihre stimme, Hans? Wie paßt das alles zusammen? Du wolltest doch nur ein bier trinken. Hans erhob sich vom küchentisch. Die augen seiner frau folgten nur seinem schatten, der sich unter der lampe drehte. Hans nahm ein glas, hielt es unter den wasserhahn und spülte den ätzenden rest des erbrochenen zurück. Er schlurfte hinaus, ins schlafzimmer, nur die rechte hälfte des ehebettes war frisch bezogen. Er legte sich daneben, ins zerknitterte. Das licht ausgemacht – flach, waagrecht lag Hans im bett. Waagrecht, dachte er, kommt von waage und ausgewogen.

In der waage steckt immer der drang nach ausgewogen. Waagrecht wie jetzt. Sich hinlegen, dachte Hans, um zwölf uhr, ein uhr oder zwei uhr nachts und schlafen, jeden tag. Instinktiv fand Hans die begründung für den schlaf im instinkt, naturinstinkt, und gleichzeitig merkte er, daß er instinktiv an instinkt dachte, also nicht mehr dachte. Den schlaf brauchen, um morgen fit zu sein, der instinkt will, daß du morgen fit bist, aber heute ist schon morgen oder morgen schon heute?

Hans spürte einen drang in seinen händen und seinem kopf, etwas tun zu wollen. Die dunkelheit und das nichtgesehenwerden machten ihn sicher. Langsam fühlte Hans den kopf prall werden, durch trübe schlieren blickte er auf das werndlidenkmal, die straff gespannte krawatte drückte den kehlkopf nach hinten. Für einen kurzen moment kämpfte er gegen den brechreiz. Die krawatte hatte er um den dicken haken geschlungen, an dem das bild mit den engeln das paradies im schlafzimmer verkündete. In den sekunden, die noch blieben, versuchte Hans die zehen in den spalt zwischen den beiden matratzen zu zwängen, um nicht zurückzurutschen, um den druck um den hals zu verstärken. Er dachte an waagerecht und ausgewogen, doch in seinem oberkörper war, zum hals hinzielend, ein steiler knick eingekehrt.

Wolfgang Bächler

Traumbegegnungen

Nacht vom 15. zum 16. Dezember 1973

Kaum habe ich eine Stelle als Hausmeister mit einer kleinen Dienstwohnung gefunden, soll ich schon wieder entlassen werden. Die Hausverwaltung begründet die fristlose Kündigung meiner Anstellung und meiner Kellerwohnung mit dem Radikalenerlaß. Es ist mir unbegreiflich, da ich doch weder Beamter noch höherer Angestellter und auch nicht Mitglied der DKP oder einer ihrer Organisationen bin. Empört beschwere ich mich, verlange eine genauere Erklärung. Ich hätte die Mieter gegen die freie sozialkapitalistische Marktwirtschaft aufgehetzt und damit gegen das Grundgesetz der Hausbesitzer verstoßen, lautet der unwiderrufliche Bescheid des Juristen der Hausverwaltung unseres Wohnblocks.
Ich wünsche mir ein Trampolin.

Nacht vom 3. zum 4. Januar 1974

Ich irre an einem Sonntag im Haus des Bayerischen Rundfunks herum. Leere Gänge, verschlossene Türen. Ich suche jemand im Möwenpickrestaurant und in der Kantine, frage im ersten Stock bei den dienstabenden Redakteuren der aktuellen Politik, die mich schief anschauen, dann unten beim Empfang, wo nur zwei Leute sitzen und auch nichts wissen. Ich gehe wieder nach oben. Auf der Treppe zum zweiten Stock kommt mir ein Mädchen entgegen, das mir zulächelt.

Ich verlasse mit ihr das Funkhaus, steige in ihren Wagen ein, fahre mit ihr aufs Land. Sie redet kein Wort mit mir, fährt mit großer Geschwindigkeit durch Wälder, Felder und Dörfer, rast auf einen Bauernhof zu, vor dem schon viele Autos stehen. Sie prallt mit ihrem auf einen Wagen, der an der Hofmauer parkt, zerquetscht ihn. Wir hängen schräg darüber mit eingedrückter Kühlerhaube vor der Mauer in der Luft. Es gelingt mir nur mit Mühen aus dem ramponierten Wagen zu klettern, und ich helfe auch dem Mädchen heraus. Sie ist unverletzt, schüttelt sich, und das erste und einzige, was sie zu mir sagt, ist: Ich habe hier eine Erbschaft zu regeln.

Nacht vom 28. zum 29. September 1974

Ich kaufe im Sommerschlusverkauf eine graue Hose für 67 DM. Mein Vater schimpft mich, sagt, sie sei viel zu teuer. Ich solle die Hose wieder ins Kaufhaus zurückbringen und gegen eine billigere umtauschen und wenn man mir den Restbetrag nicht zurückerstattet wolle, solle ich mir dafür Unterhosen und Socken geben lassen. Ich traue mich erst nicht, geniere mich, gehe aber dann doch noch einmal ins Kaufhaus, mit der Hose über dem Arm. Der Verkäufer, der beim Einkauf so freundlich war, sagt jetzt barsch und entschieden: Ausverkaufware wird nicht umgetauscht oder zurückgenommen. Ich suche einen anderen Verkäufer, lasse mir billigere Hosen zeigen, wähle eine rote, die meinem Vater bestimmt nicht gefallen wird, aber viel billiger ist als die graue. Ich nehme sie mit in die Umkleidekabine, probiere sie an. Sie paßt, sitzt sogar viel besser als die graue, ist freilich aus schlechterem Stoff, eine leichte Sommerhose, auch deshalb noch mehr reduziert. Sie kostet nur 47

DM. Ich behalte sie gleich an, bezahle sie, habe aber nun kein Geld mehr für Socken und Unterhosen. Ich versuche wenigstens ein Paar Socken mitzugehen zu lassen, graue, halte sie an die graue Hose über meinem rechten Arm, wie um zu prüfen, ob beide Gräuse zusammenpassen, und lege dann meine alte braune Cordhose, die ich vorher anhatte, darüber. Ich werde erwischt, zur Kasse gebeten, will mit Hinweis auf meinen leeren Geldbeutel die graue Hose in Zahlung geben. Der Kaufhausdetektiv nimmt sie mir ab, schaut erst die Hose, dann mich prüfend an: Haben Sie die auch gestohlen? Kommen Sie mit ins Büro!

Nach zähem Palaver erreiche ich, daß er mir zu dem ersten Verkäufer folgt, der mir die graue Hose verkauft und nicht umgetauscht hat. Der Verkäufer, der gerade wieder eine graue Hose an die Taille eines Kunden hält, entlastet mich unwirsch. Dann gehen wir noch zu dem zweiten Verkäufer, bei dem ich eben die rote Hose erstanden habe, und mit ihm zu der Dame an der Kasse. Auch sie bezeugen meine korrekte Bezahlung in bar. „Bin ich nicht ein guter Kunde? Zwei Hosen an einem Tag!“ sage ich triumphierend zu dem Detektiv. „Aber die Socken!“ ruft der fast fröhlich, fast singend, hat sie noch immer in der Hand, hält sie mir vor die Nase. „Wenn Sie sie nicht bezahlen können, muß ich Ihre Personalien notieren, Ihre Adresse. Ihren Ausweis bitte!“

„Zeigen Sie mir erst Ihren“, kontere ich mit wachsendem Mut, und: „Warum behalten Sie denn die Socken nicht einfach? Sie bekommen wohl eine Extra-prämie für jeden Ertappten . . .“ Als ich ihm mit der Adresse auch noch sage, daß mein Vater Richter ist, läßt er mich endlich laufen. Aber was wird mein Vater sagen, wenn ich mit drei Hosen und ohne Socken und Unterhose nach Hause komme?

Nacht vom 3. zum 4. Oktober 1974

Alfred Brendel kommt mit Reni zu Besuch. Er will mir etwas vorspielen. Aber ich habe kein Klavier. Reni schaut sich um, sagt fast vorwurfsvoll: „Sie haben doch einen so schönen alten Bechstein-Flügel geerbt, hat uns Peter gesagt. Der kommt doch sogar in einem Ihrer Gedichte vor . . .“

„Der steht noch in der Wohnung meines Vaters in Westheim“, antworte ich. „Mein Vater lebt noch. Und außerdem hat er den Flügel meinem Bruder vermacht . . .“

„Das tut mir aber leid“, sagt Brendel.

„Ich habe nur eine bosnische Flöte“, sage ich und zeige sie ihm. Er nimmt sie zerstreut in die Hand, legt seine Finger auf die Löcher wie auf Klaviertasten, hebt und senkt den Mittelfinger mehrmals, führt die Flöte aber nicht an den Mund. Er gibt sie mir wieder, wirft noch einen Blick auf das Bücherregal, auf das ich sie zurücklege, und verabschiedet sich. An der Tür sagt auch Reni noch: „Es tut mir leid“.

Nacht vom 11. zum 12. November 1975

Ich ging mit Jelena durch eine italienische Stadt in einer gebirgigen Landschaft, die sich weit durch das Tal und bis zu den Hängen hinauf hinzog. Wir suchten den Aufstieg zu einem berühmten Bergkloster, dessen Kirche man uns als besonders sehenswert angepriesen hat. Wir fanden erst eine Straße, dann einen Fußweg, der in endlosen Serpentinen um den Gebirgsstock herum immer steiler über die Baumgrenze hinaufführte. Wir hofften bei jeder Biegung, das Kloster vor uns zu sehen. Aber wenn wir bei einem Gemäuer,

das uns von weitem das Ziel zu sein schien, anlangten, war es immer nur eine andere, kleinere Kirche oder Kapelle. Wir mußten den inzwischen völlig schattenlosen Weg weitergehen, weiter steigen mit geblendetem Augen der glühenden Mittagssonne entgegen.

Jelena war so erschöpft, daß ich sie stützen mußte, als wir endlich vor dem großen Klosterportal standen. Wir gingen gleich in die kühle Kirche und setzten uns ins Chorgestühl, zu müde die Kunstschatze zu betrachten. Wir sahen auch andere Touristen auf den wenigen Bänken und bis in die Beichtstühle hinein sitzen. Einige schliefen. Ich ging in den Klostergarten hinaus, mehr saßen und lagen Touristen oder Pilger im verdornten Gras. Ich sah keinen Brunnen, aber einen Prior, der von einem erschöpft am Boden Liegenden zum anderen schritt und Klosterzellen zur Übernachtung mit Frühstück anbot – in mehreren Sprachen zu verschiedenen Preisen, deutsch für 10,80 DM. Es seien die leeren, von den Mönchen verlassenen Zellen. Es würden immer mehr Zellen frei, da es immer weniger Mönche in diesem Kloster aushielten, vor allem an Nachwuchs, an Novizen fehle. Die Zellenzimmer gingen reißend ab. Denn es gab kein Hotel, keinen Gasthof, nicht einmal eine Klosterwirtschaft oder Trinkstube hier oben.

Ich rief Jelena. Sie rührte sich nicht, wollte nicht aus der kühlen Kirche herauskommen, weil es auch im schattigen Garten zu heiß war. Ich ging hinein, benetzte mich mit Weihwasser, brachte auch Jelena eine Handvoll, fragte sie, ob wir eine Zelle mieten sollten. „Nimm bitte zwei“, sagte sie matt. Als ich zum Prior in den Klostergarten zurückkam, war nur noch eine, die letzte Zelle frei. Ich nahm sie, bezahlte sie gleich unter der Bedingung, daß wir das Frühstück schon jetzt bekommen. An der Klosterpforte erwartete uns ein hagerer uralter Mönch, ein ausgedörrtes eingefallenes Gesicht mit kahlem Schädel über der schwarzen Kutte. Er sprach kein Wort, führte uns über Treppen durch endlose Korridore schlurfend vor unsere Zelle. Sein Schlüsselbund klimptete. Er sperrte auf, ließ uns eintreten, die Tür fiel hinter uns zu. Sie war von innen nicht mehr zu öffnen. Eine Kaffeekanne, Honig und Brot standen auf dem Tisch.

Nacht vom 21. zum 22. November 1975

Ich muß früh aufstehen und erst mit einem Eilzug, dann mit einem Bummelzug in ein abgelegenes Dorf im Bayerischen Wald fahren, wo Herbert Achternbusch Volksschullehrer ist. Er hat mich eingeladen, über sein Buch „Die Stunde des Todes“ vor seiner Schulklasse zu sprechen, es zu kommentieren und besonders ein Kapitel daraus zu interpretieren. Ich komme noch am späten Vormittag an, werde von Herbert am Bahnhof abgeholt und in seine Dienstwohnung im Schulhaus gebracht. Seine Familie begrüßt mich freundlich. Der Tisch ist zu einem zweiten Frühstück gedeckt, das ich hastig einnehme. Denn vor dem Haus und auf der Treppe warten die Schüler. Zwei besonders Interessierte, die einen Aufsatz über ihren Lehrer schreiben wollen oder sollen, sprechen mich schon auf dem Flur an, stellen kitzlige Fragen zu meinem Thema. Da will ich etwas nachschlagen, gucke in meine Aktentasche und finde weder „Die Stunde des Todes“ noch das Manuscript zu meinem Vortrag darüber, sondern nur das Buch „Der Tag wird kommen“ und das Drehbuch zu dem Film „Übernachtung in Tirol“, in dem Achternbusch einen Dorfschullehrer spielte. Ich bin äußerst verlegen, habe anscheinend „Die Stunde des Todes“ und mein Manuscript dazu in der Eile des frü-

hen morgendlichen Aufbruchs neben meinem Bett vergessen, hatte es am Vorabend nochmal durchgelesen. Ich drehe mich um zu Herbert, von dem ich Verständnis für meine Zerstreutheit erhoffe. Aber er ist wütend, schimpft über das Drehbuch, das nicht von ihm sei, scheucht die Schüler weg, sagt, jetzt könne ich wohl den ganzen Vortrag nicht halten und gleich wieder zurückfahren. Um das Manuscript zu holen, sei die Fahrt zu weit, antworte ich. Aber er müsse doch ein Exemplar seines Buches „Die Stunde des Todes“ hierhaben. Das Interpretieren und Kommentieren könnte ich ja dann auswendig versuchen.

„Ja, wenn d'glabst“, sagt Herbert mißtrauisch, holt sein Buch aus der Wohnung und ruft den Schülern zu: „Gema ins Klaßzimmer!“ Mir ist sehr bange vor dieser Stunde.

Nacht vom 19. zum 20. Dezember 1975

Ich bin mit einigen anderen in einem Kellergewölbe eingesperrt. Man legt uns Papiere vor, ein Bekenntnis und Aussagen, die wir unterschreiben sollen. Alle gehen schweigend auf und ab, lesen die Papiere nochmal durch, überlegen, zögern. Ich unterschreibe nicht, will lieber in Gefangenschaft bleiben.

Nacht vom 29. zum 30. Dezember 1975

Es ist Krieg, Geschützfeuer in der Luft. Gewehr- und Maschinengewehrschüsse von beiden Seiten. Soldaten laufen an mir vorbei, manche mit verbundenem Kopf. Ich sehe, wie einem der Kopfverband haarscharf weggeschossen wird, sehe die entblößte Kopfwunde bluten, während die gleiche Kugel den Mann hinter ihm tötet ...

Ich stehe in einem altbürgerlich möblierten Wohnzimmer vor einer großen Nähmaschine. Auf ihr liegt eine Rolle Klopapier. Ich stehe festgewurzelt da, starre auf die Nähmaschine und das Klopapier, gehe keinen Schritt weiter.

Nacht vom 4. zum 5. Januar 1976

Ich komme von einem Besuch bei meinem Vater zurück nach München in meine Wohnung, in der jetzt auch sein alter Schreibtisch und sein Bücherschrank stehen, das einzige, was er mir vermacht hat. Ich denke, er sollte sie doch einmal sehen, diese kleine überfüllte Wohnung, sehen, wie und wo sein Schreibtisch und sein Bücherschrank gerade noch Platz fanden zwischen Fenster und Bett und all den Bücherregalen. Ich denke zwar, er kommt ja doch nicht zu mir, noch nie hat er mich hier besucht. Jetzt ist es ihm vielleicht zu beschwerlich. Aber ich will es noch einmal versuchen, ihn ein letztes Mal einzuladen zu mir. Ich gehe ans Telefon, rufe ihn an. Maria, seine Haushälterin, ist am Apparat, und ich wundere mich, daß sie sich diesmal nicht wie sonst mit „bei Bächler“ sondern mit ihrem Namen meldet. Ich frage nach meinem Vater. „Aber, aber Vater lebt doch nicht mehr ...“ sagt sie zögernd und fängt zu weinen an. „Du warst doch da, warst doch bei seiner Beerdigung ...“

Siegfried Obermeier Der Besuch des Diktators

Noch ehe Ende Juli die Parlamentsferien begannen, stand ein hoher Besuch ins Haus. General Porfirio Cortez, der Präsident eines kleinen, doch wegen seiner reichen Ölviertel sehr wichtigen südamerikanischen Staates, sollte während seines Aufenthalts in der Bundesrepublik auch den Freistaat besuchen und in der Hauptstadt vom Präsidenten besonders festlich empfangen werden.

Besonders festlich – da schieden sich schon die Geister. Zwar gab die Opposition durchaus zu, daß der Besuch des Generals in Bonn von politischer und wirtschaftlicher Notwendigkeit diktiert war. Warum aber sollte er im Freistaat besonders festlich empfangen werden, wo jedermann wußte, mit welchen Methoden der General sein kleines Land „regierte“? Da hätte es ein einfacher Besuch ohne alles Gepränge auch getan. Der Präsident des Freistaates ließ der Presse und damit dem Volk seine Gründe mitteilen. Erstens sei dieser Besuch ein Gegenbesuch, denn er, der Präsident, sei dort drüben erst vor kurzem ein hochgeehrter Staatsgast gewesen, und „besonders festlich“ deswegen, weil der General dies in besonderem Maße verdiente. Sein Land sei ein Bollwerk gegen den Kommunismus, seine Freundschaft für Deutschland im allgemeinen und für den Freistaat im besonderen verdiente Anerkennung und müsse entsprechend gewürdigt werden. Letztlich aber nenne sich auch die Partei des Generals christlich und sei als eine Art Schwesterpartei zu betrachten. Allein einer dieser Gründe würde für einen festlichen Empfang schon ausreichen. Was der Präsident nicht sagte, war dies: Zwei der Weltfirmen, die sich so glücklich schätzten, den Präsidenten in ihrem Aufsichtsrat zu wissen, importierten Öl aus dem Land des Generals. Der General wiederum, seines Amtes nicht so durchaus sicher, hatte neben der Schweiz den Freistaat zur Deponie eines beträchtlichen Teiles seines umfangreichen Privatvermögens erwählt. Diese Gelder steckten nun in Firmen, an denen der Präsident beteiligt oder denen er verpflichtet war. General Porfirio Cortez mußte also besonders festlich empfangen werden.

Wie wenig Hajo Englert dieser Meinung war, brachte er in umfangreichen Zeitungsartikeln zum Ausdruck. Diese Artikel waren wie immer sehr fundiert und beruhten auf wohlrecherchierten Ermittlungen:

Im Lande des General Cortez herrschte Ruhe und Ordnung. Es waren die Ruhe eines Totenhauses und die Ordnung eines streng bewachten Konzentrationslagers. Eine politische Opposition gab es nicht mehr, auch nicht im Untergrund. Das Land des Generals war so klein und übersichtlich, daß es einer allmächtigen Geheimpolizei in wenigen Jahren gelingen konnte, jeden Keim einer Gegnerschaft sofort zu ersticken. So galt es etwa schon als Hochverrat, wenn mehr als fünf Personen in einer Gruppe zusammenstanden. Da machte man sich nicht mehr die Mühe eines Schau- oder Scheinprozesses: Die fünf verschwanden ganz einfach. Totgefoltet, massakriert? Niemand wußte es. Menschen verschwanden und tauchten nie mehr auf. Vor zwei Jahren war es einer Menschenrechtskommission gelungen, das Land zu bereisen und zwei Massengräber aufzudecken. Dies seien die Opfer einer Seuche gewesen, wurde offiziell mitgeteilt, und seitdem gelang es keiner derartigen Kommission mehr, in dieses Land einzudringen. Mittlerweile wurde die Zahl der Ermordeten auf rund fünfhunderttausend geschätzt. Die Einwohnerzahl des Landes betrug knapp sechs Millionen.

General Porfirio Cortez besuchte jeden Sonntag die Messe in der Kathedrale seiner Hauptstadt. Während der Fahrt zur Kirche und während des Gottesdienstes lag die rechte Hand des Generals auf dem Griff seines schweren, immer entsicherten Revolvers. Der mit den Zuständen im Land durchaus nicht einverstandene Bischof der Hauptstadt war vor einigen Monaten während der Ostermesse vor dem Altar seiner Kathedrale erschossen worden. Die Mörder entkamen unerkannt und unbekämpft. Der General Cortez aber war wenig später vom Papst in Rom als treuer Sohn der Kirche empfangen worden. Was dem Papst recht war, konnte dem Freistaat nur billig sein. Und weil die Gegner dieses Besuchs – aufgeklärt und aufgestört von Hajo Englerts Zeitungsartikel – nicht verstummen wollten, veranstaltete der Freundeskreis des Präsidenten eine umfassende Anzeigenaktion in sämtlichen Zeitungen des Freistaats. In dieser Anzeige wurde der General als christliches Bollwerk gegen Atheismus und Kommunismus gepriesen und am Ende hieß es: Wir freuen uns auf Ihren Besuch, Herr General. Dann folgten die Namen der Unterzeichner, darunter die Frau des Präsidenten, der Auktionator Hansi Bierl, die Dichter und „Stadtschreiber“ Kogler und Niedermayer, der „Hosenkönig“ Franz Ladurner, der Stadtrat Perhammer und noch ein paar Dutzend Prominenter.

So kam denn der große Tag, da der General vom Flughafen aus mit dem Hubschrauber direkt in die Staatskanzlei eingeflogen wurde. Nach festlichem Empfang, Abendessen und Opernbesuch – der General schloß nach dem zweiten Akt der Mozartoper ein – zog Porfirio Cortez sich mit seiner Leibwache in das streng bewachte Hotel zurück.

Am nächsten Tag wollte der Präsident seinen Gast auf dem Marienplatz der Bevölkerung vorstellen. Man hatte ihm die Idee nicht ausreden können; auch der General war davon nicht so begeistert; denn er witterte in jeder Menschenansammlung einige potentielle Attentäter. Wie in seinem Land, so fürchtete er auch hier den gutgezielten Schuß aus der Menge. Er hatte bisher vierzehn Anschläge überlebt und wollte nichts mehr riskieren. Der Präsident jedoch beruhigte ihn.

„Keine Angst, Exzellenz! Die Menschen hier schätzen und verehren Sie als treuen Freund unseres Landes und als zuverlässigen Wirtschaftspartner. Ich garantiere persönlich für Ihre Sicherheit.“

Eine Barriere aus schußsicherem Glas wurde dennoch auf der Rednertribüne angebracht. Die Opposition gegen diesen Staatsbesuch war aber auch nicht untätig geblieben und sie reichte von linken Splittergruppen bis hinein in die Partei des Präsidenten. Als dieser mit seinem Gast die Tribüne auf dem Marienplatz betrat, empfing sie ein schrilles Pfeifkonzert und ein Wald von Transparenten mit Aufschriften wie:

„500 000 Tote klagen Cortez an!“ oder „Hier ist kein Platz für Massenmörder!“

Mit einem solchen massiven Aufgebot hatte der Präsident nicht gerechnet. Sein hageres Gesicht zerfiel in Unmutsfalten, die grauen Augen gerannen zu Eiern.

„Wenn der Krach net aufhört, red i net!“ raunzte er unwillig zu seinem Schatten Berni Müller. Doch der Krach hörte nicht auf; die Transparente wogen aggressiv und unübersehbar. General Cortez duckte sich ängstlich und verblüfft hinter dem schußsicheren Glas. Das also war eine Demokratie! Er hatte sich seinen Empfang anders vorgestellt. Da müßte seine Geheimpolizei her, die würde schnell aufräumen mit diesem Unfug.

Der Präsident setzte zu einer Rede an, doch niemand verstand ihn, der Lärm war zu groß. Wie ein böses Ausrufezeichen überragte seine Gestalt die der anderen auf der Rednertribüne.

„Ja, da schau her“, dachte er zornig und verwundert, „und das im Freistaat, wo die Christliche Partei über fünfzig Prozent der Wählerstimmen besitzt.“ Dann brüllte er laut: „Der Einsatzleiter muß her!“ Berni Müller brüllte den Befehl seines Herrn gleich weiter, und so stand wenig später der Einsatzleiter und stellvertretende Polizeipräsident Xaver Wölfle vor dem Landesvater. Der Präsident war inzwischen saugrantig geworden. Ihn so zu blamieren! Böse fauchte er den Einsatzleiter an:

„Sehen Sie nicht, was da vorgeht? Das ist keine Demonstration, das ist eine Revolution! Diese linken Schreier mit ihren Transparenten müssen weg, alleamt! Weg damit!“

Xaver Wölfle, kein besonderer Freund des Präsidenten und schon kurz vor seiner Pensionierung, ließ sich nicht aus der Ruhe bringen.

„Das ist eine friedliche Demonstration, Herr Präsident, für deren Auflösung es keine Rechtsgrundlage gibt.“

Für einen Augenblick versagte dem Präsidenten die Stimme. Was will denn dieses kleine Würsterl? Vielleicht aufmucken?

„Aha – keine Rechtsgrundlage. Dann haben Sie Ihren Beruf verfehlt, Herr Wölfle. Sie sind hiermit entlassen, fristlos!“

Fast hätte Xaver Wölfle lachen müssen. Ihn, einen Beamten auf Lebenszeit, zu entlassen? Hatte der Präsident den Verstand verloren? So erwiderte er steif: „Wenn überhaupt, so ist dies eine Sache des Innenministers. Im übrigen bleibe ich bei meiner Meinung, daß an dieser Demonstration nichts Ungezügliches ist.“

Der Präsident sah rot.

„Sie sind ein Versager, hauen Sie ab, weg mit Ihnen!“

Es hätte dieser Aufforderung nicht bedurft; denn der Einsatzleiter Wölfle hatte die Rednerbühne schon verlassen.

Der Präsident war klug genug, einzusehen, daß sein Plan, diesen Staatsgast dem Volk zu präsentieren, jämmerlich danebengegangen war. Zwar hielt er dann noch seine Rede in abgekürzter Version und von Sprechchören unterbrochen, doch es wurde nichts Rechtes mehr draus. Später versuchte er, die Situation dem General zu erklären.

„Sehen Sie, Exzellenz, das sind nun die Schattenseiten unserer Demokratie. Man läßt den Leuten zuviel Spielraum, und das vertragen sie nicht.“

Der kleine fette General in seiner weißen, mit Orden übersäten Uniform nickte wissend.

„Wem sagen Sie das? Wir christlichen Politiker haben heute einen schweren Stand. Je nachdrücklicher man für Ruhe und Ordnung sorgt, um so mehr ist man den kommunistischen Angriffen ausgesetzt. Da gibt es nur eines, Herr Präsident: Hart bleiben – durchgreifen!“ Der Dolmetscher hatte etwas gezögert, als finde er nicht das rechte Wort für die letzte Bemerkung des Generals. Fast aufatmend fand er es dann doch: Durchgreifen!

Die Abreise des Generals Porfirio Cortez vollzog sich dann in aller Stille. Ein wenig Freude hätte es dem General noch gemacht, wenn er zwei Wochen später der kleinen Predigt des Erzbischofs hätte lauschen dürfen, die dieser vor den Delegierten des „Katholischen Frauenverbandes“ hielt. Thema: „Massenmord in unserer Zeit“.

Doch wie kam der Erzbischof auf dieses für einen Frauenverband nun wirklich ungeeignete Thema? War der Kardinal ins kritische Lager hinüberge-

schwenkt, hatte er gar die Bibel aufgeschlagen und nachgelesen, welches Gebot Gott unter Nummer sechs dem Moses verkündet hatte?

Nein, der Erzbischof sprach über das keimende Leben unter dem Aspekt des Massenmordes, indem er die Pille mit einer Bombe verglich, die in lautloser Vernichtung in den heiligen Leibern der Mütter ihr ständiges Werk verrichte. In diesem Zusammenhang erwähnte er kurz das Land des General Cortez: „Ein friedliches Land, ein blühendes Land, wo die Kinder in vielköpfigen Familien unter heiterer Sonne friedlich heranwachsen.“ Die Abtreibung werde dort mit dem Tode bestraft, die Pille sei streng verboten. Hieraus könne man ersehen, welchen Segen ein katholischer Staatsmann für ein Land bedeute. Daß der General deshalb natürlich kommunistischen Verleumdungen und Angriffen ausgesetzt sei, habe man bei seinem kürzlichen Besuch bedauerlicherweise auch hier im Freistaat bemerken können.

„Seid wachsam, liebe katholische Frauen!“ rief der Kardinal mit Emphase, „seid wachsam und mehret euch! Erzieht eure Kinder im Glauben an die Heiligkeit des keimenden Lebens, formiert euch zum Bollwerk gegen Ungläubige und Unsitte!“

So sprach der Kardinal zu den katholischen Frauen, und während seiner halbstündigen Predigt wurden in dem von ihm so gepriesenen Land von der Geheimpolizei des Generals zwei bestialisch zu Tode gefolterte junge Frauen unter allerlei Scherzen auf eine Müllkippe geworfen, zusammen mit neun massakrierten Männern. Keiner dieser Menschen war ein Kommunist gewesen, sie waren nur Gegner der grausamen Diktatur des Generals. Eine der ermordeten Frauen war im fünften Monat schwanger gewesen. Sie hatte nie mal die Absicht gehabt, ihr Kind abzutreiben. Sie hätte es gerne zur Welt gebracht und mit ihm „unter heiterer Sonne“ gelebt.

(Aus: München leuchtet übers Jahr. Ein bayrischer Roman. Damitz Verlag, München 1985)

Anna Seghers
Willkommen, Zukunft
Reden, Essays und Aufsätze über Kunst und Wirklichkeit
300 Seiten, 16,- DM

Diese umfassende (und einzige derzeit verfügbare) Auswahl aus Aufsätzen und Essays, Briefen und Reden von Anna Seghers fußt im wesentlichen auf der seit langem vergriffenen dreibändigen Aufsatzsammlung des Akademieverlags (Berlin/DDR 1970/71). Sie wurde ergänzt um einige wenige weitere Texte, insbesondere den wichtigen Beitrag „Zum Schriftstellerkongreß in Madrid“, der 1937 in einer Tarnausgabe der „Internationale“ illegal verbreitet wurde. Wer die ganze Seghers kennenlernen möchte – nicht nur die Erzählerin, sondern auch die engagierte Zeitgenossin, ihre Überlegungen zur Arbeit des Schriftstellers, zur gesellschaftlichen Rolle der Literatur und zur Realismustheorie, zum humanistischen Erbe und zur sozialistischen Kulturpolitik – kommt an diesem Band nicht vorbei.

Johannes R. Becher
Gedichte 1911–1958
176 Seiten, 9,80 DM

Das Becher-Bild der Bundesrepublik ist bis heute bestimmt von der Kalten-Kriegs-Hetze der 50er Jahre (siehe auch den Beitrag von Helmut Peitsch in diesem Heft: Becher – ein „toter Hund“). Nimmt die herrschende Kritik Becher überhaupt zur Kenntnis, dann allenfalls, um den „frühen“ Becher, den Rebellen, gegen den „späten“ Becher, den Kultuminister der DDR, auszuspielen. Die vorliegende Auswahl der kürbiskern-Redaktion zeigt: In Bechers Werk gibt es keinen Bruch, sondern – über Höhen und durch Tiefen der Geschichte, auch ihrer dichterischen Bewältigung – immer wieder Entwicklung in Inhalt und Form, Herauswachsen aus dem verstorbenen Zeug, Beweis des Lebendigseins und des Anderswerdens. Becher ist ein bedeutender Lyriker, den die bundesdeutsche Linke erst noch für sich entdecken muß.

Lionel Richard
Deutscher Faschismus und Kultur
353 Seiten, 19,80 DM

In dieser Arbeit untersucht der französische Komparatist und Kulturwissenschaftler Richard Bedingungen und Funktionsweise der faschistischen Kulturproduktion. Er arbeitet die spezifischen historischen Grundlagen heraus, die bewirkt haben, daß Kultur nur noch als ihre eigene Negation, als Kulturbarei existierte. Insbesondere legt er dar, wie und warum das Naziregime über Tausende Kulturschaffende hat verfügen und sich ihrer nach Kräften bedienen können.

DIE ZEIT zur französischen Ausgabe: „... ein Standardwerk“

Chup Friemert
Produktionsästhetik im Faschismus
Das Amt „Schönheit der Arbeit“ von 1933 bis 1939
317 Seiten, 32 Abb., 19,80 DM

Friemerts Untersuchung trägt wesentlich zur Aufklärung über die Wechselbeziehungen von Kultur und faschistisch organisierter Ökonomie bei. „Gleich anderen NS-Organisationen gehört... auch ‚Schönheit der Arbeit‘ zu jenem gigantischen Betrug der Arbeitenden um ihr Recht; um es ihnen nicht zugestehen zu müssen, inszenierte man dessen ästhetischen Schein und Ersatz, was um so leichter gelang, als diese die realen und legitimen Bedürfnisse nach schöner Arbeit nicht unberücksichtigt ließen.“ („die tat“)

Damnitz Verlag · München

Henning Müller
Der Geist unserer Zeiten und der Herren eigner Geist
Vom notwendig streitbaren Humanismus der Künste

Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.

Goethe: „Faust“

Auch 50 Jahre danach sind in ihren Folgen zwei Ereignisse von Bedeutung, die zur breiten Volksfront aller Gegner des Faschismus führten: „Einig in der Ablehnung der Barbarei“ (Klaus Mann)¹ und „im Zeichen des Humanismus“² debattierten in Paris vom 21. bis 25. Juni 1935 auf dem *Ersten Internationalen Schriftstellerkongreß zur Verteidigung der Kultur* etwa 250 Schriftsteller und Intellektuelle aus 38 Ländern. Über alle Meinungsverschiedenheiten hinweg war es die Botschaft des erkrankten Maxim Gorki, die gleichsam das Kongressmotto angab: „Der Faschismus, der das neue Menschengemetzel vorbereitet, muß im Humanismus eine Idee sehen, die seinen Hauptzielen unversöhnlich entgegengesetzt ist.“³ Auch Georgi Dimitroff hatte ein Telegramm geschickt – und wenige Wochen später war es sein Bericht auf dem *VII. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale*, der vom 25. Juli bis 20. August 1935 in Moskau tagte, der auf die antifaschistische Aktionseinheit orientierte und die sektiererische Alternative „Faschismus oder Bolschewismus“ korrigierte. In Anlehnung an das 13. Plenum des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale (EKKI) entwickelte Dimitroff seine bis heute bedeutsame Definition: „Der Faschismus an der Macht ... ist die offene terroristische Diktatur der reaktionärsten, am meisten chauvinistischen, am meisten imperialistischen Elemente des Finanzkapitals.“⁴

Kaum bekannt ist hierzulande ein drittes Ereignis des Jahres 1935: Auf den Plätzen der Delegierten des VII. KI-Kongresses lag bei Eröffnung das Buch eines Deutschen – das soeben erschienene Buch des Antifaschisten und KPD-Funktionärs Hans Günther „Der Herren eigner Geist. Die Ideologie des Nationalsozialismus“⁵, das als erste wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der NS-Ideologie nach Errichtung der faschistischen Diktatur in Deutschland gilt und dessen Erkenntnisse sich auch im Referat Georgi Dimitroffs niederschlugen. Zum größten Teil bereits 1934 geschrieben, war Günthers Manuskript bei der Verlagsgenossenschaft ausländischer Arbeiter in der UdSSR (VEGAAR) zunächst von Schreibtisch zu Schreibtisch gewandert, „da Stalin sich zum Gegenstand noch nicht geäußert hatte“, und erst Dimitroffs Anweisung „Unverzüglich zu veröffentlichen in vier Sprachen!“⁶ bewirkte, daß es 1935 in einer deutschsprachigen Auflage von 14 150 Exemplaren herausgegeben wurde. Im Sinne des notwendig streitbaren Humanismus der Künste in den Kämpfen unserer Zeit gilt es im folgenden, Günthers im Westen kaum bekannte frühe Faschismusanalysen der historischen Vergeßlichkeit zu entreißen.

„Dem Faschismus gelingt es, die Massen zu gewinnen . . .“ (Dimitroff 1935)

Je nach weltanschaulichem Standort dienen die Kongresse des Jahres 1935 der Legendenbildung. Wohl auch wegen seiner zeitlichen Nähe zum VII. KI-Kongress gerät der Internationale Schriftstellerkongress in Paris 1935 bürgerlicher Wissenschaft zur Berufungsinstanz für die manipulierende „Hand Moskaus“ und „geschickte Kongreßstrategie“ durch Kommunisten⁷. Die Spannbreite reicht dabei von der offenen Denunziation des Begriffs Antifaschist, der „eine stalinistische Wortprägung zur Bezeichnung von Kryptokommunisten und deren Mitläufern ist“ (Nikolaus Lobkowicz, *Süddeutsche Zeitung* v. 12. 4. 1984), bis zum Vorwurf der Instrumentalisierung der antifaschistischen Gesinnung. Aber auch die im Geschichtsbild von Marxisten bis heute vorherrschende Meinung von Paris 1935 als lediglich auf Hitlers Machtantritt reagierende „antifaschistische Protestmanifestation“ vereinseitigt die historischen Tatsachen⁸. Bei aller Einigkeit in der Ablehnung der faschistischen Barbarei, so Klaus Mann: „in anderen Punkten gibt es Meinungsverschiedenheiten. Über diese diskutiert man und wird weiter diskutieren. Die Diskussion ist die schönste Demonstration des guten Willens zum Miteinandergehen“⁹. In Wirklichkeit beinhaltete Paris 1935 also beides: die Verteidigung der Kultur gegen die faschistische Barbarei einerseits, von der Notwendigkeit der Gesellschaftsveränderung bestimmte Beiträge andererseits, die auch unter dem Eindruck des Vormarschs der Volksfront in Frankreich standen. Humanismus und Revolution kennzeichneten den Tenor, weshalb die meisten Reden „echte Verbundenheit mit dem ersten sozialistischen Staat und dem Kommunismus prägte“¹⁰.

Aktuelle historische Lehren aus damaligen Faschismusanalysen bedürfen analytischer Erinnerungsarbeit. Eine Widerlegung der „linken“ Behauptung vom psychischen Faktoren nicht berücksichtigenden „Klassenreduktionismus“ damaliger kommunistischer Einschätzungen ergibt schon eine Rede von Clara Zetkin vom 20. Juni 1923. Sie hatte *soziale Basis des Faschismus* erblickt „nicht nur in der ungeheuerlichen Vereelendung des Proletariats, sondern ebenso sehr in der Proletarisierung breitesten klein- und mittelbürgerlicher Massen, in dem Notstand des Kleinbauerntums und in dem grauen Elend der Intelligenz“. Zehn Jahre vor der Machtübernahme der Faschisten sprach sie die prophetische Warnung aus: „Nur wenn wir verstehen, daß der Faschismus eine zündende, mitreißende Wirkung auf breite soziale Massen ausübt, die die frühere Existenzsicherheit und damit häufig den Glauben an die Ordnung von heute schon verloren haben, werden wir ihn bekämpfen können.“¹¹

Ebenfalls bereits im August 1923 hatte Georgi Dimitroff unter dem Eindruck der Greuel der militärfaschistischen Diktatur in Bulgarien die anderen Parteien zur antifaschistischen Einheitsfront aufgerufen und erkannt: „Der Faschismus ist durchaus nicht nur antikommunistisch, er ist dabei auch volksfeindlich.“¹² Heutzutage ist bewiesen, daß die NSDAP „nicht jene Partei mit dem größten Anteil an Wählerstimmen hätte werden können, wenn der Klassencharakter dieser faschistischen Bewegung offen zutage getreten wäre“¹³ – 1935 war es aber richtungsweisend, wenn Dimitroff zur Frage der „Quelle des Einflusses des Faschismus auf die Massen“ feststellte: „Dem Faschismus gelingt es, die Massen zu gewinnen, weil er in demagogischer Weise an ihre brennendsten Nöte und Bedürfnisse appelliert. Der Faschismus entfacht nicht nur die in den Massen tief verwurzelten Vorurteile, sondern er spekuliert auch auf die besten Gefühle der Massen, auf ihr Gerechtigkeitsgefühl und

mitunter sogar auf ihre revolutionären Traditionen.“¹⁴ Der Diebstahl an der Arbeiterbewegung ging über das Rot in der Fahne, die Abzeichen Sichel und Hammer, Melodien von Arbeiterliedern und die 1.-Mai-Feier bis in den Namen „nationalsozialistisch“ – allerdings „immer mit der Absicht, den Anhängern die Lüge aufzuzwingen, als ob die Hitlerpropaganda diese Symbole geschaffen oder aber ihnen erst den wahren Sinn gegeben habe“¹⁵. Wie sehr das Schicksal von Krisen-Ideologien vom realen Verlauf der Krise abhängt, zeichnete Hans Günther anhand starker Schwankungen innerhalb der sozialen Basis der NSDAP-Anhänger nach. Tatsächlich verlor die faschistische Partei in Zeiten relativer Stabilisierung des Kapitalismus massenhaft Anhänger, ihr eigentlicher Aufstieg begann mit dem Einsetzen der Weltwirtschaftskrise: „Die Hitlerpartei wuchs jedesmal in solchen Zeiten, da ihre *soziale Demagogie auf fruchtbaren Boden fallen konnte. Sie wurde groß, weil zur nationalen die soziale Phrase kam*“¹⁶. Und: „Ohne die Krise des Kapitalismus und ihre besonders verheerende Auswirkung in Deutschland zu folge der Kriegsniederlage und des Versailler Vertrages wäre die nationale und soziale Demagogie der Hakenkreuzler unmöglich auf fruchtbaren Boden gefallen“¹⁷. Tatsächlich hat die Lösung des deutschen Faschismus „Gegen Versailles“ damals insbesondere Massen des Kleinbürgertums mitgerissen. Dimitroff griff deshalb auf dem VII. KI-Kongress Hans Günthers Aussagen zur sozialen und nationalen Demagogie fast wörtlich auf und beschrieb die „raffinierte antikapitalistische Demagogie“, mit der sich die deutschen Faschisten an das Volk heranmachten: „Der Faschismus handelt im Interesse der extremen Imperialisten, aber vor den Massen tritt er unter der Maske des Beschützers der erniedrigten Nation auf und appelliert an das verletzte Nationalgefühl.“¹⁸

„Eine ganz bestimmte faschistische Verlogenheit . . .“ (Hans Günther 1935)

Der Kampf um die Köpfe der Massen, besser: der Kampf der Herrschenden gegen die Köpfe der Beherrschten und gegen deren objektive Interessen bedarf des Mißbrauchs und der Lenkung von Gefühlen: der Massenpsychologie bzw. politischen Psychologie, die seit Ende des 19. Jahrhunderts aus Angst vor der immer stärker werdenden sozialistischen Bewegung systematisch ausgebaut und wissenschaftlich betrieben wurde. Gustave Le Bon veröffentlichte 1895 seine „Psychologie des foules“ (Psychologie der Massen) und entdeckte das Prinzip der „sozialen Täuschung“: „Sie haben die Massen nach Wahrheit gedrängt (. . .) Wer sie zu täuschen versteht, wird leicht ihr Herr, wer sie aufzuklären sucht, stets ihr Opfer.“¹⁹ Was Le Bon noch als Analyse des Erfolgs der Arbeiterführer meinte, wurde später zum Manipulationsinstrument der Gegner der Arbeiterbewegung. Kaum jemand hat besser auf der Klaviatur der Massentäuschung zu spielen verstanden als Hitler und Goebbels. Aber auch schon deren finanzielle Förderer wie z. B. der „Alldeutsche Verband“ überlegten, wie am besten „die Massen einzufangen“ wären und der Antisemitismus dazu dienen könnte, „an das Volk heranzukommen“. Was der Verbandsvorsitzende Heinrich Claß am 3. Oktober 1918 als Lösung anbot, wirkte wie ein Vorgriff auf jene „Endlösung“, die mit millionenfacher tödlicher Konsequenz in den Vernichtungslagern von Auschwitz endete. Claß forderte „rücksichtslosesten Kampf gegen das Judentum, auf das all der nur zu berechtigte Unwillen unseres guten und irregeleiteten Volkes abgelenkt werden muß“²⁰. Mobil gemacht wurde für ein *doppeltes Feindbild*. Mit der Nazithese vom notwendigen Kampf der „arischen Herrenrasse“ gegen die angebliche „jüdisch-bolschewistische Weltverschwörung“ ließ sich vor Mil-

lionen nationalistisch und rassistisch vormanipulierten deutschen „Herrenmenschen“ beides rechtfertigen: die Vernichtung „bolschewistischer Untermenschen“ und der europäischen Juden einerseits, der mit barbarischer Besetzungs- und Ausrottungspolitik verbundene „Drang nach Osten“ andererseits.²¹ In einer stürmisch bejubelten Rede vor Industriellen des renommierteren „Nationalklubs von 1919“ hatte Hitler schon im Februar 1926 versprochen: „Wir haben nicht eher Ruhe bis . . . der letzte Marxist bekehrt oder ausgerottet ist.“²² Und da in Hitlers abstrusem Weltbild Marxismus und Kommunismus als Erfindung des „internationalen Weltjudentums“ erschienen (und schon der Apostel Paulus versucht habe, „einen Vor-Bolschewismus zu organisieren“²³), wurden Antikommunismus und Antisemitismus in Verbindung mit der „Herrenmenschen“-Lehre zu Grundpfeilern der Ideologie des Faschismus.

Hans Günther hatte das doppelte Feindbild der Nazis auf der Suche nach Sündenböcken bereits 1935 richtig charakterisiert: „So sind die Rassenmythologie und der Antisemitismus nichts als ein demagogisches Betrugsmanöver, um den Haß der ausgebeuteten und unterdrückten Massen von dem eigentlichen Übel, dem Kapitalismus und den (christlichen und jüdischen) Kapitalisten abzulenken und ihn zu dirigieren.“²⁴ Nach dem zweiten Weltkrieg hat Bertolt Brecht einmal den deutschen Faschismus als „verkrüppelte, neurasthenische, pervertierte Volksbewegung“ bezeichnet und dazu aufgefordert, „ernsthaft die sozialistischen Momente aufzuspüren, die der Nationalsozialismus“ pervertiert zum Operieren brachte. Nicht anders ist sein Erfolg bei den Massen zu erklären.²⁵ Hans Günthers frühe Analysen sind in diesem Sinne wertvolle ideologische Vorstudien: „Das ‚Weltwunder‘, mit Hilfe der Massen zur Macht gegen die Massen gelangt zu sein, muß sich ideologisch auch auf eine besondere Weise widerspiegeln: nicht nur als allgemeine Verlogenheit schlechthin, sondern als eine ganz bestimmte, spezifisch faschistische Verlogenheit. Diese liegt darin, daß der Kapitalismus von den Nazis nur ‚gerettet‘ werden konnte, indem sie ihrer überwiegend antikapitalistisch eingestellten Gefolgschaft die Aufhebung des Kapitalismus versprachen; spezifisch weltanschaulich: indem sie den Kapitalismus nicht mehr verteidigten und verherrlichten, sondern – scheinbar – bekämpften und kritisierten.“²⁶

Manipulation und Terror gingen dabei als Methoden Hand in Hand, wie der „Reichssendeleiter“ des Rundfunks, Eugen Hadamovsky, 1933 in seiner Schrift „Propaganda und nationale Macht“ schrieb: „Propaganda und abgestufte Gewaltanwendung . . . sind niemals absolute Gegenpole. Die Gewaltanwendung kann ein Teil der Propaganda sein. Dazwischen gibt es alle Arten der wirksamen Beeinflussung von Menschen und Massen, (. . .) vom individuellen bis zum Massenterror, von der legitimierten Gewaltanwendung des Stärkeren . . . bis zur militärischen Erzwingung von Gehorsam und Disziplin im Standrecht.“²⁷ Ein wahrer Meister in der Täuschung, Manipulation und Terrorisierung von Massen war Propagandaminister Joseph Goebbels: „Der Minister führt aus, daß uns jetzt eine einmalige große Gelegenheit gegeben sei, eine schlagkräftige Propagandaparole herauszugeben. Der Kampf gegen den Bolschewismus und die Gefahr der Bolschewisierung Europas beschäftigt heute Freund und Feind in der gleichen Weise. Unser Kampf gegen den Bolschewismus müsse als die große und alles beherrschende Propagandathese alle Propagainstrumente beherrschen. (. . .) Der Minister sagt, er könne sich nicht vorstellen, daß der Bolschewistenfresser Churchill über Nacht zum Philobolschewisten geworden sei. (. . .) Der Minister verweist bei unserer Propaganda gegen den Bolschewismus auf die Parteitage der NSDAP, die

teilweise ganz unter der Parole des Kampfes gegen den Bolschewismus gestanden hätten. (. . .) Vielen Leuten habe diese Tatsache zum Halse herausgehängt, aber sie habe schließlich einen Erfolg gezeigt. Selbst der Dümme sei aufmerksam geworden . . . Er lasse zurzeit Broschüren verfassen, die in Millionenauflage verbreitet werden sollten.“²⁸ So ging man also schon damals den Massen mit der „Bedrohung aus dem Osten“ auf den Geist. Bis Millionen aufgerüsteter Gehirne einzusehen bereit waren, „daß wir nicht in einer Welt leben können, die von sowjetischen Horden erobert worden ist“. Letzteres sagte übrigens US-Verteidigungsminister Caspar Weinberger Anfang Dezember 1984 auf einer NATO-Tagung (*Süddeutsche Zeitung*, 6. 12. 1984, S. 2) – der neuen Herren eigner Geist ist sichtbar beim alten Feindbild geblieben.

„Rußland rüstet!“ hieß 1936 die Parole, um das deutsche Volk auch massenpsychologisch auf Aggressionsbereitschaft gegen den vermeintlichen Feind Sowjetunion einzustimmen. Nach außen stellten Hitler und Goebbels jahrelang Friedenswillen dar. Erst am 10. November 1938 ließ Hitler in einer Geheimrede vor führenden Journalisten – Meinungsmachern also – die Maske seiner Friedensdemagogie fallen, die er als Mittel der Täuschung der Massen charakterisierte, um von den Kriegsplänen des deutschen Imperialismus abzulenken: „Die Umstände haben mich gezwungen, Jahrzehntlang fast nur vom Frieden zu reden. Nur unter der fortgesetzten Betonung des deutschen Friedenswillens und der Friedensabsichten war es mir möglich, dem deutschen Volk Stück für Stück die Freiheit zu erringen und ihm die Rüstung zu geben, die immer wieder für den nächsten Schritt als Voraussetzung notwendig war. (. . .) Es war nunmehr notwendig, das deutsche Volk psychologisch allmählich umzustellen und ihm langsam klarzumachen, daß es Dinge gibt, die, wenn sie nicht mit friedlichen Mitteln durchgesetzt werden können, mit Mitteln der Gewalt durchgesetzt werden müssen . . . es war notwendig, dem deutschen Volk bestimmte Vorgänge so zu beleuchten, daß die innere Stimme des Volkes selbst langsam nach der Gewalt zu schreien begann. (. . .) Diese Arbeit hat Monate erfordert, sie wurde planmäßig begonnen, planmäßig fortgeführt, verstärkt.“²⁹

Hitler, ein geschickter Strateg der Psychologischen Kriegsführung, wie man es heute nennen würde.³⁰ Um derart Kriege anzuzetteln, bedarf es neben allen Verführungskünsten allerdings auch der Verführbarkeit. Denn ohne Massenwirksamkeit wäre Massenpsychologie folgenlos. Doch dazu in einem späteren Kapitel.

„Auseinandersetzungen mit verwandt Gesinnten taktvoll geführt . . .“
(Heinrich Mann 1935 an Hans Günther)

„Wie kämpfen wir gegen ein drittes Reich?“ fragte 1931 die Berliner „Welt am Abend“. George Bernard Shaw antwortete: „Mit einem neuen und wirksamen politischen Apparat an den sozialen Problemen zu arbeiten, um das ‚Dritte Reich‘ durch Leistung und Schnelligkeit der Umgestaltung der Gesellschaftsordnung aus dem Felde zu schlagen.“ Der Faschismus an der Macht verstärkte diese Fragestellung auch unter den Schriftstellern dann insofern, als es jetzt gegen das bereits errichtete „Dritte Reich“ anzukämpfen galt. Heinrich Mann beispielsweise, der bei der genannten Umfrage 1931 die Gefahr des Faschismus für Deutschland noch unterschätzt hatte³¹, legte noch im Jahre 1933 die erste Sammlung seiner antifaschistischen Streitschriften vor: „Der Hass. Deutsche Zeitgeschichte“ erschien im Amsterdamer Querido Ver-

lag³² (eine französische Ausgabe im Pariser Verlag Gallimard). Im Rückblick läßt sich mit Lion Feuchtwanger feststellen, daß Heinrich Mann auch in „Hass“ immer nur einer Linie folgte, „der geraden, einheitlichen Linie des militanten Humanismus“³³. Damals löste dieses Werk unter antifaschistischen Schriftstellern allerdings eine kritische Debatte aus, an der sich u. a. Johannes R. Becher, Karl Schmückle, Willi Bredel und Hans Günther beteiligten.

Hans Günthers „Der Herren eigner Geist. Die Ideologie des Nationalsozialismus“ ist in großen Teilen der Analyse von der streitbaren Auseinandersetzung mit Heinrich Manns „Der Hass“ geprägt und ideologisch angeregt worden. Ja, es ist sogar ein Satz von Heinrich Mann aus „Der Hass“, den Hans Günther ausdrücklich als roten Faden seiner wissenschaftlichen Analyse bezeichnet. Heinrich Mann: „Das Hitlersystem hat sich gleichgeschaltet und läßt weiterhin geschehen, (...) daß einige Kanonen- oder Giftgasfabrikanten und einige bankrote Großgrundbesitzer die Hand legen dürfen auf eine ganze Nation.“ (S. 108/109) Hans Günther zu dieser Einsicht, daß vom Kapitalismus nicht schweigen darf, wer vom Faschismus redet: „Diese Gedanken, die sich im Buche Heinrich Manns verstreut finden, können wir zum *Leitmotiv* unserer gesamten ideologischen Kritik machen: jede Theorie des Faschismus, jeder Ausspruch, jede seiner kleinen und großen Handlungen sei auf eben diesen ungeheuerlichen Tatbestand bezogen.“ (S. 13) In seinem 1935 entstandenen Beitrag „Heinrich Mann – der Antifaschist“ wurde dieser von Günther gewürdigt als „einer der rührigsten Kämpfer gegen den deutschen Faschismus“³⁴ – und auch schon im weitgehend 1934 geschriebenen „Der Herren eigner Geist“ schrieb der Autor: „Das ‚J'accuse‘ von Heinrich Mann, wie man auch sonst darüber urteilen mag, war eine Tat. Solche Taten verbinden uns.“ (S. 7/8)

Aber streitbaren Dialog schloß dies nicht aus. Unterschiedliche Einschätzungen gab es beispielsweise zum Wesen der Weimarer Republik. Heinrich Mann erblickte in ihr ein System, „das den Namen der Freiheit verdient“, und „das freieste Regierungssystem (...), das Deutschland je gekannt hat“. In der Republik habe es „Geister von hohen Graden ... auch Herzen, die wahrhaft für das Volk schlügen“ gegeben. Kritisiert wurde von Mann „das Schwanken der Republik und ihr gelegentlicher Mangel an Festigkeit, verbunden mit Rückfällen in den schädlichsten Nationalismus“: „Ihre Nachgiebigkeit wurde Schwäche, und es kam dahin, daß sie sich auslieferte, aufgab, zersetzte.“ (S. 56, 57) Hans Günther sah hier „den Realisten in Heinrich Mann in Konflikt mit seinem eigenen Idealismus“ geraten, der von der Demokratie und vom „republikanischen Geist“ von Weimar ein „Idealbild“ zeichne (S. 26): Der „demokratische“ Staatsapparat sei „bereits, von innen heraus“ faschisiert gewesen: Bis „die Vereinigung aller Macht in den Händen der am meisten reaktionären, chauvinistischen und imperialistischen Elemente des Finanzkapitals seine ‚Vollendung‘ erfährt im zentralisierten, ‚autoritären‘ und nackten Gewaltstaat des Faschismus.“ (S. 30)

Ein zweiter Widerspruch zwischen Heinrich Mann und Hans Günther betrifft ihre Charakterisierung des Faschismus an der Macht, letztlich die Frage nach dem Platz des Faschismus im Geschichtsablauf. Heinrich Mann sieht hier den „Aufstieg der Barbaren“ (S. 54) in ein „Reich der Verkrachten“ (S. 79 ff.) und den ganzen Sinn der faschistischen Bewegung im „Aufstand der weniger Gesitteten gegen die Vernunft und ihre Verteidiger“ (S. 57). Hans Günther hält dem den Klassencharakter des Faschismus entgegen, denn der Faschismus sei doch nicht zu erklären als „Anomalie“, als „Zufall, eine Lau-

ne der Geschichte“ oder als „momentane Geisteskrankheit der Deutschen“ (S. 52). Schließlich rügt Günther auch an Heinrich Manns „Der Hass“ dessen „Freudisieren über den ‚Nationalhaß‘ der Kleinproduzenten“, das nicht an die ökonomischen Wurzeln röhre (S. 65/66).

Heinrich Mann hatte im „Hass“ aber auch geschrieben: „Der herannahende Kommunismus ist das Wirkliche, es bricht sich Bahn durch den Schwindel der Hitlerei. Dabei bleibt es, sollten auch die ersten Versuche scheitern oder ausarten.“ (S. 147) Hans Günther berücksichtigte nicht nur diese Aussage, sondern war sich auch bewußt, daß seine streitbaren Bemerkungen zu Heinrich Mann über diesen hinauswiesen. Manns Ansichten standen für die Haltung vieler demokratischer Schriftsteller. Das fiktive „Gespräch zwischen zwei Schriftstellern“, mit dem Hans Günther statt eines Vorworts sein Buch „Der Herren eigner Geist“ beginnen ließ, ist denn auch ein deutliches Angebot zur gemeinsamen Diskussion von Marxisten und Nichtmarxisten über die Ziele der Einheitsfront aller Gegner des Faschismus. Die Grundaussage des marxistischen Schriftstellers in diesem Gespräch: „Wir halten jenen ideo-logischen Kampf gegen den Faschismus für den wirksamsten, der uns ‚die Umstände verändern‘ hilft. Das vermag nur eine Kritik, die die *Klassengrundlage* der faschistischen Weltanschauung aufdeckt, samt ihrer *klassenmäßigen Entstehungsgeschichte*. Eine solche Kritik begreift die von Ihnen geübte logische oder individualpsychologische Argumentation in sich ein und bedeutet doch einen Schritt über sie hinaus.“ (S. 8)

Heinrich Mann wußte zu schätzen, daß hier nicht ein Streit gegen sein Buch gesucht wurde, sondern daß es um einen Dialog zugunsten eines streitbaren Humanismus ging – kameradschaftliche Auseinandersetzungen konnten dem gemeinsamen Ziel dabei nur förderlich sein. In einem Brief an Günther vom 21. August 1935 schrieb er deshalb zum Stil der Diskussion in „Der Herren eigner Geist“: „Ungemein viel wäre gewonnen, wenn alle Auseinandersetzungen mit verwandt Gesinnten so taktvoll geführt werden könnten wie in Ihrem Buch, für das ich Ihnen nochmals danke.“³⁵

„Der Krieg wird zum Ausweg der ausweglosen Welt“ (Anna Seghers 1935)

Der Krieg beginnt in den Köpfen, schon bevor er zur materiellen Zerstörung führt. Diese Erkenntnis der Antikriegsbewegung 1918/1919 läßt Debatten aus dem Jahre 1935 wieder aktuell erscheinen, die sämtlich von der Erkenntnis ausgingen, daß Hitler Krieg bedeutete, die faschistische Ideologie eine Kriegsideologie war. Hans Günthers Buch „Der Herren eigner Geist“ und auch das Motto des Pariser Schriftstellerkongresses „zur Verteidigung der Kultur“ müssen daher primär als Beiträge zur Verteidigung des Friedens verstanden werden – als je spezifische und in den Einzelheiten je differierende Einschätzung, daß man in einer Vorkriegszeit lebte. Gemeinsamer Impetus aller antifaschistischer Anstrengungen war es daher, dem Umschlagen von der Vorkriegszeit in einen wirklichen Krieg entgegenzuwirken. Zum letztendlichen Sinn und Zweck der NS-Ideologie stellte Hans Günther fest: „Das Volk massenpsychologisch zum Krieg zu präparieren! Ihm bei verschärfter Ausbeutung sogar das Bewußtsein des Ausgebeutetseins zu rauben! Ihm ‚die Hölle als Himmel und das elendeste Leben als Paradies weiszumachen‘!“³⁶ Prophetisch erkannte das auch Thomas Mann, als er in einem Brief an den Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn (die ihm die Ehrendoktorwürde aberkannt hatte) schrieb: „Sinn und Zweck des nationalsozialisti-

schen Staatssystem ist einziger und kann nur dieser sein: das deutsche Volk unter unerbittlicher Ausschaltung, Niederhaltung, Austilgung jeder stören den Gegenregung für den „kommenden Krieg“ in Form zu bringen...“³⁷ Dem Zusammenhang von Faschismus und Krieg widmeten sich auf dem Pariser Schriftstellerkongress verständlicherweise gerade die deutschen Delegierten, wobei es u. a. Klaus Mann und Anna Seghers um das verführte deutsche Volk und die Jugend ging. Vom „Gift des Nationalismus“ hatte in Paris Klaus Mann gesprochen³⁸, bei Hans Günther konnte man fast zur gleichen Zeit lesen: „Der Name ‚Nationalismus‘ bezeichnet... immer nur das Recht der einen, sich maßlos zu bereichern, und die Gewißheit für die anderen, sich ausplündern zu lassen. Der Nationalismus ist ein ideologisches Machtinstrument in den Händen der Trustmagnaten. *Nationalismus ist Kriegsideologie.*“³⁹ Die Frage von Klaus Mann „Warum entgeht uns ein so großer Teil der Jugend?“ bewegte sich auf einer eher psychologischen Ebene, wobei der „Faschismus eine Scheinbefriedigung“ mit irrationalen Anspruch ist. Der Faschismus habe ursprünglich revolutionäre Sehnsüchte und Impulse der Jugend mißbraucht, die Linke habe geglaubt, die „effektvollen Verführungs-künste“ der Faschisten „übersehen zu dürfen“. Klaus Mann zur deutschen Jugend: „Denn sie lehnten sich auf gegen eine schlechte bestehende Ordnung, sie wollten umstürzen, und sie wollten neu aufbauen. Diese Sehnsüchte und Impulse konnten aufgefangen und verdorben werden durch den Faschismus. Er blendete junge Seelen durch magische Glücksformeln, er betäubte ihre Kritik durch einen ununterbrochenen festlichen Lärm. Er gab ihnen das ‚heroische Pathos‘ (...) dem ursprünglich Revolutionären verspricht er das, wonach sein schwärmerisches Herz, *mangels lebenswerter anderer Ziele*, am meisten verlangt: *den Opfertod.*“⁴⁰

Anna Seghers sprach in Paris den gleichen Aspekt wie Mann an, stellte allerdings dichtere Bezüge zwischen betrügerischer psychischer Verlockung und der Klassenlage her: „Es ist nicht mehr, daß der Krieg nur droht, er verlockt auch. (...) In gewissem Sinne ist die Lüge wahr und deshalb furchtbar verlockend: ‚Das Vaterland braucht dich.‘ Bis jetzt war derselbe Mensch mit all seinen reichen Werten, mit all seiner Begabung unverwertbar, ungebraucht, lästig, in jedem Vaterland Millionen seiner Art zuviel. Auf einmal ist er verwertbar. (...) Der Krieg wird zur endlosen Verwertung der Unverwertbaren, zum Ausweg der ausweglosen Welt. Da regeneriert sich abermals eine scheinbare Gemeinschaft: Im Frieden gab es keine Gleichheit, jetzt gibt es mächtige, betrügerische Verlockung vor dem Tod.“⁴¹ In Moskau nannte wenige Wochen später Georgi Dimitroff einen weiteren Grund für die besondere Empfänglichkeit der deutschen Jugend für die faschistische Demagogie: „den unter der Jugend besonders ausgeprägten Drang zur Kampfkreativität“ in einer neuen Generation, die „nicht die Schrecken des Krieges durchgemacht“ habe.⁴²

Die Dimension massenpsychologischer Präparierung des Volkes zum Krieg war 1935 von Hans Günther, wie zitiert, erkannt worden. Er irrite aber mit der Meinung „Es wird ihnen nicht gelingen“⁴³. Es gelang ihnen. Nicht zuletzt deshalb, weil sich jene schon vor Hitler durch Nationalismus und Chauvinismus vergifteten Deutschen durch die Lehre geschmeichelt fühlten, daß in ihren Adern das Blut einer „Herrenrasse“ fließe. In dieser Lehre bündelten die Faschisten wirklichen Antikommunismus und Antisemitismus mit einem vorgetäuschten Antikapitalismus. Die Wirkung dieser faschistischen Doktrin auf die Deutschen zeigte sich schon nach dem Überfall auf Polen. Der DDR-Historiker Kurt Pätzold dazu: „Die Mehrheit des deutschen Volkes nahm die

Verbrechen des Landraubs, der massenweisen Vertreibung von Menschen aus ihren Wohnsitzen zum Zwecke der Germanisierung, der Zwangsverschleppung von Arbeitskräften, der fortschreitenden physischen und psychischen Zermürbung des benachbarten slawischen Volkes hin, ja es empfand diese Vorgänge nicht einmal als verbrecherisch.“⁴⁴

Ob nun „die rote Gefahr“, „die gelbe Gefahr“ oder welche anderen irrationalen Ängste immer gegen einen potentiellen Gegner massenpsychologisch geweckt werden: Feindbilder dienten immer zur geistigen Mobilmachung für den Krieg; erst das erfolgreich besiegte Angriffsziel Gehirn macht zu wirklichem Krieg, zu von den Massen sogar gebilligtem Antihumanismus bereit. Nicht einmal das Drohgemälde „Die Russen kommen“ brauchten die Nazis neu zu erfinden. Ebenso wie der Antisemitismus war das Feindbild von der „Gefahr aus dem Osten“ bereits seit Jahrzehnten vorhanden: ein Produkt des militärischen Panzerianismus und dessen extremem Rassismus und Chauvinismus. Die Beschwörung der „russischen Dampfwalze“ datiert von 1912, „die Russen“ sind schon das Feindbild der deutschen Propaganda, um – bis hin zu gezielten Falschmeldungen⁴⁵ – den ersten Weltkrieg auszurufen. Und auch die rassistische Komponente der heute noch wirksamen Bedrohungslüge stammt noch aus dem Kaiserreich: Die Möglichkeit eines Krieges „Slawentum gegen Germanentum“ verkündete am 7. April 1913 vor dem Reichstag Kanzler Bethmann-Hollweg. Auch die Hetzbilder vom bluttriefenden Rotarmisten, der über den Horizont nach Westen blickt und seine Raubtierpranke auf Europa legt, sind keine Erfindung der Nazis. Verwendet wurde dieses Feindbild bereits 1919 von der Bayrischen Volkspartei, dann auch von der „Liga gegen den Bolschewismus“⁴⁶. Und daß mit der Befreiung vom Faschismus das Feindbild von der „jüdisch-bolschewistischen Weltverschwörung“ verschwand, kann auch nicht behauptet werden: Es wurde lediglich seiner antisemitischen Komponente entkleidet. Die bis in die Wortwahl hineinreichende Übereinstimmung zwischen Hitlers Ziel, „den Marxismus zu vernichten“ (10. Mai 1933), und Ronald Reagans „Die westliche Welt wird den Kommunismus nicht eindämmen... wir werden uns seiner entledigen“ (17. Mai 1981) sollte zwar nicht zu platten Analogieschlüssen führen. Kontinuität besteht aber in der Irrationalität des Feindbildes von der Sowjetunion als „Zentrum des Bösen“, das Reagan auch 1984 nicht zurückzog (*Tagesspiegel*, 23. 10. 1984). Das Feindbild von der „sowjetischen Bedrohung“ dient dabei nicht nur der Rechtfertigung militärischer Aufrüstung, sondern auch gegen innenpolitische Gegner als Mittel psychologischer Kriegsführung. Wobei letztere von den Herrschenden immer den Beherrschten unterstellt wird: „Die Friedensbewegung hat mobil gemacht, die Armeen des politisch-psychologischen Krieges, vom Kreml gezielt eingesetzt, marschieren, Straßen werden zu Schlachtfeldern umfunktioniert.“ Original im *Bayernkurier* vom 22. Oktober 1983 zu den Herbstaktionen der Friedensbewegung. Autor: Franz Josef Strauß. Und Tag für Tag wird eigentlich die Aussage von Dieter Lattmann über das gar nicht so neue Feindbild Sowjetunion bestätigt: „Fanatischer Antikommunismus ist psychologische Kriegsvorbereitung.“⁴⁷

„Bestialismus als faschistisches Prinzip“: „Begonnen hat es mit Nietzsche“ (Hans Günther 1935)

Der Faschismus entwickelte keine originäre Ideologie, sondern war in seiner „Weltanschauung“ ausgesprochen eklektizistisch. Eher pragmatisch wurde im faschistischen Ideologearsenal auf konservativ-antidemokratische Kri-

senphilosophien zurückgegriffen, die bis auf das Entstehen des Konservatismus als fortschritts- und aufklärungsfeindliche Reaktion auf die Französische Revolution verweisen: Nietzsches elitäres „Herrenmenschen“-Denken, de Lagardes infernalischer Judenhaß (1887: „Mit Trichinen und Bazillen wird nicht verhandelt . . . sie werden so rasch und so gründlich wie möglich vernichtet“), Houston Stewart Chamberlains „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ als pseudowissenschaftliche Geschichtsfolie für einen sich christlich gebärdenden antisemitischen Germanenkult mit Massenauflagen (bereits vor 1914 100 000 Exemplare), Oswald Spenglers „Der Untergang des Abendlandes“ (1918 ff.) sowie A. Moeller van den Brucks Buch „Das dritte Reich“ (1923), das später als Namensgeber diente.⁴⁸

Friedrich Nietzsche und sein vieldeutiges Werk nahmen unter den geistigen Vorläufern und Wegbereitern des Faschismus einen herausragenden Platz ein. Hitler und Mussolini, Rosenberg und Goebbels waren Verehrer Nietzsches. „Ich schreibe für eine Gattung Menschen, welche noch nicht vorhanden ist: für die ‚Herren der Erde‘.“⁴⁹ Diesen Satz Nietzsches interpretierten die „neuen Herren der Erde“ im Sinne faschistischer Weltanschauung. Ob nun gerade dieser neuen Herren eigner Geist Nietzsche gefallen hätte, der sich lieber als Vertreter des „aristokratischen Radikalismus“ sehen ließ⁵⁰, ist zu bezweifeln. Zudem kann Nietzsches Lehre ohnehin nicht identisch mit der faschistischen Ideologie gesetzt werden, „weil Nietzsche am Vorabend des Imperialismus zu denken aufhörte“ (Georg Lukacs)⁵¹. Andererseits ist Nietzsche einer der geistigen Stammväter des Krisenmythos der spätbürglerlichen Philosophie, der bereits abgrundtiefen Kulturpessimismus an die Stelle der bürgerlichen Ideale Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit setzt – und mit dem „Recht“ der „Herrenrasse“ zur Versklavung der breiten Massen ideologische Erfordernisse des imperialistischen Zeitalters vorausformulierte. Nietzsches Immoralismus, seine subjektivistische „Lebensphilosophie“, sein Haß gegen Demokratie und die damalige sozialistische Bewegung, letztlich sein irrationaler Rückzug aus dem Reich der Vernunft⁵² – all das läßt Teile seiner anti-humanistischen Philosophie in die Ideologie der Faschisten einmünden.

Hans Günther hat bereits 1935 diesen Zusammenhang aufgedeckt: „Begonnen hat es mit Nietzsche. Seine Dionysos-Dithyramben auf den ‚Übermenschen‘, der Mythos der ‚blonden Bestie‘ und das Prinzip des ‚heroischen Realismus‘, seine Verhöhnung der schwachen, ohnmächtigen Tugenden, der Menschenliebe, Gerechtigkeit und Milde, sein abgrundtiefer Haß gegen die Masse, all dies ließ zum ersten Male jene Geistesverfassung reifen, der die philosophische Humanität des 18. Jahrhunderts nur noch als jämmerliches Waschlappenideal gilt, die nicht mehr um das Menschentum, sondern dagegen kämpfen will – und kämpft. Später wird dann Spengler den abstrakten und noch halb utopischen Übermenschen zum irdischen, aber nicht weniger machtvollen Trustcäsaren konkretisieren, dem in der Periode des Untergangs des Abendlandes die Herrschaft über die Menschheit zufalle.“ Günther hatte diese frühe Analyse der geistigen Tradition des Konservatismus in der Nazi-ideologie und auch Nietzsches (der ihn in „Der Herren eigner Geist“ häufig beschäftigt) unter die Überschrift gestellt: „Bestialität als faschistisches Prinzip“ und schildert anhand Nietzsches die „Neue ‚Raubtier‘-Philosophie“ der Faschisten.⁵³ Er bezog sich damit auf die Affinität der Faschisten zu Nietzsches „Genealogie der Moral“, die für die neuen Herren der Welt das Bild vom Raubtier zeichnete. Nietzsche: „. . . sie treten in die Unschuld des Raubtier-Gewissens zurück, als frohlockende Ungeheuer, welche vielleicht von ei-

ner scheußlichen Abfolge von Mord, Niederbrennung, Schändung, Folterung mit einem Übermute und seelischen Gleichgewichte davongehen . . . Auf dem Grund aller dieser vornehmen Rassen ist das Raubtier, die prachtvolle nach Beute und Sieg lüstern schwefelnde blonde Bestie nicht zu erkennen.“⁵⁴ Nietzsches Rechtfertigung von Gewalt, Grausamkeit und Verbrechen ist hier abzulesen. Geistiger Wegbereiter des Faschismus ist Nietzsche durchaus gewesen. Nur verschwieg der Nietzsche-Kult in Hitlerdeutschland, daß Nietzsches extrem-elitäre „Herrenrasse“-Konzeption nichts zu tun hatte mit jenem Rassen-Antisemitismus, den Hitlers „blonde Bestien“ in Auschwitz und Treblinka trieben. Nietzsche zu Rassenhaß und Antisemitismus: „Maxime: Mit keinem Menschen umgehn, der an dem verlogenen Rassenschwindel Anteil hat (Wieviel Verlogenheit gehört dazu, uns im heutigen Mischmasch-Europa Rassenfragen aufzurühren!)“ – und: „der Antisemitismus, ein Name der Schlechtwegekommenen“.⁵⁵

Max Brod hat auf dem Schriftstellerkongress 1935 in Paris insbesondere den Irrationalismus Nietzsches kritisiert, den er als geistvollen „großen Verderber“ der Zeit schon lange bekämpft habe. In Nietzsche sei personifiziert die deutsche Romantik in ihre zweite Periode umgebrochen: „aus Musik und religiöser Tiefe in aggressive Zerstörungslust jenseits von Gut und Böse“. Nietzsches Grundhaltung sei „anthuman und führt letzten Endes, aus jener Lust, die Ewigkeit will, zur völligen Verzweiflung. Was aber das Schlimmste ist: zur Verzweiflung im Waffenschmuck, zu einer Menschenverachtung, die erobern will“⁵⁶.

Mit dem Umkippen der deutschen Romantik in enttäuschte Zerstörungs- und Eroberungslust bietet Max Brod zumindest eine historische Erkenntnisspur und Teilantwort auf eine Frage, die uns Deutschen gerade im Ausland immer wieder gestellt wird: Wie ist dieser Widerspruch zwischen romantischer Begeisterung für Poesie und bürokratischer Todesarbeit bei deutschen Faschisten möglich – wie geht es zusammen, sich abends für Goethe und Rilke, Bach oder Schubert zu erwärmen und am nächsten Morgen ohne Zögern die grausige Arbeit in einem Konzentrationslager wieder aufzunehmen? Die Schriften des antibürgerlichen Rebells Friedrich Nietzsche spielten im Gebräu der Naziideologie dabei eine wichtige Rolle – wobei zwischen der antizivilisatorischen Rebellion des elitären Nietzsche gegen das demokratische Massenzeitalter und der völkischen Rassenideologie der faschistischen „Barbaren des 20. Jahrhunderts“ keine Gleichheitszeichen zu setzen sind. Tafeln der Werte zerbrechen, „neue Werte auf neue Tafeln schreiben“ wollte Nietzsches „Zarathustra“⁵⁷, der sich massenhaft im Marschgepäck junger Faschisten wiederfinden ließ. Sie berauschten sich an Nietzsches trunken-poetischer Sprache und adaptierten die „Zarathustra“-Lehre, „der Übermensch sei der Sinn der Erde!“⁵⁸ in den bestialischen Prinzipien der faschistischen „Herrenmenschen“-Moral. Eine populäre Volksausgabe des „Zarathustra“ übersetzte schon 1930 (!) Nietzsches Herren- und Sklavenmoral in das, was dann bis 1945 Praxis der „neuen Herren der Erde“ gegenüber unterdrückten Völkern wurde: „Die Herren-Kaste befiehlt und gehorcht (den eigenen Befehlen; H. M.); – die unterdrückte Kaste gehorcht nur.“⁵⁹ Und in der gleichen Volksausgabe baute Prof. Dr. Alfred Bäumler Nietzsches Werk bereits in die faschistische Geschichtsphilosophie ein: „Der Übermensch stellt die Überwindung des christlich-demokratischen, liberal-optimistischen Europa dar. (. .) Der Kulturstaat . . . ist im Begriff unterzugehen, es erscheint das Reich Zarathustras.“⁶⁰ Drei Jahre später marschierte der Nietzsche-Deuter Alfred Bäumler nach einer Vorlesung an der Spitze seiner Studenten auf dem Berliner

Opernplatz auf, wo auf Scheiterhaufen die Bücherverbrennung inszeniert wurde⁶¹.

Schon in „Der Herren eigner Geist“ war Alfred Bäumler als einem „offiziellen Philosophen des Hitlerreiches“ Nietzsche-Verflachung gemäß den Erfordernissen vorgehalten worden: „die Herrenmoral Nietzsches für den faschistischen Hausgebrauch umgearbeitet“⁶².

In einer Sonderstudie zum „Fall Nietzsche“ ging Hans Günther dann noch einmal differenziert auf Nietzsches „Doppelgesicht“ ein: Wegen der Legenden über Nietzsche und auch seiner Wirkung bei Freund und Feind sei es Aufgabe, „die volle Wahrheit über den ganzen Nietzsche an den Tag zu bringen“, der immerhin „der letzte deutsche Denker von europäischem Rang war, der seit der Jahrhundertwende eine enorme Wirkung ausgeübt hat“. Auch gelte es zu zeigen, „wieviel oder wie wenig ‚Nietzscheanertum‘ denn nun eigentlich im Faschismus steckt“⁶³. Auf die Analyse selbst soll an dieser Stelle nicht eingegangen werden, wohl aber auf den Grund, warum der Antihumanismus Friedrich Nietzsches den marxistischen Wissenschaftler Hans Günther so häufig beschäftigt. Der Hauptgrund ist einfach, war aber in der damaligen Zeit noch nicht verbindlich unter Antifaschisten: weil gerade die Philosophie Nietzsches Wirkung unter den Massen zeigte. Günther mahnte deshalb zur Beschäftigung selbst mit den „reaktionärsten Philosophen“, wenn diese „nennenswerten Einfluß“ auf die Menschen besäßen: „Sagen wir in verständlicher Sprache nicht nur daß, sondern auch warum wir ihn ablehnen! ... geben wir auf die gleichen Probleme, die jener falsch, reaktionär gelöst, unsere eigene positive Antwort, eine revolutionäre, allseitige lebendige Antwort! Dann werden wir sehen, ob dies junge Menschen von heute nicht brennend interessiert.“⁶⁴

Mit dieser Forderung in der „Antwort an Ernst Bloch“ knüpfte Günther 1936 deutlich an Dimitroffs Kritik auf dem VII. Weltkongreß an, daß die kommunistischen Parteien „ungenügend und nicht rechtzeitig auf die Demagogie des Faschismus reagieren und bis auf den heutigen Tag fortfahren, die Fragen des Kampfes gegen die faschistische Ideologie geringschätzig zu behandeln“. Ein „großer Fehler“ sei gewesen, zu unterschätzen, so Dimitroff 1935, daß „die Ideologie des Faschismus, die sich in ihrer Unsinnigkeit häufig bis zum Wahnsinn versteigt, überhaupt fähig ist, Einfluß auf die Massen zu gewinnen“. Dimitroff forderte klare und populäre Argumentationen und die breite Entfaltung des ideologischen Kampfes, der auch der „Eigenart der nationalen Psychologie der Volksmassen“ gerecht werden müsse. Denn: „Die weit fortgeschrittene Verwesung des Kapitalismus dringt in das Innerste seiner Ideologie und Kultur, und die verzweifelte Lage der breiten Volksmassen macht gewisse Schichten dafür empfänglich, von den ideologischen Abfällen dieser Verwesung angesteckt zu werden.“⁶⁵ Dimitroff wies in diesem Zusammenhang auch auf die systematisch betriebenen Geschichtsfälschungen der faschistischen Machthaber hin. In Deutschland beispielsweise würden Hunderte Bücher nur diesem Zweck dienen. „Alles, was in der historischen Vergangenheit der Nation wertvoll ist“, dürfe nicht „freiwillig den faschistischen Fälschern zur Verdummung der Volksmassen“ überlassen werden.⁶⁶

Systematische Plündерungsversuche zeichneten nicht nur die Geschichtspropaganda der Nazis aus. Auch die Kultur- und Kunstpolitik zeigte jene Mischung zwischen Verbreitung faschistischer Ideologie und berechnendem Pragmatismus, der bewußt auf eine Ästhetik des „schönen Scheins“ und die emotionale Verführbarkeit der Massen setzte. Schon der Maler Ludwig

Kirchner irrte, als er 1933 schrieb, daß „niemand von den heutigen Machthabern etwas von Kunst versteht“. Und auch 1935 bleibt es zu oberflächlich, die faschistische Kulturpolitik auf die Anfälligkeit deformierter Kleinbürger für spießigen „Gartenlauben“-Kitsch, die bombastisch inszenierten sentimental und-Boden-Rausch in der sogenannten Heimatkunst zu reduzieren. Nazi-knüpften die Faschisten u. a. geschickt an die tote Kunst des 19. Jahrhunderts mit ihren allegorischen, mythologischen und symbolischen Darstellungen an, benutzten den bürgerlichen Pseudorealismus mit seinen platt-fotografischen „ländlichen Szenen“, bauten die stilisierte lustfeindliche Askese von Historienstücken mit ihrer rückwärtsgewandten Apotheose des korporativen Führer- und Ständestaates in ihre Ideologieproduktion mit ein – und formten nicht zuletzt den aus extremem Elitedenken geborenen „heroischen Realismus“ eines Nietzsche um zur Darstellung ihres völkisch-rassistischen Heiroenkults. Antimarxismus, Pangermanismus und Antisemitismus waren die ideologischen Hauptströme, aus denen sich die faschistische Kunst- und Kulturpropaganda speiste, wobei auch die Untugenden des preußisch-militaristischen Obrigkeitssdenkens der geistigen Ausrichtung der Massen dientbar waren. Dabei wurden, so der französische Autor Lionel Richard, „alle ästhetischen Mittel eingesetzt, um das faschistische Gedankengut der gesamten Gesellschaft aufzuwingen – von der Fotografie bis zum Konzert, von der monumentalen Bildhauerei bis zum Film, vom Massentheater bis zum Bilderbuch“.⁶⁷

„Die Masse wünscht den Mann mit den Kürassierstiefeln, der sagt: der Weg ist der richtige!“ Der hier aus seiner Massenverachtung 1926 keinen Hehl machte (und vor begeisterten Hamburger Honorationen die Sätze sprach: „Die Masse ist primitiv eingestellt.“ – „Die breite Masse ist blind und dumm und weiß nicht, was sie tut.“)⁶⁸, hatte in einem Buch davon gesprochen, daß man, wolle man Massen gewinnen, „der Schwäche und Bestialität gleichermaßen Rechnung tragen“ müsse⁶⁹. Dieser Massenverächter wurde später der Führer der Massen – das Buch hieß „Mein Kampf“. Und in Dr. Joseph Goebbels besaß er einen Meister der Massenpropaganda, der schon vor 1933 forderte, „an die primitivsten Masseninstinkte zu appellieren“⁷⁰. Als oberster Sprach- und Kulturregler setzte er später die von Hitler geforderte „geistige Zertrümmerung der uns gegenüberstehenden feindlichen Gedankenwelt“ gründlich um und feuerte bei der Bücherverbrennung die Studenten an, „den geistigen Unflat in die Flammen hineinzuwerfen“⁷¹. „Das war ein Vorspiel nur; dort, wo man Bücher verbrennt, verbrennt man am Ende auch Menschen.“ Auch der Autor dieser prophetischen Worte unterlag der Anweisung: „Werke von Heinrich Heine zukünftig aus allen Werbeschriften, vor allem aber aus Anzeigen von Klassikersammlungen u. dgl. herauszulassen“⁷². Gegeben von der Reichsschrifttumskammer, von deren Präsident Hanns Johst auch die literaturpolitische Aufgabenstellung stammte: Die Schriftsteller sind „die geistige SA, die kulturellen Soldaten Adolf Hitlers“⁷³. Im „Schlageter“ schrieb dieser Hanns Johst den bezeichnenden Satz: „Wenn ich Kultur höre, entsichere ich meinen Browning.“ Ein geeigneter Präsident also für die totale geistige Mobilmachung für den totalen Krieg. Daß nach 1945 viele dieser Art „Schriftleiter“ wieder Lenkungsfunktionen im Kulturbetrieb des westlichen Deutschland und in Westberlin einnehmen konnten, ist ein beschämendes Kapitel unserer Nachkriegsgeschichte.⁷⁴

„Ich hasse die Demokratie wie die Pest.“ (Ernst Jünger 1925)
„Die Demokratie endet in der Monotonie.“ (Ernst Jünger 1980/81)⁷⁵

Eine jahrzehntelange Kontinuität antidemokratischer Anschauungen muß dem Schriftsteller Ernst Jünger bescheinigt werden, dem schon die Novemberrevolution als „Ausgebot des Hungers und der Feigheit, viehisch“⁷⁶ verhaft war. Als Vertreter der „Jungkonservativen“ in der Weimarer Republik gehörte Jünger zu den geistigen Wegbereitern des Faschismus, die sich auf die „Übermenschen“-Theorie bezogen und von da aus die Macht für eine kleine Elite forderten. Der heute 90jährige Jünger knüpfte auch in schriftlichen Äußerungen an Nietzsches „heroischen Realismus“ an, der bei ihm von jener Schar von Freiwilligen getragen wird, „die den großen Krieg mit Jubel begrüßten“⁷⁷. Dem Ernst Jünger, der sich noch 1982 darüber beschwerte, daß man in dieser Bundesrepublik nicht „Ich bin ein Faschist“ sagen dürfe⁷⁸, wurde bereits 1936 von Hans Günther attestiert, daß er zu jenen Kriegsverherrlichern gehöre, „die ihr blutiges Geschäft mit Mitteln raffinierter Demagogie und einem formalen Können betreiben“⁷⁹. 1925 hatte Ernst Jünger zum Krieg geschrieben: „Daher sind jene Leute, die den Krieg . . . abschaffen wollen, ebenso lächerlich wie jene Asketen, die gegen die Zeugung predigen . . . Sie sind die eigentlichen Schädlinge der Kultur“⁸⁰ – Auch von da aus ist es schlicht unverständlich, daß Helmut Kohl nach Protesten gegen die Verleihung des Goethepreises der Stadt Frankfurt an Ernst Jünger dessen „kompromißlose Menschlichkeit“ rühmte (*Tagesspiegel*, 28. 8. 1982).

Ernst Jüngers Kriegstagebuch „In Stahlgewittern“ (1920) erlebte bis 1943 immerhin 25 Auflagen mit insgesamt 230 000 Exemplaren, was nicht zuletzt daran lag, daß hier ein begabter Sprachartist den Geist jener Landsknechtypen und kriegsfreiwilligen Offiziere ästhetisierte, die sich auch nach der Kriegsniederlage nichts anderes als Krieg vorstellen konnten und die Friedenszeit verachteten. Kurt Tucholsky kennzeichnete diesen Ernst Jünger als „tüchtigen Kriegsberichterstatter“, „geistig dünn, unterernährt und um so mehr von gestern, als er sich von morgen zu sein gibt“⁸². Er unterschätzte damit den literarischen Demagogen. Jünger 1925: „Brot und Spiele, der mächtige Appell an den sinnlichen Menschen, *Demagogie von oben*, schon aus dem Gedanken heraus, Kräfte . . . in gewollte Bahnen zu lenken, *angewandte Massenpsychologie*“⁸³. Gezielte Lenkung von Massenemotionen, statt Alltagserkenntnis schöner Schein – der Jünger-Satz könnte von heute sein.

„Die totale Mobilmachung“ heißt ein Buch Ernst Jüngers aus dem Jahre 1930. Ausgerechnet dieser Ernst Jünger war der Begleiter von Kanzler Kohl, als dieser sich mit Mitterrand vor den Gefallenen von Verdun verneigte (*Tagesspiegel*, 23. 9. 1984). Ernst Jünger, der sich die Bombardierung von Paris auf dem Balkon stehend und ein Glas Champagner in der Hand, in dem Erdbeeren schwimmen, anschaut und später davon schwärmt: „gleich einem Kelche, der zu tödlicher Befruchtung überflogen wird“ – „ein Bruderschaftstrinken mit dem Tod“⁸⁴? Ernst Jünger, der 1933 den neuen Herren seine „Teilnahme an der deutschen Mobilmachung . . ., in deren Dienste ich seit 1914 tätig bin“ versichert⁸⁵? Kanzler Kohl sieht die Würde unseres Volkes darin, „daß wir die Frage der Einheit der Nation nicht aufgeben – auch nicht in Teilbereichen“ (*Tagesspiegel*, 11. 9. 1984) – Staatspräsident Mitterrand sagt: „Der Osten hat die Atomraketen, der Westen hat die Pazifisten.“ (*Tagesspiegel*, 30. 10. 1984) Wo beide vor den Gräbern von Verdun Versöhnung bekundeten im Zeichen gemeinsam bekundeten Willens zur Überwindung der Teilung Europas durch die politische Vereinigung „freier Völker“

vom Atlantik bis zum Ural – da war denn wohl doch eher Begleiter Helmut Kohls jener Ernst Jünger, der forderte: „technische, moralische und geistige Gesamtauführung der Nation, die *Kriegsbereitschaft*, soll zur selbstverständlichen Haltung der Friedenszeit werden.“⁸⁶

1985 haben auch die Werke Ernst Jüngers massenhaft Konjunktur – bis hin ein in hohe Taschenbuchauflagen. Literarisches Können allein erklärt die heutige Wirkung dieses „Vertreters eines elitären Konservatismus“ (so Joachim Fest 1968!)⁸⁷ nur unzureichend. Die Verführungskraft der Bücher Ernst Jüngers liegt viel eher darin, daß hier Suchenden Zauberformeln angeboten werden. Geistige Fluchtschneisen, die dem individuellen Krisenerlebnis im Zeitalter der Massen die Möglichkeit einer Wende versprechen: das Zurück in die Besonderheit der Elite. Alfred Kantorowicz war diesem Selbstbetrug gegen mangelnden Lebenssinn und mangelnde Lebenssicherheit in einer materiell wie moralisch kriselnden Gesellschaft schon auf dem Pariser Schriftstellerkongress 1935 auf der Spur, als er zu den Büchern der Moeller van den Bruck, Ernst Jünger & Co. und ihrer Wirkung meinte: „Nur zu gern wirft sich die Hoffnungslosigkeit in die Pose der ‚höheren Berufung‘. Als ‚herrischer Kriegsmann‘ läßt sich der soziologische Anspruch besser aufrechterhalten denn als schlechtbezahlter Bankbeamter.“⁸⁸

„Nichts brach liegen lassen. Alles besetzen, was im Menschen einen Wert hat.“ (Johannes R. Becher 1935)

In dieser Aufforderung Bechers an die Teilnehmer des Pariser Schriftstellerkongresses zur Verteidigung der Kultur klingt der gemeinsame Tenor an, der nach zwei Jahren literarischer Debatten ab 1935 für die meisten Vertreter des Exils verbindlich wurde: Ab jetzt ging es um die Einheitsfront der Literatur gegen den Faschismus an der Macht; ab jetzt ging es um den streitbaren bzw. „militanten Humanismus“ der Exilirten, unter dessen Zeichen die geistige Sammlung aller Hitlergegner möglich war. Wo sich „das Beste der Vergangenheit verbündet mit dem Kampfe der Arbeiterschaft“, sah Becher ein Bündnis für die Verwirklichung humanistischer Ideale entstehen, das „die Sicherung einer der Menschen würdigen Zukunft“ verbürgen könne. Als prominenter sozialistischer Schriftsteller unterbreitete Johannes R. Becher deshalb seinen bürgerlichen Kollegen das Angebot zum Bündnis der „Literatur der Arbeiterklasse mit allen jenen, die willens sind, mit ihrem Werk der Wahrheit zu dienen“. Und wirklich alles meinte Bechers „Alles besetzen, was im Menschen einen Wert hat“. Bis in die menschlichen Werte hinein müsse Erkenntnis über die faschistische Vergiftung des deutschen Volkes verbreitet werden, denn: „Gegengift hat nur dann eine Wirkung, wenn die Zusammensetzung und die Wirkung des angewandten Giftes genau bekannt sind.“⁸⁹ Streitbarer „militanter Humanismus“: In der Folgezeit ließ der antifaschistische Impetus auch Thomas Mann „eine Humanität, die gegen ihre Mörder keine Schwäche kennt“ fordern – und 1937 die Volksfront begrüßen⁹⁰. Die Notwendigkeit eines militänten Humanismus hatte Mann schon 1935 erkennen lassen: „In allem Humanismus liegt ein Element der Schwäche, das mit seiner Verachtung des Fanatismus, seiner Duldsamkeit und seiner Liebe zum Zweifel, kurz: mit seiner natürlichen Güte zusammenhängt und ihm unter Umständen zum Verhängnis werden kann. Was heute not täte, wäre ein *militanter Humanismus*, ein Humanismus, der seine Männlichkeit entdeckte und sich mit der Einsicht erfüllte, daß das Prinzip der Freiheit, der Duldsamkeit und des Zweifels sich nicht von einem Fanatismus, der ohne Scham und

Zweifel ist, ausbeuten und überrennen lassen darf.“⁹¹ Noch einen Schritt weiter in der Bezeichnung des Gegners Faschismus ist Anna Seghers im Juli 1938 in einer Rede gegangen, die sie auf der außerordentlichen Konferenz der „Internationalen Schriftstellervereinigung zur Verteidigung der Kultur“ in Paris hielt. Anna Seghers formulierte hier jenes von *Grund auf anders*, das in der Werteskala vieler Antifaschisten später auch bestimmt war beim Neubeginnen in Nachkriegsdeutschland: „Wir sind nicht anders durch das Vorsetzen der Silbe ‚anti‘, sondern indem wir von *Grund auf anders* sind. Da, wo der Faschismus die totale Mobilmachung beginnt, nämlich in den Köpfen, müssen wir vor ihm dasein, mit der totalen Mobilmachung von Kräften ganz anderer Ordnung. Einer Jugend, die der Faschismus daran gewöhnt hat, vom ‚gefährlichen Leben‘ zu träumen, müssen wir eine von *Grund auf andre* Konzeption des Lebens bieten, die weit verführerischer ist als die Lüge, das Aufsichnehmen von Gefahren für die Wahrheit. Statt dem ‚gefährlichen Leben‘, wie es von den Jünger und Dwinger besungen wurde, jenes andere, das gelebt wurde von Mühsam und Ossietzky.“⁹²

„Der Zorn ist da, der Gegner bezeichnet; aber wie bringt man ihn zu Fall?“ Diese Frage hatte auf dem Pariser Kongreß 1935 Bertolt Brecht gestellt. Er hatte im Kampf gegen die Barbarei darauf aufmerksam gemacht, wo deren Wurzeln liegen, „daß die Wurzeln aller Übel unsere *Eigentumsverhältnisse* sind“. „Kameraden, sprechen wir von den Eigentumsverhältnissen!“ Mit dieser gültig gebliebenen Aufforderung Brechts war beides bezeichnet – die Ursache von Faschismus und Krieg ebenso wie der Maßstab eines streitbaren Humanismus, der den Boden für mehr Menschlichkeit und mehr Zärtlichkeit bereiten will. 50 Jahre danach bedeutet streitbarer Humanismus immer noch: Zu erkennen, daß nicht „deutsche Fragen“, „offengehalten“, sondern soziale Fragen gelöst werden müssen. 50 Jahre danach bedeutet streitbarer Humanismus auch: darauf hinzuweisen, wer an Fremdenhaß und Ausbeutung ein ursächliches Interesse hat, wer an sozialer Abrüstung und militärischer Aufrüstung wieder einmal verdient. Es sind nicht dunkle Mächte, die den Krieg vorbereiten: „Sie haben Name, Anschrift und Gesicht“. Auch dieser Satz stammt von Bertolt Brecht⁹⁴. Der Zorn ist da, die dem Humanismus feindlich gegenüberstehenden Sprachbilder sind bezeichnbar. Sie haben Name, Anschrift und Gesicht, die da sagen: „Wir leben in einer Vorkriegs- und nicht in einer Nachkriegszeit“. (Eugene Rostow, *Playboy*, Dezember 1982) Sie haben Name, Anschrift und Gesicht, die da sagen: „Wir sprechen nur davon, das feindliche Hinterland mit unseren Waffensystemen anzugreifen, nicht mit Männern.“ (General Rogers, NATO-Oberbefehlshaber Europa; *Tagesspiegel*, 4. 12. 1984)

Notwendig streitbarer Humanismus der Künste: das heißt für jeden Schriftsteller – Entscheidung. Davon hängt es ab, ob sein Wort eine Waffe gegen die Waffen sein kann (Appell des 5. Internat. Schriftstellertreffens in Sofia 1984).



Postskriptum: „nach solcher Lektüre geradezu Heißhunger“

„Ich muß offen gestehen, ich habe nach solcher Lektüre geradezu Heißhunger. Das Buch ist für mich sehr wertvoll, und ich möchte Dich bitten, ob Du uns nicht zehn Exemplare schicken kannst, damit wir eine Arbeitsgemeinschaft damit ausfüllen können.“ Das schreibt am 3. Oktober 1935 Johannes R. Becher an Willi Bredel.⁹⁵ Das gewünschte Buch: „Der Herren eigner Geist“. Autor: Hans Günther. 50 Jahre nach diesem Brief müssen wir im We-

sten Deutschlands und Berlins von einem vergessenen Standardwerk sprechen – die erste wissenschaftliche Analyse der Ideologie des Faschismus ist ebenso wenig bekannt wie deren Autor. Ein unbekannter deutscher Antifaschist, Kommunist auch noch, für die konservativen Vergangenheits„bewältiger“, wo der neuen Herren eigner Geist aus dem Schatten Hitlers in den Schatten der Atomraketen Ronald Reagans treten will. Vollends verdrängt, vergessen also – ein Opfer des herrschenden Zeitgeistes also, wo in diesem unserem Lande die Gedanken der herrschenden Klasse die durchschnittlich herrschenden Gedanken bestimmen? Die Antwort heißt: ja und nein. Zumindest im anderen Staat auf deutschem Boden ist Hans Günthers ideologiekritische Schrift wieder aufgelegt worden, und das gleich zweimal: Der Aufbau-Verlag gab 1981 sorgsam ediert die 913 Seiten starken „Ausgewählten Schriften“ Hans Günthers heraus, deren Titel und ersten 247 Seiten vom Hauptwerk „Der Herren eigner Geist“ bestimmt wurden – der Akademie-Verlag Berlin edierte 1983 einen Reprint der Moskau-Leningrader Erstausgabe des Jahres 1935 als Band 5 seiner Reihe „Antifaschistische Literatur in der Bewährung“. Bewährt hat sich Günthers Buch, das schon vor 50 Jahren unter Hitlergegnern streitbare Wirkung zeigte, in der DDR bis hinein in neueste Forschungsarbeiten. Damit wurde nicht nur ein wenig bekanntes Erbe einem breiten Leserkreis erschlossen, sondern auch gewährleistet, daß die nachgeborenen Generationen mit den wissenschaftlichen Erkenntnissen Hans Günthers weiterarbeiten können. Stellvertretend für alle DDR-Historiker, -Literaturwissenschaftler und -Philosophen, die heute mit „Der Herren eigner Geist“ arbeiten, sei die Würdigung Joachim Petzolds angeführt: „Trotz zeitbedingter Mängel hat er im Bereich des philosophischen Denkens eine bahnbrechende Leistung vollbracht...“⁹⁶

Und bei uns? Zieht man eine Handvoll Wissenschaftler und Antifaschisten ab, so teilt Hans Günthers Buch weitgehend das Schicksal Tausender anderer Werke des von Hitler vertriebenen deutschen Geistes: verbannt und unbekannt, dem sich in Opfer-Täter-Werken und Hiterverbrechen-Vertreibungsverbrechen-an-Deutschen-Theorien entlastenden Zeitgeist, dessen Mitleidsgesten auf Selbstmitleid hinauslaufen, einfach nur unbequem. Nachdem wirklich Bücher verbrannten, hat eine stille Bücherverbrennung eingesetzt – bis heute. Ein Großteil der im Exil entstandenen Literatur kehrte nach 1945 nicht heim. Walter Jens dazu am 50. Jahrestag der Bücherverbrennung: „Machen wir uns nichts vor, am Ende, wir Schriftsteller in der Bundesrepublik und hier im Westen Berlins. Wir leben in einem Land, in dem Autoren, die einmal den Nationalsozialismus hoffähig machten, hochgeachtet und dekoriert sind, während die Namen unzähliger Exilierte kaum mehr als Schall sind und Rauch.“⁹⁷

Ein mit offiziellen Preisen überhäufter und vom Bundeskanzler hochgeachteter Ernst Jünger und der von den Nazis ausgebürgerte, fast vergessene Antifaschist Hans Günther, der vor der Kriegsliteratur des ersten einmal warnte. Deutsches Schicksal 50 Jahre danach? Thomas Mann hatte Ernst Jünger zu den „Schindern und Henkern“ gezählt (vgl. *Die Zeit*, 27. 8. 1982, S. 33) – Helmut Kohl aber flog zur eigenhändigen Gratulationskur für den 90jährigen Jünger am 29. März 1985 nach Wilflingen. Kohl und Jünger in Verdun, Jünger und Kohl in Wilflingen: Nach der Beschwörung der atlantischen „Wertegemeinschaft“ und der westlichen „Wertegemeinschaft“ im erneut „judenfreien“ KZ Bergen-Belsen und nach der erzwungenen „Geste der Aussöhnung“ auch mit toten SS-Angehörigen auf dem Soldatenfriedhof Bitburg bekommen Kohls demonstrative Gesten gegenüber dem konservativen Ästheti-

ker des Schreckens Ernst Jünger ihren Sinn.“ Das Mitleid mit den Henkern ist eine Grausamkeit gegen die Opfer“ – so Romain Rolland. Während Kohl behauptet „Wir haben aus der Geschichte gelernt“, nennt das Institut Kirche und Judentum in West-Berlin des Kanzlers Bitburg-Tour eine „Geschichtsfälschung“ (*Tagesspiegel*, 5. 5. 1985, S. 14). Notwendig streitbarer Humanismus muß da gegen die „Totalitarismus“-Nebelschwaden konservativer „Vergangenheitsbewältigung“ zumindest eins tun: Erinnerungsarbeit leisten – für die historische Wahrheit. Denn Geschichte braucht Kenntnis. Das schließt Trauerarbeit mit ein. Leichter ist eine echte Versöhnung mit den Opfern der jüngsten deutschen Geschichte nicht zu haben.

- 1 Klaus Mann: Die Schriftsteller in Paris. Die Sammlung 1935/12, S. 725. Abgedruckt in: Paris 1935, Erster Internationaler Schriftstellerkongreß zur Verteidigung der Kultur. Reden und Dokumente. Einleitung und Anhang von Wolfgang Klein, Berlin 1982, S. 456/457 (im folgenden als: Paris 1935)
- 2 Johannes R. Becher, 23.6.1935. In: Paris 1935, a. a. O., S. 174.
- 3 Maxim Gorki: Botschaft. In: Paris 1935, a. a. O., S. 201 f.
- 4 Georgi Dimitroff: Die Offensive des Faschismus und die Aufgaben der Kommunistischen Internationale im Kampf für die Einheit der Arbeiterklasse gegen den Faschismus. Moskau, 2.8.1935. In: Georgi Dimitroff. Ausgewählte Schriften in drei Bänden, Bd. 2: 1921 – 1935. Berlin 1958, S. 525 (im folgenden als: Dimitroff, Die Offensive des Faschismus ...).
- 5 Hans Günther: Der Herren eigner Geist. Die Ideologie des Nationalsozialismus. Moskau-Leningrad 1935. 228 Seiten. Wiederveröffentlichung in: Hans Günther. Der Herren eigner Geist, Ausgewählte Schriften. Hrsgg. von Werner Röhr unter Mitarbeit von Simone Barck, Berlin u. Weimar 1981, 247 Seiten (Zitierweise im folgenden nach dieser Ausgabe – gesondert aufgeführt werden lediglich die außerhalb des Hauptwerks in diese Ausgabe aufgenommenen Schriften Hans Günthers). Zusätzlich erschienen ist: Hans Günther. Der Herren eigner Geist. Reprint der Erstausgabe v. 1935. Hrsg. u. Nachwort: Lothar Berthold u. Dieter Lange, Berlin 1983.
- 6 Vgl. dazu W. Röhr/S. Barck: Nachwort zu Hans Günther, Ausgewählte Schriften, a. a. O., S. 774. – Demnach erhob Günther Einspruch gegen eine nicht überarbeitete englische und französische Ausgabe – die russische Ausgabe von „Der Herren eigner Geist“ wurde vorbereitet, erschien aber nicht mehr. Dies ist vermutlich auf Hans Günthers tragisches Schicksal zurückzuführen: Er wurde am 4. 11. 1936 wegen ungerechtfertigter Anschuldigungen verhaftet und verstarb am 10. 10. 1938 im Durchgangslager Wladiwostok an Typhus. 1956 wurde Hans Günther von der Regierung der UdSSR rehabilitiert.
- 7 Zu jüngsten Auseinandersetzungen um den Schriftstellerkongreß in Paris 1935 vgl. die Beiträge von Ralph Schock und Wolfgang Klein in: die feder, Heft 11/83, S. 42 f. sowie Heft 4/84, S. 30 ff.
- 8 Vgl. Wolfgang Klein: Paris 1935 – Revolution und Antifaschismus. In: Kulturbund der DDR (Hg.): Künstler und Künste im antifaschistischen Kampf 1933 – 1935. Berlin 1983, S. 95 ff. (hektographiert).
- 9 Klaus Mann: Die Schriftsteller in Paris. a. a. O., S. 457.
- 10 Wolfgang Klein: Einleitung zu Paris 1935, a. a. O., S. 9.
- 11 Clara Zetkin: Der Kampf gegen den Faschismus. Bericht auf dem erweiterten Plenum des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale, 20. 6. 1923. In: Clara Zetkin. Ausgewählte Reden und Schriften, Bd. II: 1918 – 1923. Berlin 1960, S. 693.
- 12 Georgi Dimitroff: Die Einheitsfront und die bürgerliche Reaktion. 23. 8. 1923, Rabotnitscheski Vestnik Nr. 68. In: Georgi Dimitroff. Gegen Faschismus und Krieg. Ausgewählte Reden und Schriften, hrsgg. v. Rolf Richter. Leipzig 1982, S. 11.
- 13 Joachim Petzold: Die objektive Funktion im subjektiven Selbstverständnis der Faschisten. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Heft 4/1980, Berlin 1980, S. 357.
- 14 Dimitroff, Die Offensive des Faschismus ..., a. a. O., S. 528.
- 15 Willi Münzenberg: Propaganda als Waffe. Paris 1937, S. 174.
- 16 Günther, Der Herren eigner Geist, a. a. O., S. 124.
- 17 ebenda, S. 30/31.
- 18 Dimitroff, Die Offensive des Faschismus ..., a. a. O., S. 529.
- 19 Gustave Le Bon: Psychologie der Massen. Stuttgart 1964, S. 78.
- 20 Zit. in Dirk Stegmann: Zwischen Repression und Manipulation. Konservative Machteliten und Arbeiter- und Angestelltenbewegung 1910 – 1918. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der DAP/NSDAP. In: Archiv für Sozialgeschichte, Bd. XII (1972), S. 408.
- 21 Zur Verknüpfung von Antikommunismus und „Drang nach Osten“ heute vgl. Henning Müller: Kulturpolitik zwischen Antifaschismus und Expansionismus. In: Klaus Betz/Andreas Kaiser

- (Hrsg.): Wissenschaft zwischen Krieg und Frieden. Beiträge einer Konferenz. Berlin (West) 1983, S. 228 ff.
- 22 Hitlers Rede vor dem Hamburger Nationalklub von 1919 am 28. 2. 1926. Abgedruckt in: Werner Jochmann. Im Kampf um die Macht, Hitlers Rede ... Frankfurt a. M., S. 114.
- 23 Zit. in Joachim Petzold: Die Demagogie des Hitlerfaschismus. Die politische Funktion der Nazideologie auf dem Wege zur faschistischen Diktatur. Berlin 1982, S. 209/Fn. 39 (Lizenzausgabe: Frankfurt a. M. 1983).
- 24 Günther, Der Herren eigner Geist, a. a. O., S. 236.
- 25 Bertolt Brecht: Arbeitsjournal 1938–1955, Hrsgg. von Werner Hecht. Mit einem Nachwort von Werner Mittenzwei. Berlin u. Weimar 1977, S. 422 u. S. 435 = Tagebucheintragungen v. 26. 3. 1947 u. 24. 12. 1947.
- 26 Günther, Der Herren eigner Geist, a. a. O., S. 64.
- 27 Eugen Hadamovsky: Propaganda und nationale Macht. Oldenburg 1933.
- 28 Wollt Ihr den totalen Krieg? Die geheimen Goebbels-Konferenzen 1939 – 1943. Hrsgg. u. ausgewählt v. Willi A. Boelcke. München 1969, S. 439 f.
- 29 Max Domarus: Hitler – Reden und Proklamationen 1932 – 1945. Bd. I: Triumph, Zweiter Halbband: 1935 – 1938. Wiesbaden 1973, S. 974.
- 30 Vgl. hierzu Ekkehardt Jürgens: Der Faktor PSY. Historische Beispiele und aktuelle Bedeutung der Psychologischen Kriegsführung. In: Konkret, Heft 1/85 (= Konkret-Extra).
- 31 Wie kämpfen wir gegen ein Drittes Reich? Einheitsfront gegen das Hakenkreuz. 78 Beiträge von Arbeitern, Angestellten, Künstlern und Politikern. Brosch. (56 S.) Berlin 1931, S. 5 (= Shaw) u. S. 5 f. (= Heinrich Mann).
- 32 Heinrich Mann: Der Hass. Deutsche Zeitgeschichte (1933). Mit einem Nachwort von Werner Herden. Berlin u. Weimar 1983, S. 184.
- 33 Lion Feuchtwanger 1946, in: ebenda (Klappentext).
- 34 Hans Günther: Heinrich Mann – der Antifaschist (1935). In: Günther. Ausgewählte Werke, a. a. O., S. 641.
- 35 Zit. in: Heinrich Mann, Der Haß, a. a. O., S. 202 (= Nachwort Werner Herden).
- 36 Günther, Der Herren eigner Geist, a. a. O., S. 210.
- 37 Thomas Mann: An den Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn. Küsnacht am Zürichsee, Neujahr 1937. In: Thomas Mann. Briefe 1937 – 1947. Hrsgg. von Erika Mann. Berlin u. Weimar 1965, S. 14.
- 38 Klaus Mann, 23.6.1935. In: Paris 1935, a. a. O., S. 154.
- 39 Günther, Der Herren eigner Geist, a. a. O., S. 71.
- 40 Klaus Mann, a. a. O., S. 151 – 153; hier: S. 152.
- 41 Anna Seghers, 24.6.1935. In: Paris, a. a. O., S. 280.
- 42 Dimitroff, Die Offensive des Faschismus ..., a. a. O., S. 540.
- 43 Günther, Der Herren eigner Geist, a. a. O., S. 210.
- 44 Kurt Pätzold: Rassismus und Antisemitismus in der Kriegsideologie des faschistischen Deutschen Reiches (1939 – 1941). In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Heft 5/1980, Berlin 1980, S. 436.
- 45 Vgl. Ekkehardt Jürgens: Massenpresse auf dem Vormarsch. Zur Vorbereitung des Ersten Weltkrieges mit Hilfe der Großverlage. In: die feder, Heft 3/83, Krieg und Medien Teil II, S. 35 f.
- 46 Vgl. Michael Venedey: Flugblattpropaganda. Aspekte einer „Psychologischen Kriegsführung“. In: Wissenschaft zwischen Krieg und Frieden. a. a. O., S. 183 f.
- 47 Dieter Lattmann auf dem Münchener SPD-Parteitag, 22. 4. 1982. Zit. in: Deutsche Volkszeitung, Düsseldorf, 29. 4. 1982.
- 48 Vgl. hierzu Ludwig Elm (Hrsg.): Falsche Propheten. Studien zum konservativ-antidemokratischen Denken im 19. und 20. Jahrhundert. Berlin 1984 (Lizenzausgabe Köln 1984: Leitbilder des deutschen Konservatismus).
- 49 Friedrich Nietzsche: Werke in drei Bänden. Hrsgg. von K. Schlechta, Bd. 3. München 1966, S. 432.
- 50 ebenda, S. 1272.
- 51 Georg Lukács: Der deutsche Faschismus und Nietzsche. In: Lukács. Schicksalswende. Beiträge zu einer neuen deutschen Ideologie. Berlin 1948, S. 35 f.
- 52 Vgl. Georg Lukács: Die Zerstörung der Vernunft. Berlin 1954; sowie: S. F. Odujew: Auf den Spuren Zarathustras. Der Einfluß Nietzsches auf die bürgerliche deutsche Philosophie. Berlin 1977.
- 53 Günther, Der Herren eigner Geist, a. a. O., S. 76 ff.
- 54 Friedrich Nietzsche: Genealogie der Moral (1887). In: Nietzsche. Werke, a. a. O., Bd. 2, S. 785 f.
- 55 Friedrich Nietzsche: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden, hrsgg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari, Berlin (West)/New York 1967 ff. Bd. VIII/1, S. 41 und 209 sowie Bd. VIII/3, S. 157.
- Nietzsches Kritik am Rassen-Antisemitismus ist bereits angeführt in:
- Hans Günther: Der Fall Nietzsche. Die Philosophie Nietzsches und der Nationalsozialismus (1935). In: Günther, Ausgewählte Schriften, a. a. O., S. 285.

- 56 Max Brod, 23.6.1935. In: Paris 1935, a. a. O., S. 144.
- 57 Friedrich Nietzsche: Also sprach Zarathustra. Mit Peter Gasts Einführung und einem Nachwort von Alfred Bäumler. Kröners Taschenbuchausgabe, Stuttgart 1930, S. 21.
- 58 ebenda, S. 9.
- 59 ebenda, S. 397 (=Peter Gast).
- 60 ebenda, S. 416/417 (=Alfred Bäumler).
- 61 Joseph Wulf: Literatur und Dichtung im Dritten Reich. Eine Dokumentation. Ungekürzte (Neu-)Ausgabe. Frankfurt a. M./Berlin(West)/Wien 1983, S. 49.
- 62 Günther, Der Herren eigner Geist, a. a. O., S. 78.
- 63 Hans Günther: Der Fall Nietzsche, a. a. O., S. 258.
- 64 Hans Günther: Antwort an Ernst Bloch (1936). In: Günther, Ausgewählte Schriften, a. a. O., S. 385.
- 65 Dimitroff, Die Offensive des Faschismus . . ., a. a. O., S. 605.
- 66 ebenda, S. 607.
- 67 Lionel Richard: Deutscher Faschismus und Kultur. Aus der Sicht eines Franzosen. München 1982, S. 30.
- 68 Hitlers Rede vor dem Hamburger Nationalklub . . . a. a. O., S. 111, S. 105, S. 97.
- 69 Vgl. hierzu Münenberg: Propaganda als Waffe, a. a. O., S. 31 f.
- 70 ebenda, S. 38.
- 71 Wulf, Literatur und Dichtung im Dritten Reich, a. a. O., S. 170 (=Hitler), S. 51 (=Goebbels).
- 72 ebenda, S. 204 = Vertrauliche Mitteilung für die Fachschaft Verlag, hrsgg. von der Reichsschriftkammer, Abteilung III, Gruppe Buchhandel, 27.5.1937
- 73 Zit. in Hans Günther: Faschistische Kriegsliteratur (1934). In: Günther, Ausgewählte Werke, a. a. O., S. 535.
- 74 Vgl. für den Raum der ehemaligen „Reichshauptstadt“ Berlin an Beispielen: Henning Müller: Theater der Restauration. Westberliner Kultur und Politik im Kalten Krieg. Berlin u. Berlin (West) 1981, S. 278 ff.: „Heimkehr der ‚Experten‘“.
- 75 Ernst Jünger: Das Wälzchen 125. Berlin 1925, S. 74 – Ernst Jünger: Siebzig verweht. 1980/81, zit. in: Dorit Dirlam, „Ich hasse die Demokratie“. Forum 19/82. Berlin 1982, S. 12.
- 76 Jünger, Das Wälzchen 125, a. a. O., S. 74.
- 77 Ernst Jünger: Der Arbeiter. Hamburg 1932, S. 34 f.
- 78 Ernst Jünger: Ein Bruderschaftstrinken mit dem Tod. Interview mit dem „Spiegel“. In: Der Spiegel, Hamburg, Nr. 33/1982, S. 154 ff.
- 79 Hans Günther: Braune Buch-Bilanz (1936). In: Günther, Ausgewählte Werke, a. a. O., S. 574/575.
- 80 Jünger, Das Wälzchen 125, a. a. O., S. 50/51.
- 81 Vgl. Dokumentation zur Verleihung des Goethepreises der Stadt Frankfurt an Ernst Jünger. In: Blätter für deutsche und internationale Politik, Köln, Heft 9/82, S. 1143 ff.
- 82 Kurt Tucholsky: Der Leerlauf eines Heroismus (1930). In: Gesammelte Werke in 10 Bänden. Bd. 8, Reinbek bei Hamburg 1975, S. 278.
- 83 Jünger, Das Wälzchen 125, a. a. O., S. 194.
- 84 Jünger, Bruderschaftstrinken mit dem Tod, a. a. O.
- 85 Ernst Jünger: An die Deutsche Akademie der Dichtung. Berlin, 16. 11. 1933. In: Wulf, Literatur und Dichtung im Dritten Reich, a. a. O., S. 37.
- 86 Ernst Jünger: Die totale Mobilmachung. Berlin 1930, S. 6 f.
- 87 Joachim Fest: „Es gibt hier nichts zu schießen . . .!“ In: Der Spiegel, Hamburg, Nr. 45/1968, S. 100.
- 88 Alfred Kantorowicz, 24. 6. 1935. In: Paris 1935, a. a. O., S. 232.
- 89 Johannes R. Becher, 23. 6. 1935. In: Paris 1935, a. a. O., S. 173 ff., hier: S. 179.
- 90 Thomas Mann: Begrüßungsschreiben an das Volksfrontkomitee. Die neue Weltbühne 16/1937, S. 508 – Vgl. auch: Werner Herden: Im Bündnis mit der Arbeitersklasse. Bekenntnisse von Schriftstellern und Publizisten zur antifaschistischen Volksfront. In: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Berlin, Heft 4/1972, S. 602.
- 91 Thomas Mann 1935. Zit. in: Konsequent. Berlin (West), Heft 1/85, S. 83.
- 92 Anna Seghers: Und jetzt muß man arbeiten. Rede in Paris, 25. 7. 1938. In: Seghers. Aufsätze, Ansprachen, Essays 1927–1953, Gesammelte Werke in Einzelausgaben, Bd. XIII. Berlin u. Weimar 1980, S. 66/67.
- 93 Bertolt Brecht, 23.6.1935. In: Paris 1935 a. a. O., S. 138–141.
- 94 Bertolt Brecht: Kriegsfibel. In: Brecht. Gesammelte Werke in 20 Bänden, Bd. 10. Frankfurt a. M. 1967, S. 1038.
- 95 Johannes R. Becher: Brief an Willi Bredel, 3. 10. 1935. Johannes R. Becher-Archiv der Akademie der Künste der DDR, Berlin.
- 96 Petzold, Die Demagogie des Hitlerfaschismus, a. a. O., S. XVI.
- 97 Walter Jens: „Die alten Zeiten niemals zu verwinden“. Rede aus Anlaß des 50. Jahrestags der Bücherverbrennung am 10. 5. 1933. Berlin (West), 8. 5. 1983, Akademie der Künste. Akademie-Sonderdruck 1983, S. 20/21.

Helmut Peitsch

„Die Freiheit fordert klare Entscheidungen“

Die Spaltung des PEN-Zentrums Deutschland

„Die Freiheit fordert klare Entscheidungen“ ist der Titel einer Broschüre, die vom Bundesministerium für Gesamtdeutsche Fragen im Mai 1951 herausgegeben wurde. Der Untertitel „Johannes R. Becher und der PEN-Club“ deutet an, weshalb es der Bundesminister Jakob Kaiser in jenem Sommer der öffentlichen Auseinandersetzung um die Remilitarisierung der Bundesrepublik für nötig hielt, sich offiziell zu Fragen der Literatur zu äußern. In seiner Vorbermerkung formulierte Kaiser den Zweck der Zusammenstellung von acht Zeit-schriften- und Zeitungsartikeln zum Fall Becher, die in Organen der US-amerikanischen und der britischen Besatzungsmacht erschienen waren. Er stellte die Frage, ob Becher, dem Mitglied des ZK der SED und Präsidenten des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands, „die Eigenschaft eines PEN-Präsidenten aberkannt werden muß oder nicht“. Der Minister bezog sich nicht nur auf die Wiederwahl Bechers zum neben Hermann Friedmann und Erich Kästner gleichberechtigten Präsidenten durch die kein halbes Jahr zurückliegende Wiesbadener Tagung des PEN-Zentrums Deutschland, sondern auch auf die Starnberger Gespräche von in der Bundesrepublik und in der DDR lebenden Autoren am 26. und 27. März des Jahres. Von der „Entscheidung“ über Becher erwartete Kaiser Konsequenzen gegen die „Verwirklichung“ der in Starnberg gefassten Beschlüsse. Der Sturz Bechers sollte nicht nur den PEN spalten, sondern insgesamt die weitere Zusammenarbeit von Autoren aus Ost und West verhindern.

Der Stellenwert dieser Bemühungen ist nur zu bestimmen, wenn zwei Zusammenhänge unterschieden werden, die sich im PEN vor allem während der Jahre 1950 und 1951 überschnitten: Auf der einen Seite die Geschichte der Organisationen der deutschen Schriftsteller nach 1945, auf der anderen die Entwicklung der internationalen Friedensbewegung, in der auch Schriftsteller eine Rolle spielten.

Zunächst zur Geschichte des PEN:

Selbst Bechers Feinde bestritten nicht, daß er eine entscheidende Rolle bei der Neugründung eines deutschen PEN-Zentrums nach 1945 gespielt hatte. Zusammen mit Ernst Wiechert und Erich Kästner hatte Becher auf dem Internationalen PEN-Kongreß in Zürich (2.–6. 6. 1947) die Literatur in Deutschland repräsentiert (das 1934 nach Auflösung des nazifizierten deutschen Clubs gegründete PEN-Zentrum deutscher Autoren im Ausland mit Sitz in London vertraten Hermann Friedmann und Thomas Mann); die Berichterstatter stimmten darin überein, daß Becher einen Umschwung in der Diskussion zugunsten der Wiedergründung eines deutschen Zentrums bemerkte. Er setzte sich mit einem Beitrag des französischen Widerstandskämpfers Vercors auseinander, der behauptet hatte, in Deutschland selbst habe kein Autor seine Stimme gegen Hitler erhoben. Indem Becher nationalistische Ressentiments von Angehörigen der Siegermächte kritisierte, versuchte er eine positive Bestimmung der Nationalität der besiegt Deutschen. „(. .) damit ein neues freiheitliches Deutschland entstehen kann, müssen vor allem die demokratischen Kräfte in Deutschland unterstützt werden“, lautete seine Begründung für die Notwendigkeit der Wiederzulassung eines deutschen PEN. Zu diesen demokratischen Kräften rechnete der sozialistische Exilau-

tor ausdrücklich den antifaschistischen Widerstand und die Innere Emigration. „(. . .) die Rede Vercors hat mich nicht schweigen lassen, um nicht mit schuldig zu werden an einer ungerechten Behandlung der in Deutschland verbliebenen Schriftsteller, und so hielt ich mich für verpflichtet, der ich zwölf Jahre in der Emigration war und seit zwei Jahren wieder in Deutschland lebe, Zeugnis abzulegen von dem heldenmütigen Märtyrertum derer, die innerhalb Deutschlands dem Übel widerstanden haben.“ Der Kopenhagener Kongreß (31. 5. – 5. 6. 1948) nahm die von einer Garantiekommission, die später Vorbereitender Ausschuß genannt wurde, und dem Exil-PEN ausgewählte Gruppe von zwanzig in Deutschland lebenden Gründern auf. Die u. a. von Vercors verfaßte Resolution bekräftigte, „daß der deutsche PEN-Club als grundsätzlicher und dauernder Bedingung damit einverstanden ist, keinen Schriftsteller aufzunehmen, der zu irgendeiner Zeit in der Nazi-Propaganda-Organisation, insbesondere in einem der vormals von Deutschland besetzten Länder, beschäftigt gewesen ist“. Deshalb waren zwei Namen von der ursprünglichen, zehn Autoren umfassenden Liste gestrichen worden: Hans Leip und Rudolf Alexander Schröder. Es blieben als Gründer: Becher, Erich Kästner, Johannes Tralow, Ernst Penzoldt, Rudolf Schneider-Schelde, Elisabeth Langgässer, Hans Henny Jahnn und Günther Birkenfeld; für die Kopenhagener Liste wurden hinzugewählt: Herbert Eulenberg, Reinhold Schneider, Günther Weisenborn, Ludwig Renn, Theodor Plievier, Hermann Kasack, Axel Eggebrecht, Dolf Sternberger, Paul Wiegler, Friedrich Wolf, Hermann Friedmann und Anna Seghers. Peter de Mendelsohn, damals noch britischer Delegierter, charakterisierte in Kopenhagen diese Auswahl deutscher Autoren als „die beste Liste, die gegenwärtig hatte aufgestellt werden können“. Demgegenüber polemisierte im „Tagesspiegel“ der seit dem 1. Deutschen Schriftstellerkongreß bekannte, bei der US-amerikanischen Informationskontrolle angestellte Journalist Melvin J. Lasky gegen die Wahl von Becher, Seghers, Renn, Wolf und „schließlich auch Günther Weisenborn“. Lasky warf dem Kongreß vor: „Die kommunistische Frage, die ‚russische Frage‘, wurde eifrig vermieden.“ Laskys „Illusion des PEN-Clubs“ überschriebener Bericht schloß mit dem Angriff auf die moralische Integrität der Autoren, die zur Zusammenarbeit mit dem Osten bereit waren: „Das Wetter war schön, und der Himmel war blau, und die Stadt am Sund so zauberhaft. Die kurzen Stunden des Behagens und der literarischen Vergnügen waren viel zu kostbar. Einige aber unter der Menge hatten das Gefühl, daß die freien Schriftsteller auf dieser Welt im Begriff sind, sanft und allmählich Selbstmord zu begehen.“

Auf der konstituierenden Göttinger Tagung des PEN-Zentrums Deutschland im November 1948 formulierte der zum geschäftsführenden Präsidenten gewählte Hermann Friedmann das Selbstverständnis der Mehrheit. Er nannte das Zentrum „eine bedeutungsvolle Friedensbewegung in Deutschland“. Über den deutschen Beitrag zum Frieden, den Schriftsteller nach der Erfahrung der faschistischen Vergangenheit zu leisten hätten, kam es allerdings zu „einer ernsteren Meinungsverschiedenheit mit politischem Hintergrund“ in Sachen „Begriff der Wiedergutmachung“. Während der „Tagesspiegel“ die Inhalte verschwieg, besaßen für die US-amerikanische „Neue Zeitung“ die auf Deutschland und den Frieden sich beziehenden Teile der Präambel „östliche Aspekte“, „wenn an sich so selbstverständliche Dinge wie der Kampf gegen Antisemitismus und die Völkerverhetzung, für Völkerverständigung und gegen Kriegsgerede ausdrücklich hervorgehoben werden“. Die in der sowjetischen Besatzungszone erscheinenden Zeitschriften „Aufbau“ und

„Sonntag“ zitierten diese Passagen ausführlich; demgegenüber waren für die westlichen Organe nur die Unterschriften unter der PEN-Charta wichtig. Sie stellten eine Selbstverpflichtung dar, wobei „Tagesspiegel“ und „Neue Zeitung“ mit der Totalitarismus-These operierten. In rhetorischen Fragen waren sie sich sicher, daß die sozialistischen Autoren so wie einst die nazistischen die Verpflichtung auf die Geistesfreiheit brechen würden. Birkenfeld erinnerte an den PEN-Kongreß 1933 in Ragusa, als die deutsche Delegation auf Ernst Tollers Anklagen schweigen mußte. „Hoffen wir, daß nicht noch einmal ein solcher Augenblick beschämten Schweigens kommt. Die Gründungsmitglieder des PEN-Zentrums Deutschland haben sich mit ihrem Namenszug dafür verbürgt, gleichsam als Ritter des Geistes, die Meinungsfreiheit zu beschützen und zu verteidigen. Es wird von jedermann gut verstanden werden, wenn in diesem Zusammenhang in alphabetischer Reihenfolge die Namen der zwanzig Gründer genannt werden (. . .).“

Von den PEN-Tagungen des Jahres 1949 in Hamburg, Bielefeld und München war die letzte für die Fragen von Deutschland, Frieden und Freiheit die bedeutsamste. Gewiß war die Hamburger Absage an die Initiative zur Gründung der Darmstädter Akademie für Sprache und Dichtung insofern wichtig, als die Akademie unter ihrem Präsidenten Rudolf Pechel, in der PEN-Spal tung eine Schlüsselfigur, von Anfang an eine der CDU/CSU-Regierung entsprechende Position einzunehmen sollte. In der Entschließung der ersten Tagung der Akademie hieß es dann: „Überzeugt, daß die geistige Einheit der abendländischen Völker bereits besteht und in den Grundsätzen der Menschenrechte und des Christentums ihre unverletzbare Prägung gefunden hat, bekennen die Mitglieder sich zur Idee der politischen Einheit Europas und sind entschlossen, für sie zu wirken, soweit dies in ihrer Macht steht.“ Wenn der Akademiesekretär Oskar Jancke gegenüber Wilhelm Lehmann erklärte, daß Pechels Austritt „nur konsequent unserer Darmstädter Erklärung für die Freiheit folgte“, dann nahm Jancke die Rolle des Initiatoren der PEN-Spal tung für die Akademie in Anspruch. Das PEN-Zentrum wahrt Distanz zu solchen Identifikationen mit der Bonner Regierungspolitik, in denen die Abendland-Ideologie der Regierung mit den „idealen und moralischen Grenzen des Schrifttums“ gleichgesetzt wurde. „Daß die geistige Einheit Gesamtdeutschlands auf keinen Fall zerrissen werden dürfte, war das einstimmige leidenschaftliche Bekenntnis“ der Münchener Tagung, dem Bericht des neu gewählten Schatzmeisters Johannes Tralow zufolge. In den personellen Entscheidungen manifestierte sich dieser Wille zur Einheit auf doppelte Weise; Hermann Friedmanns Begründung für die Regelung des Vorsitzes des Zentrums wird ohne Einspruch akzeptiert: „Die besonderen deutschen Verhältnisse verlangten eine besondere Struktur, die etwas von den PEN-Satzungen abweiche. Man komme durch die bestehenden Zonenverhältnisse dazu, wieder ein Präsidium aus drei gleichberechtigten Mitgliedern vorzuschlagen.“ Bei der Bestätigung der Bielefelder Zuwahlen und bei den Neuwahlen, durch die das Zentrum auf siebzig Mitglieder anwuchs, fanden neun in der DDR arbeitende Autoren die nötige Zweidrittelmehrheit. Zu den Gründern Becher, Seghers und Wolf kamen nun Bertolt Brecht, Stephan Hermlin, Peter Huchel, Ehm Welk, Alfred Kantorowicz, Hans Mayer, Ernst Bloch und Georg Lukacs. Ein weiteres Indiz für den Wunsch nach Einheit der deutschen Literatur war auch der auffällig hohe Anteil von liberalen Exilschriftstellern unter den Neulingen, die z. T. in die Westzonen zurückgekehrt waren, z. T. in westlichen Ländern blieben: Hermann Kesten, Erich Maria Remarque, Ludwig Marcuse, Walter Mehring, Wilhelm Herzog u. a. In diesen Wochen schrieb

der neu gewählte Hermann Kesten seinen prognostischen Artikel über das „Panorama 1950“ der deutschen Literatur, der den „Abgrund“ zwischen „Exil- und deutscher Binnenliteratur“ sich schließen sah, um den neuen Abgrund zwischen der freien Literatur des Westens und der unfreien der Diktatur im Osten mit ihrem „schwarzen Einheitsbild“ zu entdecken. Kesten und Marcuse waren mit ihren Attacken vor allem auf ehemalige Kameraden aus dem Exil stimmungsmachende Vorreiter, so wenn Kesten Brecht charakterisierte: „Aus Fanatikern für soziale Freiheit wurden sie zu Fanatikern für die geistige Unfreiheit (...).“

Fast ein Jahr später – im Dezember 1950 – lag den in Wiesbaden versammelten PEN-Mitgliedern ein offener Brief vor, in dem Rudolf Pechel, Günther Birkenfeld und Theodor Plievier mit ihrem Austritt drohten, wenn das Zentrum ihrem Antrag auf „Trennung von der Gruppe Becher“ nicht folge. Sie verwiesen zur Begründung auf Bechers Ausführungen über den Kongreß für kulturelle Freiheit, an dem sie sowie Kesten, Eugen Kogon und Sternberger teilgenommen hatten. Drei Gründe gaben sie an: Becher habe zur gewalttamen Auseinandersetzung mit den Teilnehmern des Kongresses aufgefordert, er habe die „Neutralität“ des PEN verletzt, er und seine „Gesinnungsgegnossen“ verletzten ständig die von ihnen unterschriebene PEN-Charta. Weil die drei Antragsteller nicht anwesend waren, ihre Quellenangabe falsch und das angeblich beweisende Zitat entstellt war, wurde einerseits der Fall dem Internationalen Exekutiv-Komitee des PEN übergeben – bei Bechers Enthaltung und Martin Beheim-Schwarzbachs Gegenstimme –, andererseits fand Bechers Wiederwahl als Präsident nur eine Enthaltung: „(Karl Friedrich) Borée äußert Bedenken wegen Becher, da er ‚eine betonte Funktion in der D.D.R.‘ habe“, so das Protokoll. Beheim-Schwarzbach, immer noch Vertreter der britischen Besatzungsmacht, beschrieb die Fragen Borées an Becher für die „Welt am Sonntag“ in derselben Manier, die Lasky für Kopenhagen benutzt hatte: „Aber wir mochten es nicht, es wäre so schrecklich peinlich gewesen, und es war so nett und friedlich, miteinander zu verkehren und so zu tun, als wäre man ein einig Volk von Brüdern. – Ein einziger von zweiundzwanzig, sein Name Karl Friedrich Borée, sei rühmend genannt, aus der dünnen scharfen Luft Berlins kommend, hielt tapfer das Banner schohnungslosester Aussprachebereitschaft hoch, aber drang gegen den Wunsch aller, das Spiel zu spielen, das Wie-ein-einig-Volk-sein, nicht durch.“ Die Wiesbadener Tagung zeigte nicht nur durch die Wiederwahl Bechers und die Neu- bzw. Zuwahl weiterer in der DDR lebender Schriftsteller eine gesamtdeutsche Orientierung; umstritten in der westdeutschen Presse war auch die Resolution der Tagung. Sie sprach sich „angesichts der gegenwärtigen politischen Spannungen“ für Bemühungen aus, „das gute Einvernehmen und die geistige Achtung der Nationen“ zu fördern. Das in der PEN-Charta festgelegte „Ideal einer in einer einigen Welt in Frieden lebenden Menschheit“ wurde zitiert und gefolgert: „Es ist selbstverständlich, daß das PEN-Zentrum Deutschland diesem Grundsatz zuallererst im eigenen Land folgen muß. Es empfiehlt den verantwortlichen Politikern und Staatsmännern, ein Gleches zu tun.“ Insbesondere diese Empfehlung erregte in den Zeitungen und Zeitschriften der Bundesrepublik Anstoß. Sie wurde als Unterstützung des Gesprächsangebots des DDR-Ministerpräsidenten Otto Grotewohl angesehen. Während Bundeskanzler Konrad Adenauer ebenso wie der Oppositionsführer Kurt Schumacher (SPD) die Vorstellung, sich mit Repräsentanten der DDR-Regierung an einen Tisch zu setzen, kategorisch von sich gewiesen hatten, stellte die Wiesbadener Resolution das Miteinander-Reden der deut-

schen Schriftsteller aus Ost und West als etwas für die Politiker beider Staaten Vorbildliches dar. Als Plievier und Pechel im Januar 1951 mit öffentlichen Erklärungen aus dem PEN austraten, bekräftigte ausgerechnet der Präsident Hermann Friedmann diese Funktion des Zentrums, indem er es eine „Tribüne für das fortzusetzende gute deutsche Gespräch“ nannte, weil „der Idee des PEN nach die beklagenswerte West-Ost-Spannung nicht die Einheit des deutschen Schrifttums antasten“ dürfe.

Der US-amerikanische „Monat“ druckte im Februar 1951 eine Erklärung Rudolf Hagelstanges ab, von der Birkenfeld behauptete, sie habe schon 1949 Hagelstanges Ablehnung seiner Aufnahme in den PEN begründet. Dieser Ruhm ist um so bemerkenswerter, als Hagelstange einer der Autoren ist, die nach Absatz 3 der Kopenhagener Resolution niemals in den PEN hätten aufgenommen werden dürfen; er hatte in besetzten Ländern „der Nazi-Propaganda-Organisation“ gedient. Allen, die zum Gespräch mit der DDR, ihren Politikern und insbesondere ihren Schriftstellern, bereit waren, warf Hagelstange vor, aus niedrigen Motiven zu handeln. „Der Verrat“ am Geist der Freiheit geschehe „aus Furcht“ – so auch der Titel der Erklärung. Hagelstange deutete die Stimmen für Becher nicht nur als eine „Art geistigen Schwarzhandels mit Überzeugungen, Begünstigungen, Tolerierungen“, sondern vor allem als „heimlich abgeschlossene Lebensversicherungen (ohne jede Garantie freilich)“. Er beschuldigte diese Autoren, „mehr dem Erwerb (...) als einer Berufung“ zu dienen und „mit ihrer edel einfältigen Bequemlichkeit nicht nur sich selbst und andere in äußerste Gefahr zu bringen“, sondern schließlich Hunderttausende von Lesern „reif zu machen für eine neue, konsequenteren und rabiatere ‚Machtübernahme‘ als jene es war, der sie sich schon einmal, mehr auf Verderb als Gedeih, ausgeliefert sahen“. Der Vorwurf, die Wähler Bechers seien Agenten, wurde von anderen westdeutschen Publikationen ohne die poetischen Verbrämungen erhoben, die Hagelstange sich als Lyriker schuldig war. Für Birkenfeld war der PEN ein Tätigkeitsfeld von „Agenten des ZK“: „(...) nach der Eröffnung der Grotewohlschen Friedens- und Verständigungs-Offensive auf Westdeutschland wurde das westdeutsche PEN-Zentrum für die sowjetdeutschen Propagandisten ein willkommenes Forum, die neutrale Brücke hinüber zur westdeutschen Intelligenz“. Wie in der westdeutschen Öffentlichkeit Druck ausgeübt wurde, zeigt der von Erich Kästner gedeckte Versuch des Generalsekretärs Kasimir Edschmid, auf dem Weg einer satzungswidrigen schriftlichen Abstimmung Becher abzuwählen zu lassen. Am 12. Mai 1951 bat Edschmid die Mitglieder um ihre Stimmabgabe bis Ende des Monats, weil – so die Begründung – „London nunmehr die Angelegenheit als rein deutsches Problem an den Deutschen PEN zurückgewiesen hat, was wir aufrichtig bedauern“. Der wichtigste Eingriff in die Wahlen war zweifellos die Broschüre des Bundesministeriums, von der wir ausgegangen waren. Damit nicht genug: In Wilhelm Lehmanns Nachlaß finden sich einige der Flugblätter, die den PEN-Mitgliedern ins Haus geschickt wurden. Eine „Deutsche Freiheitsliga“ sieht Becher – „Stalins oberster Kultursatrap in Deutschland“ – „gewissermaßen in ‚kultureller‘ Parallelaktion zum Grotewohl-Brief“ handeln. „Emigrant und Agent“ erschien in diesem Flugblatt als Doppelformel. Weil schon die Emigration in den Augen der Schreiber Landesverrat war, klang der Schluß zwingend: Becher habe „sich für gutes Geld und zeitweilige Sicherheit dem sowjetischen Geheimdienst mit Haut und Haaren verkauft“. Auf einem anderen, handgeschriebenen Blatt ist folgender Umstand eigens erklärt: „Mangels staatlicher Subvention mit der Hand geschrieben in einer Katakombe Berlins“. Besonders überzeugend fand

dieser Schreiber die zur alleinigen Wahl Kästners als Präsident aufrufende Lösung: „Da-da ist Gold gegen die Sowjetfaschisten...“ Es gab auch andere Formen der Beeinflussung: Pechel z. B. machte gegenüber den Mitgliedern der Akademie die oben zitierte Entschließung der ersten Tagung als Druckmittel geltend. „Ich hatte gehofft“, schrieb er an Lehmann, „daß die in Darmstadt angenommene Entschließung hinreichen würde, um unseren Mitgliedern die Unmöglichkeit irgendeines Paktierens mit den geistigen Dienern des östlichen Totalitarismus klarzumachen.“ In die andere Richtung zu paktieren, erschien der Akademie durchaus angebracht.

Nachdem der PEN-Kongreß von Venedig (1949) die alleinige Kompetenz des deutschen Zentrums zur Aufnahme neuer Mitglieder anerkannt hatte, gab es – so die Protokolle – keine Ablehnung eines Personalvorschlags mehr, die mit der Nazivergangenheit des Bewerbers begründet wurde; der damalige Generalsekretär Kasimir Edschmid formulierte offenherzig eine programmatiche Doppelmoral, eine Moral zum Gebrauch im Ausland, eine zur Anwendung in der BRD. „Es darf auch m. E. nur gewählt werden, wer politisch nicht in schlechtem Ruf steht. Intern hat das ja, wie z. B. in der Akademie nichts zu sagen, da wir ja den individuellen Standpunkt anlegen und vertreten können. Dem Ausland gegenüber geht das in unserer delikaten Situation nach meinen Erfahrungen nicht. Es handelt sich um ein wesentlich taktisches Vorgehen.“ Der Hinweis auf die Akademie ist insofern verständlich, als 1951 Gottfried Benn zum ersten Träger des neu geordneten Büchner-Preises wurde, weil zwar – so Präsident Pechel – „bei fast allen in Frage kommenden Schriftstellern irgendein Bedenken sich meldet“, aber nur Benn problematische Vergangenheit und Frontstadtgegenwart zur Deckung brachte: Vizepräsident Frank Thieß begründete das Votum für Benn damit, daß „mit Benn auch ein Dichter gekrönt wäre, der den ironischen Kritizismus Berlins auf seine Art repräsentiert“.

In der Polemik von PEN-Mitgliedern gegen Becher spielte die Teilnahme an der in „Wroclaw“ gegründeten Friedensbewegung eine große Rolle. Borée fragte z. B. rhetorisch: „Wir stellen uns das Verhalten der Russen, Polen oder Franzosen vor, die unter umgekehrtem Vorzeichen von uns als Sieger in einer eroberter Litzmannstadt (Lodz), Petersburg (Leningrad) oder Nanzig (Nancy) eingeladen worden wären. Würden wir die für Chauvinisten erklären, die solche Einladung als Provokation empfänden und behandeln...?“

Der Internationale Kongreß der Intellektuellen für den Frieden – einberufen vom französischen und vom polnischen Schriftstellerverband vom 25. bis zum 28. August 1948 nach Breslau – stand am Beginn der Weltfriedensbewegung der 50er Jahre. Er war der erste Kongreß nach 1945 überhaupt, an dem eine offizielle deutsche Delegation teilnahm, u. a. Anna Seghers, Willi Bredel und Hans Mayer. (Im selben Jahr war der SPD noch die Teilnahme am Kongreß der Sozialistischen Internationale verweigert worden.) Der Friedenkongreß der Intellektuellen knüpfte bewußt an die antifaschistischen Schriftstellerkongresse der 30er Jahre von Paris und Madrid an. Eine Reihe von prominenten Rednern sorgte für eine personelle Kontinuität, die z. B. Ilja Ehrenburg in seiner Rede sehr betonte.

Das Manifest von Breslau zeigte aber auch, welche Probleme sich aus der Bezugnahme auf den Faschismus ergeben konnten. Die auf das Atombombenmonopol gestützte US-Außenpolitik wurde als eine von „Leute(n)“ beschrieben, „die vom Faschismus seine Ideen der Rassenbevorzugung und der Verneinung des Fortschritts sowie sein Bestreben geerbt haben, alle Fragen mit

Waffengewalt zu lösen“: „Der Kultur der Länder Europas (...) droht die Gefahr, ihr nationales Gepräge zu verlieren.“

Wie empfindlich ein im Westen lebender Intellektueller auf das Zusammenrücken von literarischem Modernismus, US-Imperialismus und Faschismus reagierte, dokumentiert Max Frischs „Tagebuch 1946–1949“. Wenn Ehrenburg gegen diejenigen polemisierte, „die die russische Kultur als der Kultur der Völker des Westens fremd oder gar feindlich hinstellen wollen“, so notierte Frisch dazu: „Nicht ironisch gemeint ist eine schwungvolle Frage: Können Sie sich eine abendländische Musik denken ohne Rußland? Ich kann es; doch was hat das mit dem Frieden zu tun?“ Frisch begriff nicht das Problem, daß „Abendland“ ein ideologisches Konzept war. Noch vor Georg Lukacs' Referat flüchtete Frisch vom Kongreß. Lukacs nahm das Konzept abendländischer Kultur als Beispiel, um eine dem Denken der Intelligenz eigentümliche „Fetischisierung“ zu demonstrieren, die deren „Wehrlosigkeit“ gegenüber dem Imperialismus zur Folge habe: „Sie bedeutet, daß eine geschichtliche Erscheinung von ihrem realen Boden losgelöst wird, daß ihr abstrakter Begriff (zumeist nur einige Züge davon) zum angeblich selbständigen Sein, zur eigenen Entität fetischisiert wird.“ *Freiheit des Geistes* und *abendländische Kultur* schienen Lukacs die wichtigsten aktuellen Konzepte, die die „historisch-soziale Orientierungsmöglichkeit der Intelligenz“ gefährdeten. Weltfrieden und nationale Kultur waren die Gegenlösungen, die den Kongreß organisierten.

Die Aufforderung des Breslauer Manifests, „Kongresse zur Wahrung des Friedens zu organisieren (und) in seinem Interesse die internationalen Bande, die die Kulturschaffenden der Länder vereinigen, zu stärken“, galt auch für Deutschland, das in den Debatten des Kongresses eine wichtige Rolle gespielt hatte. Alexander Abusch bestimmte hier die Inhalte des Nationalen, das in Deutschland geschützt werden müsse, indem er ein demokratisches und friedliches Deutschland als Voraussetzung zur Wiedergutmachung erklärte: „Die geistige Aufgabe dieser Wiedergutmachung besteht darin, daß wir deutschen Intellektuellen den Geist der Herrenrasse, der sich besonders gegenüber dem polnischen Volk und einigen slavischen Völkern äußerte, mit Schärfe und Konsequenz in unserem Volke bekämpfen. Ich lenke aber die Aufmerksamkeit des Kongresses darauf, daß die amerikanische Politik der Spaltung Deutschlands bei uns gerade diese gefährlichen Geistesströmungen neu belebt und sich ihrer als Waffe für den sog. Kreuzzug des Abendlandes gegen die osteuropäischen Volksdemokratien und die Sowjetunion bedienen will.“

Nach dem Breslauer Kongreß übernahm der Kulturbund die Organisation eines nationalen Komitees in allen vier Besatzungszonen. Weil der Kulturbund in zwei Westsektoren Berlins schon verboten und in den Westzonen vielen Behinderungen ausgesetzt war, gelang es nicht, ein deutsches Komitee zu bilden, bevor der I. Weltkongreß der Kämpfer für den Frieden vom 20.–25. April 1949 in Paris und Prag stattfand, für den Picasso die berühmte Friedenstaube schuf, und dem Friedenstagungen in New York, Mexiko und Moskau vorangegangen waren. Die Westalliierten konnten zwar verhindern, daß Becher nach Paris reiste, aber Anna Seghers nahm teil. Zu den wenigen westdeutschen Delegierten zählte auch der Schriftsteller Herbert Burgmüller, der Mitglied des Kulturbundes war und bis 1949 die avantgardistische Zeitschrift „Die Fähre/Literarische Revue“ herausgegeben hatte.

Der Kongreß in Paris und Prag zeigte gegenüber dem Breslauer eine auffällige Veränderung: Es waren nicht mehr in erster Linie die Schriftsteller, die

das Wort führten, sondern Repräsentanten von Frauenverbänden, Gewerkschaften und Kirchen bestimmten den Kongressverlauf; überdies hatten schon in Breslau die Wissenschaftler gegenüber den Schriftstellern an Bedeutung gewonnen. Julian Huxley und das Atomphysiker-Ehepaar Joliot-Curie sind hier zu nennen. Die Relativierung der führenden Rolle der Literaten in der Friedensbewegung spiegelt sich in dem kürzlich erschienenen zweiten Band der Memoiren Hans Mayers: „Solche Kongresse haben noch ein paarmal irgendwo getagt und irgend etwas in flammender Empörung oder mit brüderlichen Kampfesgrüßen beschlossen. Sie haben keinerlei Erinnerung hinterlassen. Fußnoten in einem Historienbuch unserer Zeitgeschichte.“ Gegen Mayers gekränte Erinnerungsunwilligkeit ist festzuhalten, daß die Kongresse der Weltfriedensbewegung – der II. Weltfriedenkongress vom 16. bis zum 22. November 1950 in Warschau (die britische Regierung hatte die Abhaltung in Sheffield verboten) und vor allem der Völkerkongress für den Frieden in Wien vom 12. – 19. Dezember 1952 – weiterhin prominente Intellektuelle aus allen Ländern, insbesondere auch aus der Dritten Welt, versammelten: Jorge Amado, Pablo Neruda, Alberto Moravia, Vercors, Louis Aragon und Jean-Paul Sartre engagierten sich hier gegen die Atomkriegsgefahr. Schon den Pariser Kongress kennzeichnete die „Verknüpfung des deutschen Problems mit der Hauptfrage des Weltfriedens“. Nicht nur Konstantin Simonow beschwore den Geist von Torgau, die antifaschistische Gemeinsamkeit der Sowjetunion und der USA. Das Manifest forderte das Verbot der Atomwaffen und die Begrenzung der konventionellen Streitkräfte; es lehnte die Politik der Militärbündnisse ab und setzte sich für „das Nebeneinanderbestehen verschiedener sozialer Systeme“ mit dem Hinweis auf die Anti-Hitler-Koalition ein. „Wir verdammten die Kriegshysterie, das Predigen von Rassenhass und der Feindschaft zwischen den Völkern. Wir empfehlen die Verurteilung und den Boykott der Pressorgane, der literarischen und filmischen Produktionen, Persönlichkeiten und Organisationen, die Propaganda für einen neuen Krieg machen.“

Die Forderungen des Manifests wurden im Jahr 1950 vor allem in einer Massenaktion konkretisiert: in der Kampagne zur Sammlung von Unterschriften unter den Stockholmer Appell. Eine in Stockholm abgehaltene Tagung des Weltfriedensrats, der in Warschau an die Stelle des Komitees des Kongresses der Kämpfer für den Frieden getreten war, verabschiedete im März 1950 folgenden Text: „Wir fordern das absolute Verbot der Atomwaffe als einer Waffe des Schreckens und der Massenvernichtung der Bevölkerung. Wir fordern die Errichtung einer strengen internationalen Kontrolle, um die Durchführung des Verbots zu sichern. Wir sind der Ansicht, daß die Regierung, die als erste die Atomwaffe gegen irgendein Land benutzt, ein Verbrechen gegen die Menschheit begeht und als Kriegsverbrecher zu behandeln ist. Wir rufen die Menschen der Welt, die guten Willens sind, auf, diesen Appell zu unterzeichnen.“

Es mußte die herrschende öffentliche Meinung in der Bundesrepublik Deutschland mehr als erregen, als im Lauf des Jahres 1950 drei prominente Autoren, von denen Thomas Mann und Hermann Hesse in allen zeitgenössischen Umfragen als die Repräsentanten der deutschen Literatur schlechthin galten, diesen Appell zu unterzeichnen schienen, obwohl der Koreakrieg das innenpolitische Klima in einer kaum glaublichen Weise verschärft hatte.

Thomas Mann, der sich früh gegen die Remilitarisierung Deutschlands zu gunsten einer Neutralisierung ausgesprochen hatte und deshalb an der New Yorker Friedenstagung teilgenommen, dem Pariser Kongress ein Telegramm

gesickt hatte und in Warschau abwesend ins Ehrenpräsidium gewählt worden war, war schon im Goethe-Jahr 1949 zur Zielscheibe heftiger Angriffe geworden, weil er Frankfurt und Weimar besucht hatte. Mann hatte nicht nur Eugen Kogons drohenden Appell ignoriert, Weimar nicht zu besuchen, weil in der SBZ „Konzentrationslager“ bestünden – so nannte Kogon die Internierungslager, die es, solange entnazifiziert wurde, durchaus auch in den Westzonen gegeben hatte –, sondern Thomas Mann hatte sich auch in einem offenen Brief an den schwedischen Sozialdemokraten Paul Olberg zur „Überbrückung“ der Kluft zwischen Ost- und Westdeutschland, „sei es auch nur festlich-augenblicklicher Weise“, bekannt: Während er aus Olbergs Attacke „etwas klischehaft Wiederholendes, mechanisch Nachsprechendes und Unlebendiges“ heraushörte, stellte er unter den Eindrücken seiner DDR-Reise die Gesichter von Menschen in den Mittelpunkt, die „in ihrem Bereich gesellschaftliche Bedingungen (...) schaffen, die, wie sie sagen, einen Rückfall in Krieg und Barbarei verhindern sollen“: „Es liegt ein strenger Ernst auf ihnen, strenge Ruhe, Entschlossenheit und eine der Verbesserung des Irdischen zugewandte Frömmigkeit. Menschlich ist ihm schwer zu widerstehen. Man muß es meiden, um es recht hassen zu können und sich ganz die Lust zu bewahren, Ideale dagegen auszuspielen, die so vielfach schon zu heuchlerischen Vorwänden des Interesses geworden sind.“ Nicht von ungefähr fiel die Ironie überall dort aus, wo sich Thomas Mann auf den Antifaschismus der Vergangenheit als etwas Gegenwärtiges bezog und deshalb hervorhob, „daß ich mir vorbehalte, einen Unterschied zu machen zwischen dem Verhältnis des Kommunismus zum Menschheitsgedanken – und der absoluten Niedertracht des Faschismus; daß ich mich weigere, an der Hysterie der Kommunistenverfolgung und der Kriegshetze teilzunehmen und dem Frieden zugunsten rede in einer Welt, deren Zukunft ohne kommunistische Züge ja längst nicht mehr vorzustellen ist.“

Als Thomas Mann im New Yorker „Aufbau“ am 3. April 1951 die Unterschrift unter den Stockholmer Appell dementierte, nannte er die gegen ihn gelaufene Kampagne „eine symptomatische Schande sowohl wie eine finstere Lächerlichkeit“: „Ex-kommunistische Renegaten und frühere Sowjet-Spione – gelernte Verräter durch die Bank! – werfen sich auf und werden akzeptiert als Hauptverteidiger der Demokratie.“ Die herrschende Meinung war von Thomas Mann einiges gewohnt; von Hermann Hesses publizistischem Engagement im Sinne des Stockholmer Appells wurde sie desto mehr überrascht.

Hesses zuerst in der „National-Zeitung“ (Basel) am 22. Oktober 1950 erschienene „Antwort auf Briefe aus Deutschland“ kritisierte die in der Bundesrepublik herrschende „Kriegsangst und Bolschewisten-Panik“, indem an die faschistische Vergangenheit erinnert wurde: „Genau wie Ihr einst, es ist noch nicht lange her, Euch von Hitlers Propaganda Todesangst vor den Bolschewiken so lange habt einschwatzen lassen, bis das ganze Volk bereit war, wieder einen Krieg auf sich zu nehmen, so macht Ihr heute den Leuten, die am Zustandekommen eines neuen Krieges interessiert sind, die Freude, ihrer Reklame und Propaganda wie Behexte Glauben zu schenken und zuzustimmen.“ Anstoßiger als Hesses Erinnerung an die ideologische Kriegsvorbereitung der Nazis war sein Hinweis auf die Funktion der Angst vor der Bedrohung aus dem Osten: „Lieber Freund“, fuhr Hesse fort, „ein Krieg kommt nicht aus dem blauen Himmel herab, er muß gleich jeder anderen menschlichen Unternehmung vorbereitet werden, er bedarf der Pflege und Mitwirkung vieler, um möglich und wirklich zu werden. Gewünscht aber, vorbereitet und

suggeriert wird er durch die Menschen und Mächte, denen er Vorteil bringt. Er bringt ihnen entweder direkten baren Geldgewinn wie der Rüstungsindustrie (und sobald Krieg ist – wie unzählige vorher harmlose Gewerbe werden da zu Rüstungsgeschäften, und wie automatisch strömt das Kapital diesen Geschäften zu!) oder er bringt ihnen Gewinn an Geltung, Achtung und Macht wie etwa den stellenlosen Generälen und Obersten.“ Sofort nach dem Wiederabdruck in der „Neuen Zeitung“, in die Hesse den Brief, „wenn auch mit kleinen Opfern der Anpassung“, wie er an Peter Suhrkamp schrieb, „einschmuggeln“ konnte, setzte die Polemik ein. „Naivität“ und „Abseitigkeit eines großen dichterischen Geistes“ wurden dem Autor vor allem deshalb vorgeworfen, weil er „die Geschäftemacher mit dem Krieg nur in einer Wirtschaftsform zu sehen (scheine), die auf dem Privateigentum basiert“. Hesse habe im Unterschied zu den Deutschen den Krieg nicht „selber miterlebt“ und kenne deshalb die „Bolschewiken“ nicht, die „harten Rechnerseelen (...), denen der Krieg ein Geschäft ist, und zwar ein politisches“. Der angeblich weltfremde Hesse hingegen wußte sehr genau, wem er etwas über die ökonomischen und politischen Ursachen von Kriegen hatte schreiben müssen: „(...) in der Schicht von Menschen, die mich lesen und auf mich hören, sind eben sehr viele, die von den Mechanismen und Methoden der Kriegspolitik keine Ahnung haben und denen man sagen muß, daß es Leute und Kreise gibt, für die der Krieg ein Geschäft ist und die Kriegsangst eine wichtige Mehrung ihres Credits ist.“

Auf die besondere deutsche Erfahrung berief sich nicht nur die – so Hesse an Thomas Mann – „traurige und schäbige“ Erwiderung der Redaktion der „Neuen Zeitung“, die die Folge eines „Anschnauzer(s)“ „von Amerika“ gewesen sei, sondern auch ein Berliner, in der PEN-Spaltung sehr aktiver Autor: Karl Friedrich Borée. Obwohl der den Brief Hesses nur aus Zitaten in der „sowjetzonalen Presse“ kannte, reichte ihm gerade dieser Sachverhalt zu einem gehässigen, im „Tagesspiegel“ schon, bevor Hesse ihn erhielt, veröffentlichten Brief: „(...) Sie meinen, besser ein Leben unter dem Bolschewismus, als neues Kriegsentsetzen und endgültiger Untergang.“ Borée verwies nicht nur auf die Tatsache, „daß er diese zwei Kriege mitgemacht“ habe, sondern vor allem auf die Erfahrung Berlin: „(...) wir stehen hier so nahe am Rande; wir wissen auch um eine Existenz, der wir den Tod vorziehen würden, – und sei es durch die Atombombe.“ Nachdem Hesse ihn nochmals auf den Zusammenhang von Kapitalismus, Kriegspropaganda und Krieg hingewiesen hatte, schloß Borée den längst nicht mehr im „Tagesspiegel“ publizierten Briefwechsel: „Ich glaube nicht, daß es in Westdeutschland nach den Erfahrungen des letzten Krieges noch einen Geschäftsmann gibt, der das Kriegsgeschäft dem Friedensgeschäft vorzieht. Und ich habe keinen Zweifel, daß der Bolschewismus entschlossen ist, auch Westdeutschland zu erobern, und um keinen bewaffneten Widerstand zu finden, den Frieden predigt. Ich für meine Person möchte aber lieber sterben, als unter sowjetischer Herrschaft vegetieren.“

Reinhold Schneider war der dritte Schriftsteller, der 1950 in den Ruf geriet, den Stockholmer Appell der Weltfriedensbewegung unterzeichnet zu haben. Die öffentlichen Attacken auf Schneider fielen noch wesentlich schärfer aus, als die auf Thomas Mann und Hermann Hesse, weil sich in Schneider das Engagement von Schriftstellern und eine Massenbewegung verbanden. Reinhold Schneider wurde in den Vorstand des Hauptausschusses für Volksbefragung gewählt, der die verschiedenen gegen die Remilitarisierung gerichteten Bewegungen des Jahres 1950 in einer einheitlichen Aktion politisch wirksam

zu machen versuchte. Dem katholischen Christen war die Kriegsgefahr im gespaltenen Deutschland ein Zeichen dafür, „daß jeder Krieg Bruderkrieg ist“. Als Christ widersprach er insbesondere der kirchlichen Propagierung eines unvermeidlichen Kriegs mit dem angeblich das christliche Abendland bedrohenden Osten: „Vor allen auf Entsetzliches hinweisenden Vorzeichen ist für mich das beunruhigendste dieses: daß die Schlachtfelder gesegnet werden – noch ehe der Staat es fordert.“ Nachdem er diesen offenen Brief in der Zeitschrift „Der christliche Sonntag“ publiziert hatte, verlor Schneider die Möglichkeit, in der Presse oder im Radio eine Meinung zur Remilitarisierung zu sagen: „(...) seit ich mich entschieden gegen die Aufrüstung wie gegen den Krieg überhaupt ausgesprochen habe, reißen fast alle Verbindungen (...).“ In dieser Situation griff er auf eine schon 1949 von ihm genutzte Publikationsmöglichkeit zurück, auf die in der DDR erscheinende Zeitschrift „Aufbau“. Schneider rechtfertigte 1951 die Wahl des DDR-Periodikums damit, daß eine von der Regierungsposition abweichende Meinung in der Bundesrepublik trotz der Bestimmungen des Grundgesetzes über Meinungsfreiheit sowie das Verbot von Kriegsdienst und Störungen des friedlichen Zusammenlebens der Völker nicht gedruckt oder gesendet werde: „(...) die öffentliche Erörterung ist nie in hinreichendem Maße geschehen, seit Ende vorigen Jahres ist sie in Presse und Sender unmöglich geworden.“ Veröffentlichungen westdeutscher Schriftsteller im „Aufbau“ zu Fragen des Friedens und der Einheit fanden 1950 und 1951 eine heftige Resonanz bei den Freunden der Wiederaufrüstung. Der gegen Hermann Hesse so engagierte Karl Friedrich Borée war schon ein Jahr zuvor, wiederum im „Tagesspiegel“, gegen einen anderen Autor aktiv geworden, den er wegen des Ortes seiner Veröffentlichung der Sympathie mit dem Kommunismus verdächtigte: Horst Lange. Der Anlaß für Borées Verdächtigung war eine Antwort Langes auf die Umfrage des „Aufbau“ zu Frieden und Einheit. Vor dem Stockholmer Appell hatte der Kulturbund in seiner Zeitschrift versucht, das Gespräch von ost- und westdeutschen Schriftstellern über den Frieden zu fördern, um ein nationales Friedenskomitee aufzubauen. An den vier Heften des Jahrgangs 1949, die dem Thema „Frieden und Einheit“ gewidmet waren, wirkten außer dem von Borée exemplarisch angegriffenen Lange noch andere westdeutsche Autoren mit: Manfred Hausmann, Hans Leip, Rudolf Alexander Schröder, Ernst Penzoldt, Reinhold Schneider, Emil Belzner, Johannes Tralow und Hans Reisiger waren christliche oder bürgerlich-humanistische, eher konservative Innere Emigranten gewesen; die junge Generation vertrat einzig Wolfgang Weyrauch. Weitgehende Übereinstimmung bestand zwischen diesen so verschiedenen Autoren in der Orientierung auf ein länger dauerndes, friedliches Nebeneinander von Ost und West, ob Hans Reisiger vom „friedlichen Wettkampf“ oder Emil Belzner vom „Wetteifer“ spricht. Nicht nur Manfred Hausmann folgerte daraus: „Ein großzügiger Friedensschluß mit dem geeinten Deutschland, der den Abzug aller Besatzungen mit sich brächte, würde die Kriegsgefahr um ein Beträgliches herabmindern. Freilich, die Grundspannung wäre damit nicht aus der Welt geschafft. Aber es bestünde doch wieder ein wenig mehr Aussicht, daß das gewaltigste soziale Experiment aller Zeiten unter normalen Bedingungen ablaufen könnte. Solche auf eine Neutralisierung Deutschlands unter den Bedingungen internationaler Entspannung zielenden Vorstellungen wurden vor allem in der Westberliner Presse erbittert bekämpft. Der „Aufbau“ stellte jedoch durchaus zu Recht fest: „Diese Angriff richteten sich (...) gegen das Gespräch unter den Deutschen selbst, gegen die gemeinsame Diskussion über den Frieden und die Einheit als einer Voraussetzung.“

Langes Antwort an Borée ist zunächst einmal interessant, weil sie auf derselben Ebene zu argumentieren sucht wie der Angriff: auf der des Kriegserlebnisses. Gerade dadurch werden dann auch die Unterschiede um so augenfälliger, die Langes Verarbeitung des Erlebnisses des Kriegs gegen die Sowjetunion gegenüber Borées Fortschreibung des Heroismus in die Frontstadt aufweist. Lange erzählt ein in seinem Tagebuch zwar so nicht nachweisbares, aber in fiktionaler Form – in der Erzählung „Die Leuchtkugeln“ – ange deutetes Erlebnis aus dem Dezember 1941 vor Moskau. Ein Kamerad, von Beruf Clown, wird in der Winternacht vor dem Scheitern der Offensive zum Seher und wandert durch ein zerstörtes, menschenleeres Europa: „Ich werde finden leere Städte, jungen Wald auf Feldern und Wiesen, wilde Tiere in Herden, – aber keinen Menschen. Hinter Köln ist ein großer Wald, und durch den Wald quer durch geht eine breite Schneise. Da sehe ich ihn von weitem, den ersten Menschen. Ich renne, ich winke, ich rufe. ‚Bruder, Bruder!‘ rufe ich. Aber er kann mein Wort nicht verstehen. Deswegen nimmt er sein Gewehr und schießt mich tot. So wird es sein...“ Diese Zukunftsahnung des Kameraden hält Lange seinem Angreifer entgegen, indem er in dieser Vision die Konsequenz der von Borée vertretenen Parole „Lieber tot als rot“ sieht: „Dieses Erlebnis, sehr geehrter Herr Borée, bildet die eigentliche Ursache dafür, daß ich auf die Rundfrage des ‚Aufbaus‘ antwortete, denn ich sehe die Wüstenei deutlich vor mir, in die Europa sich verwandeln müßte, wenn die von Ihnen ersehnte Atombombe Freiheit (welche keine andere als die des Sterbens oder des jahrelangen Hinsiechens sein könnte!) bescheren würde.“ Gerade Horst Langes Erwiderung bestätigt eine grundsätzliche Orientierung auf die Fragen von Einheit und Frieden, die in der Vorbemerkung der Redaktion als Gemeinsamkeit der ost- und westdeutschen Autoren vorgeschlagen wurde: Das Problem der Einheit der Nation und des Friedens war für die Friedensbewegung unlösbar mit der Schuldfrage verbunden. „Vor uns steht eine Bewährungsprobe“, schrieb der „Aufbau“, „die Gewinnung des Friedens. Bestehen wir sie, so haben wir uns von schwerer historischer Schuld befreit und unsere Nation gerettet.“

Ausschließlich Autoren, die sich persönlich die Schuldfrage nicht stellen zu müssen meinten, engagierten sich auf der Gegenseite der Friedensbewegung. Ein „gutes Gewissen“, das Fehlen jeder Form von Selbstkritik, individueller und nationaler, charakterisiert das Auftreten der deutschen Prominenz auf dem Kongress für kulturelle Freiheit in Berlin vom 26. bis zum 30. Juni 1950. Entweder als Exilierte wie Hermann Kesten und Theodor Plievier oder als ehemalige KZ-Häftlinge wie Rudolf Pechel und Eugen Kogon – auch Dolf Sternberger und Günther Birkenfeld verstanden sich als im weiteren Sinne Verfolgte –, waren sie von der Schuldfrage nicht getroffen.

Der Gang der Verhandlungen dieses Kongresses zwingt zur Feststellung, daß es sich um einen Gegenkongress zu den Kongressen der Friedensbewegung handelte. Der Organisator Melvin J. Lasky sah die Funktion der in Westberlin in den ersten Tagen des Koreakrieges Veranstalteten Tagung darin, „endlich das Propagandamonopol zu brechen, das die ‚Friedenspartisanen‘ und ähnliche Organisationen bisher in der Kulturwelt innehatten“. Dem Begriff des Friedens setzte der Kongress den der Freiheit entgegen. Der Theoretiker des Kalten Krieges, James Burnham, sprach sich nicht nur deshalb gegen die „Rhetorik des Friedens“ und die „Stockholmer Unterschriftensammlung“ aus, weil er in dieser „ein Instrument des sowjetischen Imperialismus“ sah und einen „Teil der Vorbereitungen auf den Weltoberwerbungskrieg, den die Sowjetmacht führen will oder schon führt“, sondern vor allem, weil er, wie

die anderen Hauptredner des Kongresses, die militärische Überlegenheit des Westens wünschte, um Osteuropa zu „befreien“. Burnhams Rede schloß: „Nur Befreiung kann helfen: die Befreiung ganz Europas, die Befreiung Westeuropas von dem lastenden Alpdruck der kommunistischen Massenparteien, die Erlösung Osteuropas von den Kommissaren, von der Roten Armee und der NKWD. Ein in zwei Teile zerrissenes Europa, dessen eine Hälfte unter der Fuchtel des Sklavenhalters dahinvegetiert und dessen andere Hälfte durch Fünfe Kolonnen gelähmt wird, kann niemals Frieden haben. Nur ein wieder geeintes und freies Europa kann auf Frieden in einer wieder geeinten und freien Welt hoffen. Da die Wortführer der Knechtschaft sich als Friedenskämpfer tarnen, ist es unsere Pflicht, wieder und wieder darauf hinzuweisen, daß es nur einen Frieden gibt, und daß nur eine Art Frieden sich lohnt und überhaupt möglich ist: Frieden durch Freiheit.“

Das Manifest des Kongresses für kulturelle Freiheit ist ein Burnhams Argumentation durchaus verpflichtetes Beispiel für den pseudodefensiven Antikommunismus der 50er Jahre. Es ging von der These aus, daß nur durch so genannte demokratische Verfassungen Regierungen an der Auslösung von Kriegen gehindert werden können. Daraus folgte: Wer Frieden möchte, müsse die Beseitigung von Verfassungen, die die sogenannte Freiheit nicht kennen, wünschen bzw. sich dafür einsetzen. Durch die bloße Existenz von sogenannten Diktaturen werde nicht nur die Freiheit, sondern auch der Friede bedroht. Das Ehrenpräsidium dieses Kongresses des Antikommunismus bildeten die repräsentativen Gegenbilder zu den Intellektuellen der Friedensbewegung: Karl Jaspers, Benedetto Croce und damals auch noch Bertrand Russell. Aus dem auf diesem Kongress herrschenden Freiheitsbegriff ergab sich Raymond Arons Plädoyer für den „begrenzten Krieg“ und dafür, die Vokabel „Frieden“ den „Stalinisten“ zu überlassen.

Bertolt Brechts Brief „An den Kongress für kulturelle Freiheit“ eröffnete eine Reihe von Offenen Briefen, die während der Auseinandersetzungen um den deutschen PEN von Angehörigen der Friedensbewegung an die Schriftsteller der BRD geschrieben wurden. Auch der Adressat dieses ersten Offenen Briefes wurde seinerseits aktiv: Mitglieder des Kongresses wandten sich mit Offenen Briefen zumeist zur Entlarvung ihrer Kollegen an die Medien.

Das Schreiben Brechts formulierte schon zwei Leitmotive aller späteren Offenen Briefe, die er selbst, Arnold Zweig, Anna Seghers, Stephan Hermlin und Becher noch im Verlauf der nächsten 18 Monate nach Westdeutschland schickten. Brecht kritisierte den scheinbar selbstverständlichen Freiheitsbegriff der Kongreßteilnehmer, indem er nach den ökonomischen Bedingungen von Freiheit fragte, und er kehrte damit das vom Berliner Manifest festgeschriebene Bedingungsverhältnis von Freiheit und Frieden um. Auf eine behutsame Weise, die mögliche Verbündete ansprechen wollte, verband Brecht humanistische Hoffnung und klassenkämpferische Einsicht. „Die Freiheit, sein Leben zu verbessern – das Wort ‚Leben‘ ist im einfachsten Sinn verstanden –, ist die elementarste aller Freiheiten des Menschen. Von ihr hängt die Entwicklung der Kultur ab, und es hat keinen Sinn, über Freiheit und Kultur zu sprechen, wenn nicht diese Freiheit, das Leben zu verbessern, besprochen wird. Die erste Bedingung eines besseren Lebens ist dann der Friede, die Sicherheit des Friedens. Lassen Sie uns doch alle gesellschaftlichen Systeme, an die wir denken mögen, zu allererst darauf untersuchen, ob sie ohne Krieg auskommen. Lassen Sie uns zu allererst um die Freiheit kämpfen, Frieden verlangen zu dürfen. Sage keiner: Erst müssen wir darüber sprechen, was für ein Friede sein soll. Sage jeder: Erst soll Friede sein.“

Die Offenen Briefe Pechels und Plieviers im Zusammenhang der PEN-Spalung zeigen, wie genau Brecht die Diskussion verfolgt hatte. Keinmal fand sich bei den Repräsentanten des Kongresses für kulturelle Freiheit der Begriff Frieden, ohne durch ein „echt“ oder „wirklich“ dahin eingeschränkt zu werden, daß nur eine einheitlich kapitalistisch geordnete Welt gemeint sein konnte. Der Kulturbund und der Präsident der Akademie der Künste, Arnold Zweig, setzten dem Kongreß für kulturelle Freiheit einen „Aufruf an alle deutschen Kulturschaffenden“ entgegen, „einmütig die Stockholmer Beschlüsse des Weltfriedenskomitees zu unterzeichnen“. Gegen die Parole der Geistesfreiheit hieß es indirekt im Brief des Kulturbundes: „Wir fordern Euch auf, der psychologischen Kriegsvorbereitung, unter welcher Parole sie auch betrieben werden mag, jederzeit und konsequent entgegenzutreten und jede Dienstleistung, die dem Kriege oder seiner Vorbereitung mittelbar oder unmittelbar förderlich sein könnte, beharrlich zu verweigern.“

Die konkreten Aufgabenstellungen für die Schriftsteller in den offenen Briefen der Autoren aus der Friedensbewegung wurden im Verlauf des Jahres durch die Beschlüsse der II. Weltfriedenskonferenz in Warschau in zweierlei Hinsicht beeinflußt: Zum einen sollte in möglichst vielen Ländern die Kriegspropaganda durch „Gesetze zum Schutze des Friedens“ bekämpft werden, zum anderen sollte der Austausch zwischen den Literaturen in Ost und West im Interesse des Friedens und der Völkerverständigung verstärkt werden. Ilja Ehrenburgs Warschauer Antrag, Friedenschutzgesetze zu schaffen, und die für Deutschland in die Lösung „Deutsche Schriftsteller an einem Tisch“ gebrachte Forderung des literarischen Austauschs finden sich in den Offenen Briefen, die – im Winter dann unterstützt durch die Beschlüsse der Wiesbadener Tagung des PEN – Becher, Zweig, Seghers und Brecht als Mitglieder der Berliner Akademie u. a. an Alfred Döblins Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur schickten. Döblin griff in seiner Antwort zwar die konkreten Vorschläge zum Zeitschriften- und Bücheraustausch auf, bestand aber hinsichtlich der Stärkung des „Friedenswillen(s) in uns“ darauf, „daß man ein solches Gespräch nicht zwischen den Organisationen und Akademien führen soll. Fruchtbarer wäre der direkte persönliche Kontakt in ruhiger Unterhaltung“. Die prinzipielle Distanz zu Institutionen wie dem Staat markiert die eine Differenz zu den Gesprächspartnern im Osten, die andere lag im Nationalen; Döblins respektvoller Geburtstagsbrief an den „Gegner“ und „Freund“ Becher stellte doch letztlich kritisch über Bechers Rückkehr nach Deutschland als eine Heimkehr fest: „Sie waren, fast wie betrunken, voll von Deutschland, das Ihnen wieder offen stand.“ Der sehr widersprüchliche antiinstitutionelle Zug Döblins kommt in seiner lapidaren Weigerung zum Ausdruck, sich mit Brechts Offenem Brief vom 29. September 1951 „An die Künstler und Schriftsteller Deutschlands“ zu befassen, denn dieser handelte von einem staatlichen Gesetz zum Verbot literarischer Kriegspropaganda.

Das Echo auf Brechts dritten Brief war das stärkste. Auf die Aufforderung der Akademie zum „Deutschen Gespräch“ antworteten außer Döblin positiv nur die schon in den Friedensheften des „Aufbau“ vertretenen Autoren Manfred Hausmann, Johannes Tralow, Georg Schwarz, Ernst Penzoldt sowie Walter von Molo und die Verleger Desch und Hieronimi. Ihre Antworten wurden ausschließlich in den Zeitschriften der westdeutschen Friedensbewegung veröffentlicht. Sie bekannten sich zu Deutschland als einem friedlichen Vermittler oder einer „neutralen Pufferzone“. Entscheidend für den Boykott durch die Presse der Bundesrepublik dürfte folgende Passage der u. a. von

Ernst Penzoldt unterschriebenen Erklärung gewesen sein: „Wir sind überzeugt, daß trotz aller Gegensätze zwischen Ost- und Westdeutschland die Wurzel der Kriegsgefahr nicht im deutschen Volk selbst liegt. Darum muß es möglich sein, das Angebot des Ministerpräsidenten Otto Grotewohl an den Bundeskanzler Dr. Adenauer über die Wiederherstellung der deutschen Einheit sachlich zu erörtern und anzunehmen.“

Auch Brechts Offener Brief, aus dem, wenn überhaupt, meist nur der Vergleich Deutschlands mit dem antiken Karthago zitiert wird, nahm auf Grotewohls Angebot einer „gesamtdeutschen Beratung zur Vorbereitung allgemein freier Wahlen“, „um die Wiedervereinigung auf friedlichem Wege herbeizuführen“, Bezug. Als Beitrag der deutschen Schriftsteller und Künstler zu diesen Beratungen stellte sich Brecht eine Diskussion über seinen Vorschlag der „einen Einschränkung“ der „völligen Freiheit“ der Künste vor: „Die Einschränkung: keine Freiheit für Schriften und Kunstwerke, welche den Krieg verherrlichen oder als unvermeidbar hinstellen, und für solche, die den Völkerhaß fördern.“

Der Verleger Ernst Rowohlt erinnerte in seiner Antwort daran, daß diese Einschränkungen „uns Deutschen ja schon lange durch Kontrollratsbeschuß aufgegeben sind“, und plädiert dafür, „sie in voller Freiwilligkeit und vom innersten Herzen her als gültig zu begreifen und anzuerkennen“. „Uns Deutschen“, schloß er, „haben die letzten Kriege gezeigt, daß der Krieg nur eine Fortsetzung einer schlechten Politik ist mit noch schlechteren Mitteln. Auch ich bin daher Ihrer Ansicht, daß jetzt Deutsche mit Deutschen beraten müssen, um ein Gesamtdeutschland wiederherzustellen.“ In demselben Sinne „gegen die Wiederaufrüstung und für eine Verständigung mit dem Osten“ antworteten die Inneren Emigranten Paul Distelbarth und Ernst Penzoldt: „Ich bin dafür, daß man miteinander redet, gerade wenn die Meinungen auseinandergehen“, so Penzoldt. Eine zu den schroffen Absagen Stefan Andres', Wolfgang Weyrauchs und Heinz-Winfried Sabais' vermittelnde Position nahm Emil Belzner ein, der aus Brechts Brief vor allem eine bedingte Anerkennung der Autonomie der Kunst herauslesen wollte. Im Namen der „ungeeinschränkten Form“ westlicher Freiheit schließlich protestierte Andres gegen Brechts „gut stilisierte (...), aber doch empörend überflüssige (...) Ermahnungen“. Weyrauchs in Form von inquisitorischen Fragen an Bertolt Brecht abgefaßte Antwort – die als einzige bezeichnenderweise in der BRD breiter bekanntgemacht wurde – ließ Brecht nur noch die Alternative, sich als naiver bzw. zynischer Betrüger oder als schizophren zu bekennen. Das Grundmuster von Weyrauchs Argumentation stand programmatisch schon im ersten Absatz, wo er sich und seine Antwort als frei darstellt und damit Brecht, das bloße Instrument anderer, für gesprächsunfähig erklärt, indem er beteuert, „(...) daß diese Fragen meine eigenen Fragen sind. Keiner hat sie mir eingeflößt, eingetrichtert, befohlen. Ich bekomme auch kein Geld dafür. Es sind meine freien Fragen.“ Der besonders polemische Ton folgte im Falle Weyrauchs wohl aus dem Wunsch, seine frühere Beteiligung am „Deutschen Gespräch“ in den Friedensheften des „Aufbau“ vergessen zu machen; im Falle Heinz-Winfried Sabais' war es der Eifer des ehemaligen SED-Mitglieds, das zu berichten wußte: „Ich habe viele junge Leute, Studenten, Parteifunktionäre und auch Schriftsteller in der Sowjetzone davon reden hören, daß sie für die ‚Befreiung‘ Westdeutschlands, die hier niemand wünscht, gern ein Maschinengewehr schlütern würden.“ Der Rekurs auf diese angebliche DDR-Erfahrung sollte die Ablehnung des Gesprächs über die „Einheit Deutschlands“ damit begründen, daß Brecht darunter „die Ausdehnung des

Befehlsbereichs des rotbraunen „Staatssicherheitsdienstes“ und seiner Menschenjäger bis an den Rhein und unter Frieden (...) die „friedliche Ordnung“ der sowjetischen Arbeitslager oder der Massengräber“ verstehe. Das bei Weyrauch grundlegende und bei Döblin anklingende Argument gegen das „Deutsche Gespräch“, die sozialistischen Schriftsteller seien als vom Staat oder der Partei Organisierte unfähig zur offenen Auseinandersetzung, wurde von Ernst Penzoldt in seinem Bericht über die wichtigste Veranstaltung der Gesprächsinitiative, das vom Bundesminister Jakob Kaiser so heftig angegriffene Starnberger Gespräch, in den Mittelpunkt gerückt.

Penzoldt stellte seinen Bericht über das Treffen von 60 in der Bundesrepublik und 4 in der DDR lebenden Autoren (Bredel, Hermlin, Huchel und Uhse waren anstelle der von der „FAZ“ erwarteten Becher, Brecht, Seghers und Zweig gekommen) unter das Motto: „Wenn man sich mit einem Indianer unterhält, heißt das noch lange nicht, daß man eine Rothaut werden möchte.“ Diese Verteidigung war nötig, weil in der Presse der Bundesrepublik die – so Penzoldt – „ein wenig stark(e)“ Einschätzung vorherrschte, „die Teilnehmer an diesem ersten Versuch einer friedlichen Verständigung durch die Schriftsteller seien denen gleichzusetzen, die seinerzeit die Huldigungsadresse an Hitler unterschrieben hatten“. Die Gleichsetzung von „Rot“ und „Braun“ hatte in den Wochen vor dem Treffen in Starnberg insbesondere durch einen Offenen Brief des US-Komitees des Kongresses für kulturelle Freiheit Resonanz gefunden. John Dos Passos, Upton Sinclair, John Steinbeck und Thornton Wilder hatten von den westdeutschen Schriftstellern mit Verweis auf die Nazivergangenheit gefordert: „Kein freier Schriftsteller sollte im PEN-Club bleiben, solange Johannes R. Becher ihm als führendes Mitglied angehört.“ Hermlin beschrieb die „Argumente“ der Kampagne gegen das Starnberger Treffen so: „1. Wenn ein Westdeutscher mit einem Ostdeutschen spricht, ist der Westdeutsche immer der Genasführte. 2. Die ostdeutschen Sprecher handeln als zynische ‚Verführer‘, die westdeutschen Sprecher als politische Kinder. 3. Man darf überhaupt nur mit Leuten sprechen, die die gleichen Meinungen haben wie man selber.“

Mit der Delegierung von Hermlin, Huchel, Bredel und Uhse trug der Kulturbund nicht nur den Bedenken Döblins gegen die offizielle Form eines Gesprächs Rechnung, sondern entlastete das Gespräch auch von dem Problem der Präsidentschaft Bechers, der sich in diesem Zusammenhang auch bereit erklärte zurückzutreten, wenn die weitere Einheit des PEN gewahrt bliebe. Die Teilnahme jüngerer DDR-Autoren entspricht allerdings auch der starken Vertretung der jungen Generation in Starnberg: Nicht nur Walter Kolbenhoff, der schon am 1. Deutschen Schriftstellerkongress teilgenommen hatte, sondern auch Wolfgang Bächler und Hans Werner Richter repräsentierten in Starnberg die Gruppe 47. Mit Hans Henny Jahnn, Peter Martin Lampel und Rolf Italiaander waren Mitglieder der Freien Akademie der Künste in Hamburg gekommen.

Vorbereitet wurde die Tagung durch einen Sammelband „Wir heißen euch hoffen“, der auf 120 Seiten in „Vers und Prosa“ von „Kommunisten, Katholiken, Liberalen“ „die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung Deutschlands“ und das „Einheitsbewußtsein des deutschen Volkes“ dokumentierte, u. a. in Texten von Alfred Döblin, Karl Jakob Hirsch, Walter von Molo und Hans Reisiger, die in Starnberg selbst nicht anwesend sein konnten. Molo stellte in seinem Beitrag zum Almanach die Frage: „Aber wie soll die Jugend das verstehen, die jetzt im westlichen Teile Deutschlands zum zweiten oder dritten Male gedrängt wird, alles zu verachten, was ihr gestern oder vorgestern als

das Ziel der Vollendung eingebläut wurde?“ Der Sammelband zeigt trotz der Verschiedenartigkeit der Positionen ein gemeinsames Leitmotiv: die nationale Selbtkritik. Exilierte, Innere Emigranten und Junge stimmen darin überein, daß die Remilitarisierung Deutschlands den „historischen“ und „moralischen Sinn seiner Niederlage opfern“ würde. Als Versuch, diese Vergangenheitsbewältigung und zur Neutralisierung Gesamtdeutschlands, die Forderung, Europa zu zählen und deshalb „Brückenbauer“ zu werden. Auch die Auffassungen über die Rolle der Literatur im gesellschaftlichen Leben blieben von der Selbtkritik nicht unberührt; Jahnn und Penzoldt sprachen ihr in einem emphatischen Sinn die Aufgabe der „Verständigung“ zu: „(...) die eigentliche Aufgabe der Kunst der Verständigung beginnt ja erst, wo man sich nicht versteht.“ Gerade weil Penzoldt von der Würde der Kunst sehr überzeugt war, konnte er sie nicht aus der gesellschaftlichen Verantwortung entlassen: „Krieg ist im Grunde nichts als Mangel an Phantasie und an Gedächtnis.“ Die Literatur könne nur dann Gedächtnis und Phantasie für den Frieden entwickeln, wenn die Schriftsteller mit der Illusion brechen, über ein „neutrales“ „inneres Reich“ zu verfügen, wie besonders Anna Seghers in ihrem Beitrag „Der Lehrer“ betonte.

Verständigung war das Resultat, das Alfred Döblin von deutschen Gesprächen erwartete, „eine Veränderung, d. h. Verbesserung des geistigen Klimas“; sie konstatierte Penzoldt für den Starnberger Versuch, wenn er zusammenfaßte: „Der Dialog zwischen Menschen ist ein wesentliches Kunstmittel des Schriftstellers. Er muß die Gedanken beider Partner kennen, die Hamlets sowohl wie des Laertes, um nur irgendein Beispiel zu nennen. Ein Gespräch zeigt die Physiognomien der Teilnehmer, während der Leser eines Zeitungsartikels das Gesicht des Verfassers nicht sieht, und er nicht die Gesichter, die die Leser machen. Allein schon darum war es der Mühe wert, diesen ersten Versuch (...) zu wagen. (...) Ich bin sehr dafür, das begonnene Gespräch fortzusetzen. Nicht mit Funktionären, sondern mit Menschen.“

Gegen diese Möglichkeit einer erfolgreichen Weiterentwicklung der Verständigung zwischen ost- und westdeutschen Schriftstellern intervenierte das Bundesministerium für Gesamtdeutsche Fragen.

Die gewünschte Spaltung erfolgte im Anschluß an die Düsseldorfer Tagung vom 23.–25. Oktober 1951. Hier wurde Becher zwar nochmal wiedergewählt, aber die in der Abstimmung unterlegenen Feinde eines gesamtdeutschen PEN traten mit längst vorbereiteten Erklärungen aus. Karl Friedrich Borée war der einzige Vertreter der Spaltergruppe, der an der Düsseldorfer Tagung teilnahm und direkt nach der Wahl seinen Austritt erklärte.

Er hatte, wie er am 2. Oktober 1951 Wilhelm Lehmann schrieb – „auf Anregung“, wahrscheinlich des Deutschen Komitees des Kongresses für kulturelle Freiheit – zur Vorbereitung der Tagung eine Denkschrift „Über Toleranz und Geistesfreiheit“ verfaßt und verschiedenen PEN-Mitgliedern mit der Bitte um Unterzeichnung zugeschickt. Borées Grundthese lautete: „(...) wer zum neuen Konzentrationslager Buchenwald ‚Ja‘ sagte (!), sagt auch zum alten ‚Ja‘.“ Die „Denkschrift“ faßte einige Aktionen zusammen, die Borée im Auftrage der „Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit“ und der ebenfalls in Westberlin lebende, zeitweise vom Bundesministerium für Gesamtdeutsche Fragen beschäftigte Schriftsteller Gerhart Pohl zugunsten in der DDR wegen Verstößen gegen Kontrollratsgesetze inhaftierter Buchhändler organisiert hatten. Pohl hatte Gertrud von le Fort und Reinhold Schneider unter Hin-

weis auf die PEN-Charta, die – so Pohl – „dekorativ“ und damit unsittlich“ werde, „wenn sie nicht angewendet wird“, dazu veranlaßt, bei Becher gegen die Verurteilung einer katholischen Buchhändlerin aus Ostberlin zu protestieren, die politische Broschüren des katholischen Westberliner Morus-Verlags verkauft hatte. Wie wenig es Borée und Pohl um den Fall Ursula Mocny ging, verdeutlicht Borées Weigerung, die Tatsache der von Becher durch ein „Gnadengesuch“ erwirkten Aussetzung der Strafe zur Bewährung in der Darstellung des Falls, die seine „Denkschrift“ enthielt, auch nur zu erwähnen. „Ich halte dies für keinen Umstand, der das Wesen der Sache ändert.“

Borée konnte für die Unterzeichnung seiner „Denkschrift“ Martin Beheim-Schwarzbach, Hermann Kasack, Ernst Kreuder, Wilhelm Lehmann, Rudolf Alexander Schröder und Georg von der Vring gewinnen.

Die „Denkschrift“ stellte nicht die einzige Form der Vorbereitung der Düsseldorfer Tagung durch Borée und seine „Anreger“ dar; am 1. Oktober 1951 fragte er z. B. bei Wilhelm Lehmann an, ob dieser nach Düsseldorf fahren werde. „Ich frage aus einem besonderen Grunde an: es hat sich jemand gefunden, der aus reinem persönlich Idealismus eine beachtliche Summe spenden will, die zu Reisebeihilfen verwendet werden soll.“

Entscheidendes für die Vorbereitung der Düsseldorfer Tagung hatten die Anhänger eines gesamtdeutschen PEN von dem Internationalen PEN-Kongreß in Lausanne erwartet, der vom 22. – 27. Juni 1951 stattfand. Der vom Bundesminister Jakob Kaiser wegen der „Besonderheit“ seiner „Denkweise“, die „einen Ausgleich zwischen den Gegensätzen für möglich“ halte, scharf angegriffene Präsident Hermann Friedmann erhoffte sich hier internationale Unterstützung für die Einheit des PEN gerade wegen der ohne „Grund und Recht“ erfolgten „Einmischung“ des Bundesministers. Friedmanns Optimismus, der internationale PEN werde den Deutschen klarmachen, „daß der Unüberschreitbarkeit der politischen Grenzen die Unabsperrbarkeit der geistigen gegenübersteht“, wurde enttäuscht.

Am 22. Juni schickte Friedmann einen Bericht an die Feuilletonredaktion der US-amerikanischen „Neuen Zeitung“, der selbstverständlich nicht gedruckt wurde, weil Friedmann hier nochmals versuchte, die Orientierung auf den gesamtdeutschen PEN über den in Lausanne offen zutage getretenen Spaltungswillen zu stellen. Friedmann schrieb beschwörend: „(. .) der Generalsekretär Hermon Ould und das Präsidium des Internationalen PEN hatten keinen Zweifel daran gelassen, daß eine Teilung des deutschen PEN unter keinen Umständen genehmigt werden würde, auch wenn der deutsche PEN sich aus diesem Grund auflösen müßte.“ Wenn Friedmann in dem nicht gedruckten Artikel die Unterstützung des deutsch-schweizerischen PEN-Präsidenten Robert Faesi beanspruchte, wird das Illusionäre seiner Einschätzung offensichtlich: Faesi für die „Neue Zürcher Zeitung“ verfaßter Bericht sah die „Bedeutung“ des Kongresses gerade darin, „(. .) daß auf ihm zum erstenmal das Kind beim Namen genannt und die Frage offen gestellt wurde, ob sich überhaupt der kommunistische Totalitarismus mit dem Geist des PEN-Clubs vereinigen lasse. Wir verneinen sie rundweg, diese Frage.“ Faesi leitete diese Einschätzung aus der Ablehnung einer von den US-amerikanischen Delegierten Ben Lucien Burman und Marc Conolly eingebrochenen und zusammen mit Hermlin, Becher, Zweig und Seghers erarbeiteten Resolution ab: „Der PEN-Club (. .) hat anschaulich bewiesen, daß Menschen aller möglichen politischen Überzeugungen und Ideologien sich an einen Beratungstisch setzen, über ihre Meinungsverschiedenheiten und eine Lösung ihrer Probleme ver-

handeln können, ohne Gewalt anzuwenden. (. .) Der 23. Internationale PEN-Kongreß (. .) richtet einen dringenden Appell an die Regierungen aller Länder, den gleichen Geist der Duldsamkeit wie ihre Schriftsteller zu zeigen und jede ihnen mögliche Anstrengung zu machen, um den Weltfrieden zu bewahren.“ Auf Betreiben vor allem der deutschen Exilschriftsteller Bruno Schönlank und Richard Friedenthal, denen aus der Exilgruppe Robert Neumann vehement widersprach, wurde der Antrag an die nationalen Zentren zur Beschußfassung verwiesen. Aus dieser Abweisung des „wohlgemeinten, aber naiven Unterfangen(s)“ der Amerikaner, dessen „Wortlaut“ „allerdings unanfechtbar war wie irgendeine der östlich inspirierten Friedenskundgebungen“, folgerte Faesi: Die Ablehnung „ist ein indirektes Mißtrauensvotum gegenüber dem Liebäugeln mit dem diktatorischen Osten“. Mit diesem Ergebnis der Lausanner Konferenz stand der Gegensatz zwischen Frieden und Freiheit für die Düsseldorfer Tagung des PEN-Zentrums Deutschland fest. Ein Abstimmungspatt brachte die Situation im deutschen PEN hier anschaulich zum Ausdruck: Sowohl die Friedensresolution von Lausanne (9:11:2), als auch eine in London von Richard Friedenthal erstellte, „die die Kriegsächtung in Verbindung mit der Forderung nach persönlicher Freiheit bringt“ – so Hans Henny Jahnn –, wurde abgelehnt.

Weil Hermann Friedmann nicht bereit war, sich von Borées „Denkschrift“ trotz der in ihr enthaltenen „Steckbriefe“ gegen DDR-Autoren zu distanzieren, kam es zu weitreichenden Veränderungen im Vorstand: Außer Becher wurden mit Tralow und Weisenborn weitere Anhänger eines gesamtdeutschen PEN gewählt, von denen auch die übrigen Posten besetzt wurden; Jahnn wurde zum Generalsekretär, Axel Eggebrecht zum Schatzmeister und Hans Erich Nossack zum Revisor gewählt. Diese Wahlergebnisse wurden von einigen der gegen die Spaltung optierenden Autoren sehr falsch eingeschätzt; so wenn es im „Sonntag“ hieß: „Dieses einige und einzige deutsche PEN-Zentrum wird mit der Arbeit beginnen.“ Außer Borée proklamierten im Anschluß an die Tagung folgende zwölf Autoren ihre Sezession, die an dem Düsseldorfer Treffen teilgenommen hatten: Lehmann, Friedmann, Kästner, Edschmid, Emil Barth, Walter Bauer, Beheim-Schwarzbach, Hanns Braun, Hans Hennecke, Martha von Saalfeld, von der Vring.

Noch im Lauf des Novembers schlossen sich u. a. Andres, Bergengruen, Kesten, Kreuder, Horst Lange und Pohl an. Auch die gewählten Vorstandsmitglieder bekamen den öffentlichen Druck zu spüren: Eggebrecht und Nossack hatten die in ihrer Abwesenheit erfolgte Wahl sofort abgelehnt, Weisenborn trat noch vor der ersten Vorstandstagung am 7. November 1951 zurück. Diese drei Hamburger, die vergeblich auch Hans Henny Jahnn zum Rücktritt rieten, der durchaus allergisch auf die „Siegerlaune“ westdeutscher, dem Demokratischen Kulturbund Deutschlands angehörende Autoren wie Peter Martin Lampel reagierte, und Peter Huchel bat: „Bitte raten Sie Ihren Freunden zur Mäßigung – zur Mäßigung in der Beurteilung der Lage“, richteten am 1. Dezember eine Resolution an „beide PEN-Gruppen“, „(. .) bei den bevorstehenden Beschlüssen nicht zu vergessen, daß eine letzte Chance zukünftiger Einigung erhalten werden muß. Geistesfragen dürfen niemals als reine Machtfragen erledigt werden.“ Die Mahnungen dieser Autoren verhallten ungehört, so wie sich drei Monate später das am 11. und 12. März 1952 in Paris tagende Internationale Exekutiv-Komitee des PEN nicht mit ihrem Antrag befäste, „ihnen ein Mandat zur Neuerrichtung eines deutschen PEN-Club (zu) übertragen“. Auf derselben Sitzung wurde „mit 15 Stimmen (gegen 4 bei 2 Enthaltungen) das Deutsche PEN-Zentrum (Bundesrepublik) als au-

tonomes Zentrum anerkannt“. Der Internationale Kongreß des PEN in Nizza im Juli 1952 bestätigte einstimmig diese Anerkennung. Das zweite deutsche, ausschließlich bürgerliche Zentrum konstituierte sich inoffiziell im Dezember 1951, offiziell erst am 6.–8. Dezember 1952 in Darmstadt in den Räumen der Akademie für Sprache und Dichtung. Die Jahrestagung der Akademie, die Benn den Büchner-Preis verlieh, hatte zuvor beschlossen: „Anlässlich wiederholter halboffiziöser Anfragen und Aufforderungen aus dem Osten erklären die in Darmstadt versammelten Mitglieder der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, daß sie, wie alle Menschen guten Willens, für den Frieden und gegen den Krieg sind. Den propagandistischen Mißbrauch dieser selbstverständlichen Haltung lehnen sie ab.“

Unter den Autoren, die sich zur Darmstädter Tagung anmeldeten, war manch einer, der noch wenige Monate zuvor für das gesamtdeutsche Gespräch eingetreten war, so Ernst Penzoldt. Befriedigt konstatierte Rudolf Pechel: „Die Reinigung hat gezeigt, daß nur wenige Einzelgänger einer klaren Entscheidung zwischen Ost und West ausgewichen sind, indem sie entweder ihren Austritt erklärten oder noch abwartend beiseite stehen.“

Im Referat des Präsidenten Erich Kästner über das erste Jahr, in dem „der PEN der Bundesrepublik ja erst richtig auf die Füße gestellt wurde“, ging es vor allem um die internationale Anerkennung des westdeutschen als des eigentlichen deutschen Zentrums. Kästner brachte die Spaltungsgeschichte auf eine Formel: Sie sei unvermeidlich gewesen, „weil etwa Dreiviertel der Mitglieder des vorher bestehenden ‚Zentrums Deutschland‘ der Ansicht waren, daß die Begriffe ‚Frieden und Freiheit‘ nicht voneinander zu trennen seien, während die Mitglieder, die fast ausschließlich im Osten wohnten (Deutsche Demokratische Republik) sich auf den Standpunkt stellten, daß Freiheit der Meinungsäußerung dem Krieg Tür und Tor öffnete“.

Wie richtig Hans Henny Jahns anlässlich der Broschüre des Bundesministeriums für Gesamtdeutsche Fragen geäußerte Einschätzung war, „daß der PEN-Club plötzlich unter den Einfluß der Bonner Regierung rückt“, zeigt der einstimmige Beschuß der 1. Hauptversammlung des westdeutschen Zentrums „Manifest für die deutsche Jugend“, in dem der PEN-Club sich für zuständig erklärt, die Mängel der „Propaganda der Bundesregierung“ auszubessern. „Ludwig Curtius“, vermerkt das Protokoll, „führte lebhaft mit viel jugendlichem Feuer Klage darüber, daß zu ihm nach Rom so viel deutsche Jugend käme, die infolge der mangelnden Propaganda der Bundesregierung über die wahren Ziele der Demokratie nicht genügend belehrt sei. Er bat den PEN, der Jugend durch einen Appell zu helfen. Einstimmig wurde daraufhin folgende Resolution gefaßt: (...) Es wird eine Schrift geplant, in der das Thema ‚Freiheit und Friede‘ von sechs oder mehr verschiedenen Persönlichkeiten zu beleuchten wäre. Auch der Titel dieser Schrift wird sein ‚Freiheit und Friede‘.“

Thomas Frey Salto mortale

Auf bundesdeutschen Theaterbühnen kann der Zuschauer eine neue Glanznummer bestaunen, der in den Feuilletons einiger Zeitungen wortreich applaudiert wird. Der *salto mortale*, der Todessprung. Zur Zeit wird er als Luftsprung rückwärts mit mehrfacher Drehung um die Querachse dem verblüfften Publikum vorgeführt. Bravo, schallt es von den Rängen!

Ein Beispiel: Peter Stein, Symbolfigur des kritischen Aufbruchs Ende der sechziger Jahre, distanziert sich von seinen wichtigsten Inszenierungen. „Ich werde nie wieder akzeptieren, daß eine Produktion wie ‚Peer Gynt‘ das Licht der Welt erblickt. Der ‚Tasso‘ auch nicht.“ Diese Äußerung Peter Steins bräuchte niemanden zu irritieren, denn das Abwenden von „Jugendsünden“ gehört schon fast zum Alltag der Jahre nach 1968. Damit könnte man leben, wenn aus der Kritik der bisher geleisteten Arbeit ein neuer kritisch-produktiver Ansatz geschaffen würde. Doch Peter Stein schwimmt zu ganz neuen Ufern: „Ich bemerke, daß ich immer mehr dazu neige, dem rein Konventionellen anheimzufallen.“ An dieser Stelle setzt meine Unruhe und Verärgerung ein, denn Peter Steins individuelle Wendung zeigt auch Grundsätzliches an. Mit „konventionell“ meint er eine Inszenierungsmethode, die den Text aus sich heraus deutet und unangetastet läßt. Kein produktives Eingreifen mehr in die Textstruktur, keine aus heutiger Sicht kommentierende Regieführung, nur noch autonomer Text. Ein prominenter Einzelfall? Keineswegs! Auch andere entdecken die Regiekunst ohne – wie sie es nennen – fremde Aufträge. Die Feuilletons begleiten und befördern diese Entwicklung, ein neuer Trend hat sich entdecken lassen. Die Gegenrevolutionierung hat Tritt gefaßt, auch im Theater, das sich halb freiwillig, halb getrieben in die Kulturregion begibt, um den *salto mortale* der Gegenrevolutionierung einzustudieren. Das Szenario dieser Arena macht die Tragweite der sich abzeichnenden Entwicklung deutlich. Kriegsübungen, *war theatre* im Englischen genannt, die mögliche Menschheitsvernichtung, gesellschaftliche Krise und die bieder-männisch sich gebende Wende zur geistig-moralischen Erneuerung aus Bonn im Kampf um die Köpfe der Menschen sind nur einige Stichworte des Szenarios. Christa Wolf fand ein treffendes Wort: „Vorkriegszeit“.

Welche Tendenzen lassen sich im einzelnen feststellen? Die Wendung zum „Konventionellen“ korrespondiert in vielerlei Hinsicht mit den Überlegungen Günther Röhles von der FAZ. „Zurück in die Kunst“, lautet seine Aufruforderung. Man fragt sich, wo das Theater denn die ganze Zeit über zu finden war. Günther Röhle gibt Auskunft. Die „negative Ästhetik“ hat die Bühnen beherrscht. Die Götzen des „Regietheaters“ und des „wilden Theaters“, die dem „Oppositionstheater“ verpflichtet waren, sollten nun endlich einer neuen Epoche weichen. Er fordert zur „Rekonstruktion“ auf und zur „Vergewisserung (der) Kunst- und Ausdrucksmittel, auch der einst verworfenen“, um über das Theater „der Erinnerung“ und des „Wiederehens“ zum „Menschentheater“ zurückzufinden. In „schöner Ordnung des Kunstwerks“ und in „geschlossener Form“ soll wieder „Übersinnliches gegenwärtig“ werden. Günther Röhle gibt für diese Prozedur genaue Anweisungen: „... das Moment der menschlichen Berührungen, des Freiwerdens des Schicksalhaften in dem Ritual der Ohnmacht, in dem Klage und Anklage – einander ausgeliefert – umschlingen“ – das gelte es herauszuarbeiten. Denn was für die Geschichte gelte, „daß jede Epoche unmittelbar zu Gott ist, das gilt auch für das

Kunstwerk“. Günther Rühle wird vielstimmig unterstützt mit Schlagworten wie „Werktreue“, „Theater der Sprache“ und „der Schauspieler kehrt zurück“ – was meint, der Schauspieler kehre bitte schön zum rein Handwerklichen zurück.

In solchen Positionen nur die Wiedergeburt des traditionellen Theaters der fünfziger und sechziger Jahre zu sehen, greift zu kurz. Botho Strauß, einst Dramaturg an der Schaubühne, schreibt in seinem Buch „Paare Passanten“, daß man zwar ohne Dialektik auf Anhieb ärmer denke, aber man müsse dennoch ohne sie auskommen. Es geht um Grundsätzliches. Das Theater hatte sich nach 1968 in vielen Versuchen und auch Irrwegen an die Aufschlüsselung der Dinge, der Begriffe und der Gefühle herangetastet. Oft gelang dies nur in rationalistischen Verkürzungen oder reiner Kopf-Aufklärung, statt in sinnlichen Bildern, in gestisch-konkreten Haltungen und in Träumen bzw. Utopien. Deutliche Defizite einer neuen Entwicklung, die das enge Selbst, die bornierte Ich-Konzentrierung zugunsten einer Einsicht oder Erkenntnis des anderen und der gesellschaftlichen Zusammenhänge aufgeben wollte. Dieser Ansatz soll jedoch nicht produktiv weiter vorangetrieben werden. Stattdessen zeichnen sich Dogmen eines neuen Bewußtseins ab: Mythologisierung und Fragmentarisierung. Ein *salto mortale*, wie ich meine.

Robert Wilson zum Beispiel feiert ästhetische Großereignisse a-logischer Bilder einer Märchenwelt außer Zusammenhang. Obwohl auf der Bühne vieles (Aktionen, Licht, Ton) in Bewegung ist, werden seine Inszenierungen zu einem Theater des Stillstandes, der Ausweglosigkeit, dargeboten in konkurrierenden Einzelteilen, die sich nicht zu einem Ganzen zusammenfügen. Bildewahn und Schönheitssinn gehen eine Verbindung ein, die sich zur Ekstase der Assoziationen steigert. Robert Wilson steht beispielhaft für den Versuch, eine nur noch als Fragment und rein fragmentarisch wahrgenommene Welt künstlerisch in Splittern und Bruchstücken auszudrücken. Meine Kritik richtet sich nicht gegen das Auskosten von Augenblicken oder gar gegen die Montage von Einzelteilen, auch nicht gegen das Einsetzen einer ausgeklügelten Licht-Ton-Ästhetik, die sprachlos Zeichen setzt, sie wendet sich jedoch gegen den Verlust an dialektischen Zusammenhängen und gegen die Atomisierung in Einzelbilder. Aus der berechtigten und notwendigen Kritik des vordergründigen Rationalismus, der Kopf-Aufklärung und der fatalen Ideologiekonstrukte falschen Ganzheitsdenkens entwickelte sich bei Robert Wilson eine totale Kehrwendung ins Gegenteil. Er zeigt einen Bilderschleier, der den Blick auf gesellschaftliche Zusammenhänge und auf Interpretationen, die auf Veränderung drängen, im Bildernebel erstickt. Das Unbegreifliche feiert Triumphe. Wenn Adorno vom „falschen Ganzen“ spricht, dann muß an dieser Stelle von der Lüge der Bilder-Splitter ausgegangen werden.

Und Peter Stein? Seine Inszenierungen sind gekonnte Metaphern der Aussichtslosigkeit menschlichen Handelns überhaupt. Die Bilderstruktur ist nicht wie bei Robert Wilson a-logisch, aber ihnen fehlt der subversive Charakter früherer Arbeiten. In Tschechows „Drei Schwestern“ zum Beispiel entwickelt Peter Stein nicht mehr ein ästhetisches Konzept, das die Ausweglosigkeit einer Klasse sinnlich bloßlegt, sondern Projektionen des Endzeitmythos in kühler, statuarischer Schönheit und in einem geschlossenen System formaler Ästhetik. Diese ruht in sich selbst, sucht nicht mehr nach Zusammenhängen in unsere gegenwärtige Realität. Diese Konzeption läßt nicht mehr das Spielen von Gegenwelten zu, um die Träume von Angst und Hoffnung einer Gesellschaft vorzuführen, die in der Tat daran ist, traumlos an ihrem Untergang zu arbeiten. Peter Steins Inszenierungen werden somit zu einer Art Ster-

behilfe in steriler Schönheit für eine Menschheit, der man keine Zukunft mehr gibt. Die Kunst wird wieder zum Ritual ohne Eingriffsmöglichkeit. In der Zeit des „Vorkriegs“ bedeutet dies letztendlich ein Todes-Ritual. Jürgen Habermas bezeichnet dies als „Eintritt in die Postmoderne“, die sich dadurch auszeichnet, daß eine „ästhetisch erneuerte Mythologie (damit ist nicht der Mythos generell gemeint, der differenzierter zu analysieren wäre, d. Verf.) die in der Konkurrenzgesellschaft erstarnten Kräfte der sozialen Integration (wie der) lösen (soll). Sie wird das moderne Bewußtsein dezentrieren und für archaische Erfahrungen öffnen“. Oder in politischen Kategorien ausgedrückt: im Kulturmampf um die Köpfe der Menschen setzt das konservative Lager auf die Entpolitisierung und gleichzeitige Mythologisierung in der Kunst. Eine Variante im „Vorkrieg“ von oben.

Unter solchen Voraussetzungen muß sich das Theater einmischen. Mit neu-thetik des Medienschrotts. Das rein kopflastige Aufklärungstheater hat sich nicht bewährt, denn zur Aufklärung gehört das Subjekt als gleichberechtigter Partner und nicht als Nur-Objekt von Belehrungen. Erkenntnisse, die nicht durch die Sinne gehen, sind eben keine Erkenntnisse. Und der Mythologisierung im Sinne des „Vorkriegs“ muß die Eroberung des Mythos durch eine kritische Adaption entgegengesetzt werden. Heiner Müller bezeichnete kürzlich sehr genau, um was es geht: „... den immer neu bedrohten und neu zu erobernden Freiraum zwischen Tier und Maschine, in dem die Utopie einer menschlichen Gemeinschaft aufscheint“, diesen Freiraum gelte es, als Waffe einzusetzen.

Karlheinz Kluge Wie Gedichte entstehen

I

Gedichte entstehen auf Firmentoiletten, behauptet ich. Man muß sich einen Produktionsablauf vorstellen, in einem hochspezialisierten Industriebetrieb, alles scheint planvoll vermittelt. In diesem System treten auch Störungen auf, oder Einbrüche. Eine Spindelbohrmaschine mit Universalkopf läuft heiß, fällt schließlich aus. Der zuständige Monteur ist bereits unterwegs. Ich kann abschalten, atme durch. Man drückt den roten Hauptknopf, signalisiert einem Kollegen den Abgang und verschwindet. Im Vorraum der Toilette hängt Dampf, dicht, trotz der neuen Umwälzanlage für Frischluft: Die Waschküche mit falschem Geschmacksverstärker. Eine der abgeschuppten Türen ist nicht verriegelt. Ich betrete die freie Kabine, kontrolliere den Vorrat an griffigem Papier. Der Reißverschluß zerteilt den Overall, ich gehe in die Knie, das aufgestickte Firmenemblem schleift in Bodennähe.

Nur sitzen und abwarten. Stumm, unwillkürlich nach links und rechts getrennt, durch falsche Preßpappe, sind Schuhspitzen und Hosenaufläufe zu erkennen. Aber der segmentierte Eindruck aus den Nachbarkatakomben verliert schnell an Wirkung. Ich lausche, atme kaum hörbar. Einer beginnt zu stöhnen, mehr oder weniger befreit, ein anderer lacht. Bruchteile aus einer Zeitung werden verlesen, ohne Vorwarnung oder Kommentar. Fußballergebnisse, Wetterprognosen, Wasserstandsmeldungen gehen hin und her; dagegen kaum ausländische Wechselkurse oder die Kennziffern der Nürnberger Anstalt. Ein türkischer Arbeiter berichtet von seinen Frauen, denen, die er schon besessen hat, und jenen, die bereits von ihm träumen. Selbstbewußt läßt er die Knöchel seiner Finger knacken, eine kurze Melodie, mikrohaftes Takschema, das sich beidhändig wiederholt. Alles Kürzel, geflickte Stenogramme. Was hast du gerade gesagt? Der Kollege geht, grußlos. Scheppernd fällt die Tür in das Schloß, pendelt nach. Der andere setzt zu einer Wiederholung an, wird erneut unterbrochen von der Spülung. Geruchsschwaden handeln sich über die Trennwände, so etwas motiviert einen schrecklichen Zeilenbruch. Längst habe ich den ersten Vers beendet, nicke anerkennend, das Notizbuch in meinem Schoß. Lautlos wende ich die Seite.

Jetzt kann ich auf eigene Möglichkeiten zurückgreifen, bin entspannt, eingespielt, werde nicht mehr kalt erwischt. Die Zeit spielt eine Rolle; draußen in der Werkshalle wird der Monteur auf mich warten. Aber noch gebe ich mich nicht geschlagen. Einige Spritzer setze ich gezielt auf den Spülknopf, vermittele Körpertemperatur, erst dann verlasse ich die Kabine. Schadenfroh. Bleibe stehen, registriere das herausgepulte Loch in der Wand zum Nebenabteil: Hat mich jemand beobachtet? Kollegen, der Meister, Werkschutz? Erscheint später ein versteckter Hinweis auf dem schwarzen Brett, Rubrik: Die tägliche Sauerei?

Jetzt bin ich wieder auf dem Boden, in der Halle, an der Maschine. Ich muß aufholen, habe Zeit verloren, ergreife ein Werkstück, bohre, senke, entgrate, spritze mit Bohremulsion, ein hochwertiges Kühlmittel für Temperguß und alle möglichen Stahllegierungen. Auch an meinen Gedichten werde ich weiterfeilen, in der Pause, auf dem Heimweg, wenn nötig sofort.

Ich höre meinen Namen, einer ruft, mehrmals, übertönt kurzzeitig den Rhythmus der Stanze. Der Vorarbeiter winkt, deutet auf die verglaste Mei-

sterbude. Dort hat sich der Graukittel erhoben, neben der Stempeluhr, wartend, die Arme vor der Brust verschränkt. Ich sehe die Stifte und Kugelschreiber in seiner Brusttasche. Dann beginne ich zu laufen.

II

Eine Theorie der Gedichte beginnt in der Praxis. Ein vielgeschmähtes Begegnungsverhältnis, auch oft mißverstanden. Die mögliche Trennung von Theorie und Praxis ist so einfach nicht, so wenig wie es die gesellschaftliche Wirklichkeit selbst ist, oder die dichterische. Wenn Lyriker über eine Theorie der Gedichte schreiben, berichten sie letztendlich über die Entstehungsmöglichkeiten und Lesarten ihrer Produkte. Das ist nicht mißzuverstehen als Blindheit gegenüber dem Kunstwerk der anderen, sondern ein gewisser Eigennutz des Dichters, mit Sicherheit und Konsequenz das praktisch zu demonstrieren, was bei den Produkten der Kollegen Schwierigkeit bereitet, auch Arbeit. Ist es zuviel verlangt, wenn den Rest eines solchen lyrischen Steckkastensystems die hochbezahlten Kritiker zu erarbeiten hätten? Diese Sprachberater, deren Besprechungen von Lyrik an Zauberformeln erinnern, milchiger Saft aus Löwenzahnstengeln, Voodoo im Mondlicht. Was bleibt, ist noch immer die Arbeit des Lesers.

Nur: Interesse und Ausbildung geschulter Germanisten sind ebenfalls nicht höher zu veranschlagen, was das Verständnis von Produktion und Verteilung der Lyrik betrifft. Anfang der achtziger Jahre, am Beginn meines Literaturstudiums in Westberlin, wagte ich mich, obgleich noch Grundkursler, in ein Oberseminar über die Lyrik der westdeutschen Gegenwart. So ähnlich wird der ruppige Titel geklungen haben, wahrscheinlich aber schlimmer. Der Professor, Deutsch-Amerikaner, wurde aus einer Hochschule im Mittleren Westen eingeflogen, eine Tatsache, die damals schon wieder stürmisch begrüßt wurde, oder einfach verdrängt. Percy Scheible, dieser emsige Pragmatiker, praktizierte Literaturwissenschaft im Stile eines Imkers: Arbeitsbienen, Farbtäfelchen, Fluglöcher, offen oder absichtsvoll verstopt, eine Wabenschleuder. Den Honig, also Ertrag, schöpfte er alleine ab, reichlich. Dazu kam eine Gastwohnung am Wannsee. Selbst zwei Dalmatiner wurden in einer Art Luftbrücke für die Zeit der Gastvertretung herübergeflogen. Professor Scheible eröffnete die übervolle Veranstaltung mit einer Würdigung der wichtigen These von Theodor Wiesenthal, nach Auschwitz könne niemand mehr, nur Brecht, aber man wisse ja Bescheid. Mitten in die folgende Dauerlähmung hinein schrie einer Brinkmann, Westwärts Eins Zwei, was damit sei? Oder Herburger, die Vaterkisten, alles sei geöffnet, lange nicht vorbei! Es klang wie ein wichtiger Aufruf zu einer Demonstration; die Namen: unbekannt. Glücklicherweise saß ich auf einem Freischwinger, leicht lädiert durch den alltäglichen Vandalismus, ging also nicht in die Knie. Nichts geschah. Nur Scheible notierte sich etwas in sein schmales Notizbuch, schob es zurück in seine Brusttasche. Dort würden auch die beiden Dalmatiner artig sitzen, auf einem Sofortbild. Lange hing ich diesem Gedanken nach, zu lange. Als ich schließlich vor den Assistenten trat, am beleuchteten Stehpult, waren alle Referate und Hausarbeitsthemen bereits vergeben. Der junge Hilfsdozent hängte seine fein gearbeitete Lederjoppe vom Stuhl, klappte eine Art Kinderkoffer zu, ich werde mich über die zahllosen Disney-Motive gewundert haben, ein Markenzeichen vielleicht, Anpassungsmanöver, zu einer abschließenden Frage blieb keine Zeit, er war bereits dem Meistermacher hinterhergeeilt, das Bild eines kleinen dressierten Hundes, ich trat aus dem Hörsaal.

Einzelheiten sind geblieben, heute formulierbar, wie ich damals den zukünftigen Mentor, Hilfslektor und Freund meiner Gedichte kennenlernte. Auch er war vom wissenschaftlichen Hilfssheriff abschlägig beschieden worden, würde für dieses Semester keinen „Schein“ erhalten. Aus den Papieren der Seminarankündigung formte er Bälle, ließ sie aufstropfen, übte effektvolle Freistöße auf ein nicht vorhandenes Tor. Wahrscheinlich fand ich Gefallen an dieser Übung und sprach ihn an. Bei einer Gedeckpizza, mit dem Nachgeschmack einer bepißten Wolldecke, dazu wurde reichlich Kopfschmerzwein gereicht, offenbarten wir uns beide voreinander. Auf eilig abgerissenen Bestellzetteln knallten wir unsere eigenen Gedichte herunter. Das schönste Gedicht meines neuen Freundes trug den Titel „Aschaffenburg“. Es handelte sich um eine Liebesbeziehung von zwei Internatsschülern; in der Stadt selbst hatte er meines Wissens nie gewohnt. Irgendwann wurde die Dahlemer Pizzeria geschlossen. So angstvoll waren wir gewesen, hatten unsere Gedichthefte sorgsam zu Hause gelassen, keiner sollte unsere Äußerungen verstehen.

Aber diese Zeiten waren nun vorbei. Schon am nächsten Tag, der erste NovemberSchnee hatte die dreckige Halbstadt gleichmäßig verschönt, besuchte ich meinen Freund Jost. Bauernkrieg fiel mir ein, selbst großgeworden in abgeschiedener badischer Provinz. Aus irgendeinem wichtigen Grund hatte ich auch meine Gitarre dabei, ein Halbresonanzmodell, elektrisch zu verstärken, zwangswise geerbt von einem flüchtigen Vater. Er hatte nach dem Krieg in einer Jazzformation getingelt, die sich „Crazy Mamas“ nannte, bekannt zwischen Lörrach und Karlsruhe. Noch heute bewahrt meine Mutter einige Schwarzweißaufnahmen der Gruppe auf, getrennt von dem Wust der Familienfotos, in einer Keksdose. Der schneebedeckte Gitarrenkoffer und noch mehr sein Inhalt übte einen starken Eindruck auf Jost aus. Vor den Augen der Wohngemeinschaft erlöste er das Instrument aus seiner Plüschartgruft, trainierte mit der Griffhand einige Läufe, für einen ehemaligen Geiger kein Problem. Meine Finger blieben noch einige Zeit steifgefroren und blau: Die Wegstrecke von Kreuzberg nach Steglitz zu Fuß, also ohne Fahrgeld, war bei einem solchen Temperatursturz nicht zu unterschätzen,

Gedichte, so verkündeten wir am Ende dieses verschneiten zweilichten Tages, sollten alle Lebensfasern und Möglichkeiten des Alltags enthalten in Zukunft, selbst die Äußerungen eines knapp zweijährigen Pflegekindes der Wohngemeinschaft, genannt Patrizio, der, freistehend auf einer Stuhlkante, eine spanische Suppenzwiebel verspeiste, als ob es sich um einen duftenden Tiroler Luxusapfel handle, also ohne Tränen und Geschmack. Der Blick in die Schriften von Brecht ergab zu vorgerückter Stunde einen sozusagen theoretischen Sicherheitsgurt unserer zukünftigen Bemühungen: Sein Diktum von der Singbarkeit der Lyrik war zwingend. Was lag näher, als unsere Eigenprodukte einer Vertonung zu unterziehen, unsre bislang partisanenhafte Präsenz im künstlerischen Bereich entschieden voranzutreiben, zum Nutzen der zukünftigen Adressaten. Ich ließ die Probetermine mit einer zu gründenden Bluesgruppe sausen, einzig der Sänger war erbost. Perser und gleichfalls Brechtianer, widmete er sich fortan nur noch dem sozialkritischen Kurzfilm und verkündete allen, die es hören wollten, die Westdeutschen wären unfähig, Röcke und Blusen vorzutragen. Gleichwohl, Haroun Farocki hatte sich für immer und richtig entschieden. Jost und ich dagegen traten nun mit unseren singbaren Gedichten in den U-Bahn-Verliesen am Halleschen Tor auf. Wir hatten die Praxis gewählt, und damit zugleich das Kleingeld: Trotz peniblem Nachzählen, die Münzen im ramponierten Gitarrenkoffer meines verschollenen Vaters reichten nicht zum Überleben. Die Auftritte und Vorstel-

lungen wurden schwerfälliger, mein Freund litt an einer Sehnenentzündung im Handgelenk, verwies auf fröhliche Übungskatastrophen, ließ jetzt wochenlang seine Geige zu Hause, kein aufmüpfiges Pizzicato, einen Endreim kurz und tonal kursiv heraushebend; ich verrichtete Schwerarbeit auf Arbeitsessen im Frittentrakt des nahegelegenen Hertie-Kaufhauses eröffnete mir Jost den Entschluß, Bildhauer zu werden. Seine Therapeutin hatte ihm diesen gestalterischen Kurswechsel dringend angeraten, seine schlaffe Linke würde sich wieder kräftigen. Die Aufnahmeprüfung an der Bildhauerklasse der Hochschule hatte er bereits vor einem Monat mit Erfolg bestanden. Anfang nächster Woche würde er mit seiner jung gebliebenen Seelsorgerin hinunter nach Italien fahren, auf der Suche nach Werkstoff aus Carrara, der schmerzloseste und feinste Stein unter den marmorierten. Das mußte der amerikanischen Radiomafia angerechnet werden: Für J. Morrison, einen der wichtigsten Vatermörder der Moderne, hatten sie einen Grabstein aus diesem Material gewählt, zu besichtigen auf dem Kirchhof von Père Lachaise, Paris. Ich wünschte meinem Freund viel Erfolg und trug sofort meine Gitarre nebst transportablem Batterieverstärker in eines der bekannten Leihhäuser: Das Sommersemester würde bald beginnen, ich hatte kaum Geld, mußte mich nach einer Nachtarbeit umsehen.

In einer Schokoladenfabrik fand ich Beschäftigung. Mit zwei Kollegen, einem Rentner und einem Betonfahrer, der restlos verschuldet war, einige Jobs parallel hinter sich brachte, dabei Steuertabellen im Gedächtnis austarierend, mit diesen beiden kontrollierte ich rotierende Mischtrommeln samt Kakao-butterm. Der süße Inhalt mußte während der ganzen Nacht in Bewegung gehalten werden, würde sonst sofort erkalten und gerinnen. Ein Problem, das ich aus meiner engherzigen, isolierten Sexualität genau kannte. Bei einem Ausfall der Mischtrommeln hatten wir den Ingenieur anzurufen, der den technischen Defekt beseitigen würde. Diese Nächte in den leergefeigten Hallen waren elend. Der Rentner, Hanne von Steguweit, schlief bereits nach wenigen Stunden, das vogelartige Köpfchen auf die Resopalplatte eines Kantinentischs gelegt. Der Fahrer hielt sich mit bunten Pillen aufrecht, zerteilte des öfteren eine dieser Tabletten auch für mich, wobei er sorgsam mit einem Schuri hantierte, eine Art scharfes Rebmesser, im Ernstfall auch klaffende Schnittwunden im Gesicht hinterlassend. Diese harte Mischung, schonungsloser Realismus, bestehend aus Übermüdung, rotierender Einförmigkeit, grellem Wachzustand und rotzelndem Schnarchen des schlesischen Rentners, dies alles stachelte erneut an zur Gedichtproduktion. Das Semester würde beginnen, diesmal ohne mich.

Im Herbst hatte ich einen ersten Band mit Gedichten zusammengestellt, schrieb ein Vorwort mit provokantem Unterton, verschickte drei Exemplare an kleinere, aber wichtige Verlage. Dann war ich ohne Arbeit, vermierte mein Zimmer, fuhr für ein paar Wochen zu meiner Mutter, die im Schwarzwald eine kleine Pension betreibt, vorzugsweise für Rentner aus dem Ruhrgebiet.

Nach Weihnachten lagen meine Manuskripte allesamt im Briefkasten. Die Ablehnungen auf vorgedruckten Postkarten nebst Unterschrift. Modisch, mit Federzeichnungen bekannter Karikaturisten. Erneut mußte ich Geld verdienen. Mein Glück war es, öfter die Gaststätte wechseln zu müssen. In einer Beize lernte ich einen Stahlformer kennen. Die Stammkundschaft nannte die Wirtin Mutter. Es war eine hochblondierte Frau, schwer zu bestimmenden Alters. Auf dem fleckigen Ausschank stand eine Fotoikone aus Kunstleder.

In der Mitte war ein mehrfach prämiertes Zwergpudel zu sehen, zwei Kinder mit Schultüten links und rechts. Einen Mann gab es augenscheinlich nicht. Ich bekam die Arbeit in der Stahlformerei. Ein Spezialbetrieb, die Auftragslage kann niemals genau vorausbestimmt werden. Natürlich Senatsgelder. Wir arbeiten hier mit hochwertigen Materialien und Präzisionswerkzeugen. Die Produktion muß absolut fehlerfrei ablaufen, ohne Stockungen. Dabei entstehen Gedichte, auf der Toilette.

kürbiskern

Zeit-Gedichte

„Wer jemals an den herrschenden Zuständen etwas auszusetzen und zudem eine kleine Ader für Lyrik hatte, der müßte die Reihe der kürbiskern-Zeit-Gedichte kennen.“

Westermanns Monatshefte 1/85

Bereits erschienen: Fritz Deppert ● Jens Hagen ● Hugo Ernst Käufer
Wolf Peter Schnetz ● Dagmar Scherf

In Kürze erscheint:

Werner Dürrson: Feierabend

mit Grafiken von HAP Grieshaber

jeder Band 64–80 Seiten, broschiert, illustriert

DM 6,80 bis 8,-

Damnitz Verlag

● Auslieferung: Brücken-Verlag, Postfach 1928, 4000 Düsseldorf 1

Martin Gregor-Dellin
Händel: Fülle des Wohlauts

Ein europäischer Musiker der Aufklärung

„Vorigen Sonntag fuhr ich mit Claudio nach Hamburg, um Händels „Messias“ anzuhören“, schrieb am 5. Januar 1776 Johann Heinrich Voß an seine Braut Ernestine. „Gleich das erste begleitete Rezitativ: Tröstet, tröstet mein Volk! war bis zu Thränen rührend und die Windhem sang's auch wie ein Engel. Aber nichts kam an die Chöre. Mir schlug das Herz fast wie in deiner Umarmung und ich hätte durch die Wolken fliegen mögen. Besonders der Chor: Uns ist ein Kind zum Heil geboren! hat einen Schwung, den ich der Musik nie zugetraut habe. Stell dir die größte Freude in vier Stimmen ausgedrückt vor, wo immer eine durch die andere entzündet zu werden scheint und noch lebhafter und noch jauchzender die fröhliche Botschaft ausruft: Uns ist ein Kind geboren! Dann fugenweise: Welches Herrschaft liegt auf seiner Schulter; und nun ein paar Stimmen ganz mäßig: Und sein Name wird genannt. Drauf alle Stimmen mit Donnerton: Wunderbar! Die Instrumente donnern nach. Noch lauter: Herrlichkeit! Die Musik steigt eben so. Aber nun, als ob Blitz und Schlag zugleich käme, mit dem höchsten Ausdruck der auf Erden möglich ist: Allmächtiger Gott! daß man zusammenfährt und hinsinken will vor der Gegenwart des Hocherhabenen. (...) Ich hätte 24 Stunden ohne Essen und Trinken dastehn und mir bloß den Chor vorspielen lassen mögen...“

Johann Heinrich Voß beschreibt hier eine Überwältigung, die nicht nur quantitativer Art ist und sich nicht nur äußerer Mittel bedient, des Wechsels von Donnerwort und Gesäusel, eines vollkommen beherrschten Metiers und Musikantentums der größten Spannweiten und entlegensten Register. Da ist noch etwas der Musik nie Zugetrautes, sich Übergipfelndes eigener Art, „daß man zusammenfährt“, ein sofort heraushörbarer Händel-Ton von durchdringender und erhabener Gewißheit, der ein weniger auf Triumph und Jubel begieriges Gemüt vielleicht im ersten Moment erschreckt. Obgleich man sofort hinzufügen muß, daß dies nicht der ganze Händel ist, sondern nur die der Nachwelt zuerst zugewandte Seite und Errungenschaft, deren Voraussetzung die allmähliche Eroberung der vollen Register war, auch die Entwicklung der Instrumente, Italiens Sonne, die englische Gesellschaft – und ein zu allem entschlossener Genie-Wille, dem ein gulliverhafter Körper und eine welttrunkene Seele Kraft verliehen.

Die musikalische Typologie ist ja nicht ganz unabhängig von den physischen, konstitutionellen Voraussetzungen. Bilder und Beschreibungen lassen ein Gesicht vermuten, das einem Wolkenberg glich, aus dem gelegentlich die Sonne hervorbrach. Charles Burney, der englische Musiktheoretiker, der Händel in seiner Jugend noch erlebte, spricht von „Feuer und Würde“, von „Geistesgröße und Genie“ in seinen Gesichtszügen. Er hatte schöne, ausdrucksvolle Augen, wie noch auf dem Gemälde von Thomas Hudson gegen Lebensende. Vor allem aber war er, obwohl etwas unersetzt, von großem Wuchs, stämmig, ausladend und mit einer Neigung zu prallen Formen, als sei er das Barock selbst. Schon sein Vater, Arzt in Halle an der Saale, war ein Riese von Gestalt gewesen, eine Art Patriarch, ernst und pflichtbewußt und bei Georg Friedrichs Geburt bereits dreißig Jahre alt, so daß er ihm nicht mehr lange hinderlich sein konnte. Händels Vorfahren kamen zum Teil

aus Böhmen, Ungarn und Schlesien, er hat mit der thüringisch-sächsischen Kantoreikultur, aus der Johann Sebastian Bach hervorgegangen ist, wenig zu tun, und er stammte aus einer Musikerfamilie.

Die Deutschen, heißt es bei Adorno, treiben ihre Künstler gern zu Paaren: Bach und Händel. Sie lieben vor allem den Vergleich, und liegen zwei Geburtsdaten so nah beieinander wie die von Händel und Bach – 23. Februar und 21. März 1685 –, so bedarf es besonderer Behutsamkeit, um nicht ständig aneinander zu messen, was nicht zusammengehört, und so dem einen wie dem anderen Unrecht zu tun. Sie waren nicht nur von anderer Herkunft und Statur, sie gehörten auch verschiedenen Gesellschaftsschichten an, traten in andere Traditionen und waren zu anderen Zielen unterwegs. Voneinander nahmen sie so gut wie keine Kenntnis und sind denn auch einander nie begegnet, was es schon den Zeitgenossen schwermachte, sie miteinander zu vergleichen. Was ihr Orgelspiel betraf, so erschien den Lebenden, die von England herüberkamen oder zur Insel hinüberfuhren, immer derjenige der größere zu sein, den sie gerade hörten.

Von welchen Vorfahren Händel eigentlich die musikalische Begabung geerbt hat, bleibt ebenso ein Rätsel und Geheimnis wie die Abstammung Goethes von Gastwirten, Schultheißen und Schneidermeistern. Georg Friedrich Händel zählt – wiederum im Unterschied zu Bach – zu denen, die aus dem Nichts kommen, aus einer genetisch ruhenden Geschlechterfolge, deren Großbegabung und Übertalent sich in einer einzigen Generation verbraucht und nichts übrigläßt. Cervantes, Montaigne, Rabelais, Molière und Shakespeare gehören ebenso dazu wie Schütz, Beethoven, Schubert oder Fontane. Es gibt dafür keine Erklärung, und die Verwunderung darüber, was es denn mit ihnen auf sich habe, muß gelegentlich in ihnen allen übermächtig gewesen sein, denn es fehlt ihnen sozusagen die private Legitimation, der künstlerisch-handwerkliche Erb-Adel, die Meisterwerkstatt mit Firmenschild, auf die, und sei das Ganze noch so bescheiden, die Gabrieli, Scarlatti, Dürer, Bach oder Mozart, selbst Brahms sich berufen durften. Der Leibchirurg Händel in Halle wollte keinen Bierfiedler zum Sohn, er soll ihm das Musizieren geradezu verboten haben, und erst ein Besuch im benachbarten Weißenfels – wo fast genau hundert Jahre zuvor der Landgraf Moritz von Hessen-Kassel unter den Kindern eines ebenso bürgerstolzen Gastwirts die musikalische Begabung des Heinrich Schütz entdeckte – brachte die Wende. Der Weißenfeler Herzog Johann Adolf, der in dem von seinem Vater errichteten Schloß Neu-Augustusburg residierte, soll in der Schloßkirche auf das Orgelspiel des damals Acht- oder Neunjährigen aufmerksam geworden sein und den Vater darauf hingewiesen haben, was für eine Sünde es sei, ein solches Talent verkommen zu lassen. Es wird den Chirurgen nicht sehr überzeugt haben, denn auch danach bestand er auf einem juristischen Studium. Allerdings nannte sich schon der zwölfjährige Georg Friedrich Händel beim Tod des Vaters mit erstaunlicher Selbstgewißheit ein „der freien Künste ergebener“, und es war wohl das Verdienst des Organisten Friedrich Wilhelm Zachow in Halle, ihn nach dreijährigem Unterricht dahin zu bringen, daß er sich die Risiken einer solchen Laufbahn zumuten durfte. Zachows Einfluß wird oft unterschätzt. Man rühmt seiner Musik feierliche Breite nach, Romain Rolland findet in ihr „Motive des Triumphes“, Virtuosität und berauschende Linien, und man wird all die schwebenden Kuppeln und Pilaster in den Zügen und Hymnen, Suiten und Tänzen bei Händel viel größer wiederfinden. Der Anstoß bedarf auch das Genie, und all die Strungks und Kerlls und Zachows sind der Nährboden, auf dem das Außerordentliche wächst.

Der siebzehnjährige Student und Organist Händel fand in Halle ein Bürgerstum vor, das zwar von der Gleichheit aller Menschen vor Gott überzeugt war, in dessen von der Orthodoxie begünstigten Pietismus allerdings prunkende Musik so wenig paßte wie der Rationalismus des Aufklärers Christian Wolff. Daß hier mit diesseitiger Kunst nichts auszurichten war, muß Händel frühzeitig gespürt haben. Es zog ihn nach Hamburg, wie Reinhard Keiser, den erfolgreichsten Opernkomponisten der Jahrhundertwende, der aus Teuchern bei Weißenfels stammte. Hamburg war, dank eines ökonomisch emanzipierten, republikanischen Bürgertums, so eigenständig, daß es auf dem Gebiet der Literatur, des Theaters und der Musik mit den Höfen konkurrieren konnte. Hier trat ein Verehrer Lockes, Johann Mattheson, einer der begabtesten und zugleich eitelsten Musikschriftsteller seiner Zeit, in jungen Jahren freundschaftlich zu Händel in Verbindung, und mit ihm unternahm er einen in zweierlei Hinsicht buchenswerten Ausflug: Buxtehudes Kantorat in Lübeck sollte frei werden, und an einem hellen Mittsommerstag folgte Händel in Matthesons heiterer Gesellschaft der Einladung des Ratspräsidenten, sich die Sache anzuschauen. Nur war die Bedingung der Nachfolge, daß er Buxtehudes Tochter heiratete, und die war erheblich älter als er. Sei es nun, daß ihm die Heirat nicht schmeckte oder daß er sich jetzt schon für Oper und Konzert entschieden hatte, er ließ die Sache sein.

Der Durchbruch kam in Italien: die Einsicht in das, was er wirklich war und sein konnte, und der erste große Erfolg. Natürlich brachte Händel bereits reiche Hamburger Opern-Erfahrungen mit, aber wie sehr sein Talent unter der Sonne Italiens aufblühte und zu sich selber kam, zeigt der Abstand zwischen dem gewöhnlich „Rodrigo“ genannten dramma per musica mit dem Titel „Vincer se stesso à la maggior vittoria“, Florenz 1707, und der Oper „Agrippina“ von 1710. Händel nahm, was er vorfand, den hellen, kulinarischen Gesang, den neapolitanischen Stil, aber er bildete es durch, er verfeinerte alles, und er trieb es aus wie der Kupferschmied ein Gefäß. Mit dieser leichten Ver fremdung, bedingt durch seine musikalische Individualität, verblüffte er nun auch die Italiener, die in Venedig „Agrippina“ bejubelten und „Viva el caro Sassone!“ riefen, „Benedetta la sua madre!“ Es war, mit fünfundzwanzig, einer seiner größten Triumphe. Domenico Scarlatti, der mit ihm gleichaltrig war, lernte er vermutlich beim Kardinal Ottoboni kennen, der den Gedanken faßte, die beiden in einem Wettstreit zusammenzubringen. Beide improvisierten auf dem Cembalo, und die meisten gaben Scarlatti den Vorzug. Als es jedoch an die Orgel ging, gebührte Händel der Preis, da selbst Scarlatti einräumte, daß er bis zu dem Augenblick, da er Händel habe spielen hören, keine Ahnung von der Gewalt dieses Instruments gehabt habe. Es wurde berichtet, Scarlatti habe jedesmal, wenn man ihn für sein vorzügliches Spiel lobte, auf Händel verwiesen und sich zum Zeichen seiner Verehrung bekreuzigt. Dann wurde Händel eine Stelle in Hannover angeboten. Was an der Berufung nach Hannover am meisten auffällt – gegen tausend Taler Jahresgehalt –, ist ihre Flüchtigkeit, als hätten die Andeutungen des Earl of Manchester, des englischen Gesandten in Venedig, die italienische Oper in London brauche einen jungen Dirigenten, einem weiteren Verbleiben Händels in Deutschland schon den Boden entzogen. Der Herzog Ernst August von Hannover verbrachte auch mehr Zeit in den Logen der fünf Opernhäuser Venedigs als zu Haus. Zur Deckung seiner Schulden verkaufte er seine Truppen an Venedig, und seine Söhne trieben es ähnlich. Georg, zur Macht gelangt, war bereits mit der Frage beschäftigt, unter welchen Umständen er als rechtmäßiger Nachfolger der kinderlosen Königin Anna auf den englischen Thron gelang-

te. So blickte damals alles nach London, Händel erprobte sich in Kammermusik, und als Baron Kielmannsegg endlich einen Urlaub befürwortete, trug das Paketboot Händel zum erstenmal über den Kanal.

Im Hin und Her zwischen Hannover und England, das sich einige Jahre hinzag, gaben pragmatische Erwägungen den Ausschlag, Nationalgefühl spielte kaum eine Rolle, man diente der Kunst und den Höfen und nicht dem Staat. Als Königin Anna starb, folgte Georg von Hannover seinem Musiker nach England. Er war als König nach Einschätzung Lord Chesterfields ehrlich und langweilig, „träge und untätig selbst in seinen Vergnügungen“. Unter seinen Märessen war auch die umfangreiche Baronin Kielmannsegg. Barock, das war die Zeit ausladender Körperlichkeit und eines ungesunden Lebensstils, bei dem man in der Lebensmitte tot umfiel, und es gehörte auch für Händel viel dazu, der Lässigkeit des Vergnügungswesens mit Ansprüchen zu begegnen. Das tat er mit seiner Kunst, wie übrigens auch als Künstler.

Nach Heinrich Schütz war Händel der erste und einzige deutsche Musiker – und blieb es für lange Zeit –, der als Künstler den Herrschenden als Herr entgegentrat. Er gehörte niemals zu den Bedienten und mußte nie um seine Anstellung zittern; er konnte sich rar machen und brachte es zu einer materiellen Unabhängigkeit, die – von Katastrophen natürlich unterbrochen – seiner Arbeit förderlich war und bis in den Gestus des Werkes als Freiheit durchschlägt.

Er war ein Mann von Welt. Er kannte Neapel, Rom und die Toscana so gut wie Amsterdam, Düsseldorf, die Bäder von Aachen oder die Landspitze von England und Irland. Er hatte immer interessante Leute um sich, war Gast auf Schlössern und liebte die Nähe der Macht, den Wein und gutes Essen. Er führte in London ein Leben in großem Stil, mit Dienstboten, Kopisten und Personal, er besuchte Vergnügungsparks, speiste in zweifelhaften Lokalen wie Vauxhall Gardens am Themse-Ufer und muß zeitweise ein wahrer Fleischberg gewesen sein. Sein erster Biograph John Mainwaring glaubt die „Seltsamkeiten seiner Leibesnotdurft“ verteidigen zu sollen, und selbst Freunde wie Paolo Rolli reimten über das bezaubernde Monster: „Der Riese speist nie anders, so hören wir raunen, / Als eine gedoppelte Platte von Mast-Kapaunen.“ Aber die Fortsetzung fehlt – keine Liebesgeschichten, keine Skandale und Affären, die der Mann sich in einer von Märessen wimmelnden Gesellschaft bedenkenlos hätte leisten können, keine einzige Anekdote von den Privatgelagen, die Händel in dem schönen dreistöckigen Haus in der Lower Brook Street nahe Hanover Square veranstaltete, wozu er gelegentlich „zwölf Gallonen Portwein“ bestellte (so steht es am Rande eines seiner Manuskripte). Dieser so wundersam vitale, der Welt zugewandte, erfolgreiche und vom Erfolg nicht angefochtene Mann, er ist zugleich einer der rätselhaftesten und diskretesten Menschen, die sich denken lassen, geheimnisvoll und undurchdringlich. Händels Briefe enthalten kaum Persönliches und schon gar kein Eingeständnis, ob er glücklich war oder nicht, wen er geliebt und gemocht hat, ob er sich mit der Welt im Einverständnis fühlte oder nicht. Einer der größten Sänger des Triumphes und der Leidenschaften, dessen Harfe voll Wohlklang war – er hat geschwiegen, er hat nichts gesagt über seine Rolle in dieser Welt, ja sie scheint ihm in höchstem Maße gleichgültig gewesen zu sein. Und all diese sensationsbegierigen, redseligen Zeitgenossen wie Johann Mattheson und die Hofschreiber in London, sie haben nichts Persönliches überliefert außer ein paar läppischen Anekdoten über seine Grobheit und Eßlust, kaum einen Ausspruch, nicht einen einzigen Blick in sein Gefühlsleben. Es gibt keine Frau, keine Liebesgeschichten, oder viel-

mehr: man kann sicher sein, daß er mit Frauen nichts im Sinn hatte. Namen von Männern und Freunden die Menge: Prinz Ferdinando de' Medici, Fürst Francesco Ruspoli, der Florentiner Hofpoet Antonio Salvi, der Kardinal und Gönner Vincenzo Grimani, Agostino Steffani, der Pfalzgraf Carl Philipp von Neuburg, Reinhard Keiser und Johann Mattheson, Barthold Hinrich Brokkes, Graf Burlington in Piccadilly, James Brydges, Earl of Carnavon und Duke of Chandos, der Geiger Geminiani, die Librettisten Paolo Rolli, Niccolò Haym und Samuel Humphreys, der Kopist John Christopher Smith, Newburgh Hamilton, Vizekönig von Irland, William Cavendish, Herzog von Devonshire, Lord Gainsborough in Exton, Graf Shaftesbury in Scarborough, der Geistliche Thomas Morell, der Literat Charles Jennens, von Hogarth, Milton, Dryden, Gay, Pope und Smollett nicht zu reden, Freunde wie der Bildersammler Jan Willem in Düsseldorf und Rollis in Riva, sein Koch Waltz, der auch als Aushilfsänger und Cellist diente, oder der ungemein schöne Aaron Hill, der „Rinaldo“ und „Esther“ schrieb und sich bei nachlassender poetischer Kraft mit Buchekern-Patenten beschäftigte. Es hilft nichts – auch wenn die jüngste, in der DDR entstandene Händel-Biographie mit dem Satz „Hierüber schweigt des Sängers Höflichkeit“ die Frage wiederum zu umgehen versucht –, es ist nicht etwa höflich, sondern ungerecht und unhistorisch zu verschweigen, daß Händel offenbar an jener Sexualität zu tragen hatte, die von Alexander dem Großen über Michelangelo bis Peter Tschaikowsky, Oscar Wilde und Klaus Mann Schicksale und Lebensläufe mitbestimmt und verändert hat. Mir scheint, daß einige der großen steinernen Gesten Michelangelos ohne diesen Umstand ebensowenig zu verstehen sind wie die zweifelt schönen Ekstasen der Symphonik Tschaikowskys oder eben die sehnstsüchtige Hinwendung des jungen Händel zur Italianità und der Schönheit des Südens wie deren Transformation in die berückende Gestik seiner schluchzend großbogenen Kantilenen, die in dieser Zeit, der Zeit Händels, sonst so nicht vorkommen und mit denen er England im Sturm eroberte – eine aus tiefer Vereinzelung geborene, weltstötige, ersatzweise Umarnung der ganzen Menschheit. Wandte er sich den großen Formen der theatralischen und oratorischen Musik mit ihrem persönlichen Ausdruck zu, weil er sich in ihnen am besten verborgen konnte?

Händel erfüllte darin Stilbegriffe, ohne sie zu überschreiten, und er geriet dabei in den Kollektivegeist einer Gesamtkultur, die herausragende Gestalten allerhöchsten Ranges auf dem Gebiet der Musik nicht aufzuweisen hatte: er erschien zur rechten Zeit am rechten Platz. Ohne England hätte Händel nicht bleiben können, was er war. Mit dem „Radamisto“ am Haymarket-Theater eroberte er London auf einen Streich. „Rinaldo“ war ein Schlager und wurde zum Reißer der Saison, „Il Pastor fido“ war ein Erfolg, und so fort. Händel faßte den Gehalt der antiken Mythen in Kunstwerke, die – schreibt Spitta – „für den weitesten Kreis der Gebildeten bestimmt waren“, was ihn nun gewiß abhob von der deutschen, auf der Kantoreikultur und dem elitären Repräsentationsbedürfnis der Höfe ruhenden Musikpflege. Man sucht natürlich nach Parallelen zur Händelschen Oper. Sie sind noch am ehesten zu finden in der italienischen Literatur jener Zeit mit ihren Herzensergießungen über Liebe und Leidenschaft, in den Bildern von Rubens, der auf der Leinwand ganze Epen erzählt, und bei Racine, in dessen vollkommenen Versen die Affekte schmelzen und fließen. Pointen, die auf Wirkung berechnet sind: man findet sie bei Händel schon im tragischen Schäferspiel „Acis und Galathea“. Im übrigen kann eine solche Kunst keine Nachfolge haben. Sie ist Abschluß, Vollendung, und die Reaktion, die Gegenbewegung, die Karikatur folgt ihr auf

dem Fuße.

Eines der besten Libretti Händels, nämlich das von „Acis und Galathea“, schrieb John Gay. Er förderte die Oper, bevor er ihr in England den Todesstoß gab, der im übrigen so tödlich und ernst gar nicht gemeint war. 1728 entstand die „Beggar's Opera“, die Bettleroper von John Gay und Johann Christoph Pepusch, und Händel kannte beide Männer, ja man kann fast sagen, er war mit ihnen befreundet. Die Bettleroper war denn auch weniger Protest als Produkt des Überdrusses. Wie zu jeder Zeit zwei Zeitgeiste nebeneinander bestehen, war sie zweiter Zeitgeist und Gegenbewegung: Genug der orientalischen Fürsten, der gefangenen Prinzessinnen, der Dacapos und des kunstvoll-künstlichen Kontrapunkts! Das kann jeder Kunst jeden Tag passieren. Händels berühmter Marsch aus dem „Rinaldo“ kam in der Bettleroper natürlich vor, wie Wagners Tannhäuser-Musik in Nestroys Parodie vorkam: eines lebt vom andern, und das Publikum muß verstehen und sich orientieren können. Die Ideologisierung des Gegengeistes, der künstlerischen Kehrwendung, wird dann von anderen betrieben, die nicht mehr am Überlebten gelitten haben, sondern den Konflikt anspitzen, bis man auch von ihnen wieder genug hat. Das kulturell-gesellschaftliche „Oben“ und „Unten“, Händel und die Bettleroper: man darf sich das nicht als etwas einander Ausschließendes vorstellen, nicht wie Staatsaktion und Subkultur. Man goutierte schließlich beides und war beide Male amüsiert, und wenn ich die Quellen richtig gelesen habe, so klingt bei allem Hohn und Zähneknirschen doch auch ein wenig gegenseitiger Respekt durch. Händels Reaktion war denn auch Beharrlichkeit und Geschäftsgeist. Er spekulierte, er machte weiter bis zur großen Krise, und man hätte sich gewundert, wenn er es in der Wettbewerbsgesellschaft nicht getan hätte.

Die Krise hatte dann mehrere Ursachen: künstlerische, geschäftliche und gesundheitliche. Überkonkurrenz, Ermüdung des Materials gingen mit dem Zusammenbruch des völlig erschöpften Komponisten und Opern-Unternehmers einher. Er hatte ungesund gelebt und über seine Verhältnisse gearbeitet; allein mit dem Abschreiben seiner erhaltenen Endfassungen hätte ein Kopist vermutlich mehr als ein Jahrzehnt lang zu tun. Er wurde vom Schlag getroffen und war 1737 teilweise gelähmt. Die Kur war eines Herkules würdig; er sonderte übermäßig Schweiß ab und genas, er erholt sich, und alles begann von vorn, obwohl man seine Phantasie mit zweiundfünfzig für ausgelaugt und seinen Geschmack – wie der preußische Kronprinz Friedrich in Rheinsberg meinte – für „hinter der Mode zurück“ hielt, ein Schicksal, das Händel mit vielen teilte, deren Schaffenskraft am Ende doch alles Modische schlägt. Gewiß, die Zeit der italienischen Oper war vorbei, ohne daß Händel sie auf anglisierende Weise von Grund auf hätte erneuern können. Mit „Xerxes“ und mit den Oratorien „Saul“, „Israel in Ägypten“ und „Judas Maccabaeus“, den Werken nach seiner Genesung zu Beginn der letzten Schaffensperiode, geschah etwas ganz andres. Wer Chöre als historische Ensembles, als Gemeinschaften begreift, der erobert sich ein neues, ein bürgerliches Publikum. Der Auftrag der Gesellschaft ist oft noch gar nicht formuliert, aber hier wird er bis in das Material, die Gattung, den Stil hinein erfüllt. Händels Oratorien artikulieren nicht etwa nur den Stolz eines imperialen Englands, das sich in der Nachfolge des auserwählten Zion fühlt. Der festliche Stolz ist auch der seiner Menschen, denen man es zu Hause recht machen will. Was es Händel ermöglichte, die dramatische Großkantate zu einer Kunstform ersten Ranges zu entwickeln, war das öffentliche Konzertleben, das in Deutschland völlig fehlte. Der „Judas Maccabaeus“, ein Erfolg des Sechzigjährigen, wurde zu ei-

nem seiner größten öffentlichen, aber auch geistigen und formalen Triumphe, verfaßt nicht nur als Siegesgesang, sondern auch – hört man nur genau genug hin – zum Ruhm des lieblichen Friedens, der ewig sein soll, ohne Wahn und Machtgelüste. Das nennt man Geist der Aufklärung.

Zu einem aufgeklärten Welt- und Menschenbild hat damals zweifellos die Dichtung viel beigetragen. Man braucht nur an Barthold Hinrich Brockes zu denken, dessen Passion „Der für die Sünden der Welt gemarterte und sterbende Jesu“ von 1612 außer von Telemann und Bach auch von Georg Friedrich Händel der Vertonung für wert befunden und 1716 in Hannover erstmals aufgeführt wurde. Brockes' Weltsicht entsprang nicht der Auffassung, die Welt sei lediglich ein Tal der Notdurft und des Jammers, und so wird man es auch aus Händels Musik, seinen Völkerepen, den geistlichen und weltlichen Oratorien nie heraushören. Hier wird Händels Abstand zur Kunst des 16. und 17. Jahrhunderts deutlich, die dem Totentanz und dem Schrei nach Erlösung um so vieles näher war als dem Jubilieren, die noch um den Frieden flehte und bangte und nicht sein überwältigendes Preislied war. Das fundamental Neue klingt in dem Halleluja des aufrechtstehenden Menschen, der die Lehren des Messias auch als Diesseitsreligion der Menschenliebe begreifen möchte: als Erlösung nicht von der Welt, sondern vom Übel, zu einem irdischen Vergnügen in Gott, um mit Brockes zu sprechen. Auch wenn es schwer fallen dürfte, philosophische Aufklärung in Intervallschritten, Alexander Pope in Sechzehntelnoten nachzuweisen, spricht die mächtig angefüllte Form für sich. Diese Chöre sind nicht jenseits aufgebaut oder an Stelle von Orgeln, sondern sie bewegen sich, sie handeln, sie sind die zahlreiche Umgebung des dramatischen Geschehens selbst, zuweilen verwickelt und wild beteiligt. Nach „Messias“ und „Samson“ ließ sich Alexander Pope höchstpersönlich hören: „Strong in new arms, lo! Giant Handel stands.“ Man stelle sich das in Deutschland vor. Die Vermittlung zwischen Glaube und Vernunft hatte es da schwerer, als es die Musik Händels in England hatte mit ihrer Synthese geistlicher und weltlicher Inhalte. Dies ist wohl auch der Grund, warum Händels Musik ihre natürliche bürgerliche Heimat in England fand. Auch in der Klavier- und Orchestermusik Händels vereinigten sich strenge und sensualistische Süße, Elemente der Polyphonie und harmonischer Reichtum. Dem deutschen Erbe waren italienische Kantabilität und französische Grazie hinzugefügt, sogar ein paar Takte englischer Volksmusik. Hier überschritt die Kunst die nationalen Grenzen vollständig, der Engländer aus Halle zisierte und baute, er bändigte, was in der Suitenform auseinanderzulaufen droht, durch Kraft und dramatisch beseelte Erfindung, auch in den Concerti die Satzformen nicht eigentlich weiterbildend, aber ausfüllend. Mattheson hörte alle seine Noten sprechen, und wenn wir die Menschen seiner Opern und Oratorien noch nicht wieder sprechen hören, so liegt das vermutlich an uns und nicht an Händel.

Oper und Oratorium Händels sind Stufen einer persönlichen Entwicklung. Auch ohne den Bankrott des Londoner Opern-Unternehmens und seiner Ersatz-Institute hätte sich Händel auf diesen Weg begeben müssen. Die Oper stagnierte, jedenfalls die Endform dessen, was in Italien als Belcanto-Suite möglich war, das Schema F, die in England verblassende Sonne des Südens. Es bedurfte anderer affektiver Steigerungen, es bedurfte der Seelendramen, in denen sich das Lebensgefühl und die Grundstimmungen der Personen und historischen Gemeinschaften durch Soli und Chöre ausdrücken ließen. Die angemessene Form war das Oratorium, in dem, über die Beschränktheit der derzeitigen Opernmittel hinaus, Freude und Schmerz in großen musikalischen

schen Strukturen sich erhaben vereinten. Freude und Schmerz berühren sich, nach Dilthey, im Erhabenen. Ergreifend ist nicht das bloß Schöne, sondern das Erhabene. Das schließt jedoch die Effekte nicht aus. Das erste geistliche Drama oder Oratorium, „Deborah“, birst geradezu von Kontrasten und wildesten Einfällen. Da fanden keine religiösen Feiern mehr statt, sondern dramatische Aktionen gegen Eintrittsgeld, Kunst-Feste, und das nächste Oratorium hieß geradezu: „Das Alexander-Fest“, und war heidnisch bis zum Grausigen, nach einer englischen Vorlage von John Dryden und mit einem Orgelkonzert nach dem Schlüßchor; man zählte 1300 Besucher, die Einnahmen betragen 450 Pfund.

Dergleichen muß gekonnt sein, und Händel konnte alles. Er war ein Charakteristiker von hohen Graden, auch das ist ein Kennzeichen der Spätkunst. Er schilderte Natur und Gefühle, er gab der Welt Glanz, aber nicht, indem er sie von außen verschönnte, sondern indem er sie dramatisch in Bewegung setzte. Auf andere Weise als Richard Wagner ist auch Händel den Weg von der herkömmlichen Bühnen-Oper zum musikalischen Drama gegangen, und daß die Oratorien in Musik gesetzte Dramen sind, beweist nicht nur ihre kalkulierte Architektur aus Soli und Chören, ihre antithetische Komposition, die aus Licht und Schatten gemischt ist wie nur je ein dramatisches Gemälde Rembrandts, sondern auch ihre Fülle an spektakulären Tempelinstürzen („Samson“), Kerkerszenen („Theodora“), Visionen („Belsazar“) und Stürmen der Leidenschaft, die „Esther“, „Herakles“, „Alexander Balus“ und noch „Jephta“ durchzittern. Von „Esther“ bis „Jephta“ krönen die Chöre die Handlung und vollenden sie, als die singenden Völker, als Apotheosen, die den Gläubigen vorbehalten sind, bis in das Finale aller Finale, den Jubel aller Jubel, das Halleluja des „Messias“. Homophoner und fugierter Gesang wechseln dabei ab, der Gebrauch monodischer und kontrapunktierender Mittel wird einzig und allein der dramatischen Absicht unterworfen.

Ein ungenannter Zeitgenosse meinte, Händel habe sich eingebildet, nichts könne ihn in seinem Lauf hemmen, „dieweil er im Zenith seiner Großheit stand“; flugs habe er mit dem Oratorium „ein neues Faß mit einer anderen Art Musik“ angebohrt, „und um den Lärm desto größer zu machen, ließ er sie wenigstens von einer doppelt so großen Zahl Stimmen und Instrumenten aufführen, als man jemals zuvor im Theater gehörte hatte. Hierin dachte er nicht nur mit dem Gott der Musiker zu rivalisieren, sondern auch noch mit andern, insbesondere Äolus, Neptun und Jupiter; denn einmal“ – schreibt der Zeuge – „erwartete ich nichts anderes, als das Haus würde von seinem künstlichen Sturm einstürzen, ein andermal, daß die See die Bänke überfluten und uns alle verschlucken würde. Aber unerträglicher als alles andere war sein Donner. Ich werde das schreckliche Rollen niemals wieder aus meinem Kopfe herausbringen.“ In diesen Zusammenhang gehört die Verwendung weittragender Instrumente und ihre Vergrößerung zu Monsterinstrumenten (wie dem Doppelfagott), die bei den Kolossalauflührungen in Westminster gebraucht wurden, überhaupt die idiomatische Nutzung der instrumentalen Klangfarben, die Hervorhebung dessen, was einzelne Instrumente können – so drückt das Cello bei Händel zum erstenmal Sehnsucht, Liebesverlangen und elegischen Trost aus –, schließlich die reiche Verwendung des Schlagzeuges: Händel lieh sich beim Großstückmeister der englischen Artillerie die größten Heerpauken aus dem Tower aus, die Marlborough bei Malplaquet erbeutet hatte, und setzte im „Judas Maccabaeus“ sogar Feuerwaffen ein. Die vier Krönungsanthems zur Thronbesteigung Georgs II. wurden in der Westminster-Abtei mit einem Orchester von 160 Instrumenten aufge-

führt. Nichts Vergleichbares von ähnlicher Gewalt war bis dahin vorgekommen. Noch siebzig, achtzig Jahre zuvor hatte man sich in Dresden mit fünfzehn Instrumentalisten behelfen müssen.

Zuweilen und auf ganz unverdächtige Weise scheint sich Größe mit Großheit verbinden zu wollen, mit Majestät im bürgerlichen Sinne, also Bürgerstolz, und es ist unschwer einzusehen, daß diese Art, sich musikalisch auszudrücken, in der Sprache der Musik zu den Massen und zu Einzelnen zugleich zu reden – die Romain Rolland mit der Formenkultur und dem Instinkt antiker Rhetoren verglichen hat –, im unabhängigen und relativ freien England des 18. Jahrhunderts besonders gedieh. So konnte, nach der gescheiterten Invasion Jakobs, der „Judas Maccabaeus“ zu einem nationalen Kunstwerk werden, in dem sich alle wiedererkannten, geschaffen von einem kosmopolitischen Deutschen, der gar keine Nationen rühmte, sondern Tugenden, und der im Gleichnis der biblischen Dramen Menschen, Völker und ihre Tugenden und Taten besang.

Ist das Anpassung, Affirmation? Ist der Glanz aufgesetzt und falscher Vorschein? Man muß schon genau hinhören und hinsehen, um wahrzunehmen, wie hier bürgerliches Selbstbewußtsein sich stärkt und gesellschaftlicher Optimismus ermuntert wird, wie dieser Charakteristiker ohnegleichen durch die mythologische oder historisierende Welt seiner Opern und Oratorien zu seiner Gegenwart spricht und mit der Vollendung von Formen und Fülle an Wohlaut auf etwas setzt, das nur im England Swifts, Popes, Hogarths und der Declaration of Rights möglich war. Er war ein musikalischer Mensch der Tat, während man es in Deutschland nicht einmal für möglich hielt (und hält), daß praktische Lebensauffassung mit idealer Kunstgesinnung zu vereinen sei. Ein Mann des Hofes? Natürlich ließen sich die Regierenden, die an seiner Musik Gefallen fanden, von einer Kraft tragen, die da sprach und die sie in den seltensten Fällen in sich selbst fanden. Die Ernsthaften, wie Schütz und Händel, sind geschaffen, ihnen ein wenig ins Gewissen zu reden.

Zuletzt „Jephta“. Der Text stammte von Thomas Morell, nach dem Buch der Richter, Kap. 11: Der jüdische Heerführer Jephtha hat nach seinem Sieg über die Ammoniter Jehova versprochen, den ersten Menschen, der ihm in der Heimat entgegentritt, als Dankopfer darzubringen – der Gedanke eines Despoten. Wer ihm zuerst entgegentritt, ist seine Tochter Iphis! Noch einmal Seelenqual, wühlende Leidenschaft, gewendet in die humanistische Lösung der Klassik: Gott nimmt Iphis als Priesterin an. – Nach einem schweren Wagenunfall im Jahr zuvor schrieb Händel 1751 den ersten Akt von „Jephta“ innerhalb von dreizehn Tagen; im zweiten Akt versagte nach elf Tagen im Schlüßchor sein Augenlicht. In der „Jephta“-Partitur findet sich bei „How dark, oh Lord, are your decrees“ die Eintragung „bis hierher kommen, den 13. Februar 1751 verhindert worden wegen relaxation des Gesichts meines linken Auges“. Er rang um Licht, er mußte zehn Tage unterbrechen, an seinem 66. Geburtstag „dieses etwas besser worden – wird angegangen“, und er vollendete den Chor, der die Worte enthält: „Alle Freud‘ wird nun zu Leide, aller Jubel wird zur Klage, wie sich Tag in Nacht verkehrt.“ Erst nach Monaten konnte er die Arbeit am dritten Akt aufnehmen, den er am 30. August 1751 beendete. Er lebte noch siebenundeinhalb Jahre, blieb aber, trotz Operationen, für den Rest seiner Tage fast völlig erblindet. Im Händel-Gedicht Ricarda Huchs heißt es: „Mehr erträgt kein Sterblicher; / an die zerbrechende Hülle / Brandet tödlich und selig das Meer der ewigen Liebe.“ Eine etwas hohe Metapher für die Schleier, die ihn umgaben. Man mußte ihn an die Orgelbank führen, auf der er bis wenige Wochen vor seinem Tode improvisierte.

Alle Gewalt schien sich sein Leben lang in diesem Orgelspiel zusammenzu ziehen. An den Londoner Orgelkonzerten Händels röhmt ein Zeuge, der eng lische Musikhistoriker Hawkins, das Feuer, die erstaunliche Kraft des Vor trags, die „Großartigkeit und Würde seines Stils“: „Im Augenblick, da Händel sich anschickte, die Orgel zu berühren, schwieg jedes Geräusch.“ Und so blieb es bis kurz vor dem Ende. Die Gabe der Volltonigkeit ist ein Geheimnis besonderer Art und nicht nur ein Ausdruck musikalischen Temperaments. Noch die Art und Weise, wie John Mainwaring das Spiel Händels und Scarlattis beim Wettstreit in Italien unterscheidet, läßt den schwer charakterisierbaren Rest erkennen: auf Seiten Scarlattis die Zierlichkeit, auf Seiten Händels das Funkeln bei erstaunlicher Fingerfertigkeit. Und dann: „Was ihn aber von allen andern, die dergleichen Gaben hatten, unterschied, war die Entsetzen erregende Vollstimmigkeit und nachdrückliche Stärke, die er dabei bewies.“ Ja doch, Entsetzen: denn Größe erhebt nicht nur, sondern macht auch schaudern. Man war wohl immer ein wenig erschrocken, wenn die großen Finales einsetzten mit dem Donnerwort der Ewigkeit. Auch das braucht der Mensch, und Höhe, von der das kommt.

Händel hat Brokat, er kann auf Zinnen stehen, vieles bleibt unter ihm zurück. Was bedeuten Inhalte? Pracht, Elysium und gehobenes Dasein: dazu braucht die Musik nicht einmal den Mund aufzutun. Der Klang überholt das Wort, und der Einfall, wenn er zur Stelle ist, nimmt die Bedeutung dann leicht auf die Schulter; die Töne steigen Terrassen hinauf in den Olymp, als wär es nichts. In dieser lustigen Kunst aus Schwingungen war es Händel vorbehalt en, ganze Regimenter von Musikern und Sängern auf Wolken zu verfrachten. Hundert Predigten und Festreden gehen auf ein Halleluja, und das wußten auch die englischen Könige. Größe als einschüchternde Kraft, als Groß heit, von der Goethe sprach; respektgebietende Dignität, während sich im Werk die Leidenschaften ausrasen; Diszipliniertheit und Diskretion, verbunden mit Kraft und Fülle; die ziselierten Gefühle, mündend in die Augenblinke der Erhabenheit; also das Ästhetische nicht bloß als Form, sondern als mächtige Gewalt der Erschütterung: am Beispiel Händels läßt es sich studieren. Und so schmal der Grat ist, auf dem solche Experimente sich bewegen, so hoch sie bezahlt werden und so selten sie gelingen – es wird das Gelunge ne dauern und bewundert werden, solange der Mensch das Bedürfnis hat, daß nicht nur seine schlechten Triebe, sondern auch seine guten illuminiert und angefacht werden, und sei es durch Musik.

Wir führen die Diskussion weiter

Kultur

Selbstorganisierte und demokratische Kultur in der Praxis – Überlegungen zum **marxistischen Kulturbegriff** – Kultur und **Lebensbewältigung** – Sand im Getriebe der **Wende-Kultur** – Konsum und/oder **Glück?** – Mehr als Märchenerzähler: die **Brüder Grimm** – Kultur und **nationale Befreiung** in der „dritten Welt“ – Erfahrungen vorm **Betriebstor** – Kein Thema für Statiker: **Realismus und Realität** – Werkkreis **Literatur der Arbeitswelt** – **Computerkultur**?



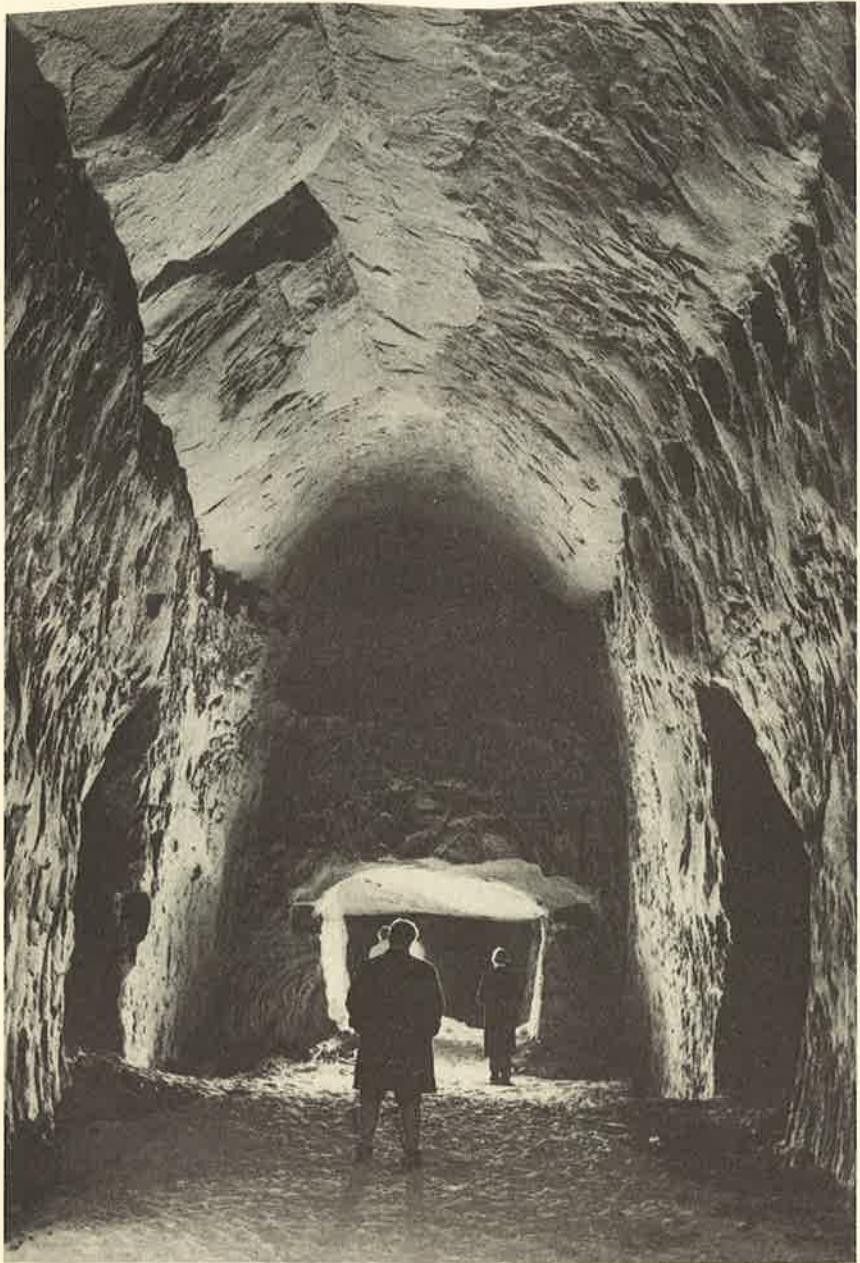
Außerdem und nicht nur für Frauen: Zukunfts perspektiven oder Sackgassen des **Späth-Kapitalismus**; Kritik des „**sozialistischen Feminismus**“.

Und ein paar Argumente gegen Legenden: **Air Land Battle** ist doch NATO-Strategie; Befreiung vom Faschismus und **volksdemokratische Revolutionen**.

Wie immer **Kommentare** (zum **CDU-„Frauenparteitag“** und zu Reagans „**SDI**“-Konzept), Berichte (über die **theoretische Konferenz des MSB Spartakus** und über zwei **Lukács**-Konferenzen), **Zeitschriften-** und **Buchkritik**.

Es schreiben diesmal u. a.: Thomas Metscher, Robert Weimann, Kaspar Maase, Dieter Kramer, Gerd Deumlich, Joachim Hetscher, Wulf Hühn, Peter Schütt, Günter Jeske, Joachim Kahl, Gero von Radow, Gertrud Antoni, Marianne Konze, Joanne Naiman, Wolfgang Bartels, Ernstgert Kalbe, Robert Steigerwald, Rainer Eckert, Manfred A. Heinrichs, Josef Schleifstein, Hans Höller und Hellmuth Lange.

144 Seiten für 4,80 DM. In jeder collectiv-Buchhandlung oder direkt beim Verlag **Marxistische Blätter, Hedderheimer Landstr. 78a, 6000 Frankfurt am Main 50**. Und abonnieren kann man natürlich auch. Einfach mal zur Seite 126 durchblättern.



Im Vordergrund der Stollen in fertig gegrabem Zustand, im Hintergrund der Führungsstollen.
Foto: P. Jeremia Eisenbauer

Stavros Balauras Das Melker Todeslager und die Roggendorfer Stollenanlage

Mauthausen, Auschwitz, Buchenwald, Dachau, Treblinka – das Grauen beschränkt sich nicht auf diese berüchtigten Konzentrationslager. Das Leiden und der Tod von Millionen KZ-Häftlingen und ausländischen Zwangsarbeitern war mit zahlreichen weiteren Lagern verbunden, die offiziell als Außenkommandos oder Nebenlager bezeichnet wurden, davon allein in Österreich 49. Diese Zentren der Unmenschlichkeit wurden gleich nach dem Krieg zu meist abgerissen, andere gar nicht „entdeckt“, viele sind in Vergessenheit geraten. Sie wurden Opfer der alltäglichen Entpolitisierung und des kalten Krieges, der Gleichgültigkeit und Apathie. An den Stätten des Todes befinden sich heute Reihenhäuser, Sportanlagen, Kasernen, Betriebsgebäude. Die Zeit der NS-Terrorherrschaft war keine Entgleisung der Geschichte, sondern eine wohlüberlegte systematische Vorbereitung des Hasses, der Zerstörung und der Versklavung anderer Völker.

Millionen wurden kaltblütig durch unmenschliche Zwangsarbeit vernichtet, die unbrauchbaren vergast und ins Krematorium geworfen. Unter uns leben noch Menschen, die an den unheilbaren Wunden des Hitlerfaschismus leiden, als Folgen der sklavenähnlichen Arbeits- und Haftbedingungen. Für sie sind die Spuren des erlittenen Schmerzes keinesfalls vernarbt.

Wer die Schandtaten der NS-Terrorherrschaft verdrängt und Angst vor deren Verarbeitung hat, kann keine Irrtümer aufklären. Der „Schlußstrich“ unter die Vergangenheit ist nichts anderes als eine Bankrotterklärung vor der Verarbeitung „unangenehmer“ zeitgeschichtlicher Ereignisse. Die „organisierte Vergesslichkeit“ ist in Österreich besonders auffallend, vor allem was die Nebenlager des ehemaligen KZ Mauthausen betrifft. So ist es auch mit dem Nebenlager Melk und den Stollen bei Roggendorf.

Geht man hier beim Wachberg vorbei, wo zwischen 1944 und 1945 fast 15 000 KZ-Häftlinge und ausländische Zwangsarbeiter am Bau der unterirdischen Stollenanlagen arbeiten mußten, so gibt es heute nichts, was an dieser grausame Zeit erinnert, außer einer Tafel der Landgemeinde Roggendorf: „Einsturzgefahr! Betreten verboten!“

Melk ist eine idyllische Stadt mit sehenswerten alten Gebäuden, die Stadt des weltberühmten Klosters, die „Ferienstadt mit historischem Hintergrund“. Melk ist aber auch die Stadt, wo das tägliche Sterben im Konzentrationslager und in den Stollen von Roggendorf an der Tagesordnung war. Der offizielle zeitgeschichtliche „Spaziergang durch die Jahrhunderte“, so lehrreich er auch sein mag, vermittelt der Melker Bevölkerung gar nichts über die Untaten der Nazis in dieser Stadt.

Dank der selbstlosen Unterstützung des ehemaligen Häftlings von Buchenwald, Prof. Peter Kammerstätter, sowie seiner sowjetrussischen Frau Elisabeth Kammerstätter, gelang es dem Verfasser, wertvolles Material über das Todeslager Melk zu sammeln. Prof. Kammerstätter und der Benediktinerpater Jeremia Eisenbauer standen dem Autor während seiner Nachforschungen von Anfang an ermutigend zur Seite. P. Jeremia Eisenbauer hat mit seinen Mitarbeitern aus der Melker Höhlenforschergruppe im Jänner 1984 die Stollen vermessen und fotografiert.

Wie kam es zu den Stollenbauten bei Melk?

Die Luftsicherheit war ein wichtiger Grund für die Errichtung zahlreicher Rüstungsindustrien in mehreren österreichischen Städten. War Österreich bis Sommer 1943 der „Luftschutzkeller“ der deutschen Kriegsindustrie, so hat sich dann die Situation grundlegend geändert. Die Luftangriffe der Alliierten in den Jahren 1943 und 1944 bewirkten, daß „man die Rüstungsindustrie in kleine, leerstehende (stillgelegte) oder unterirdische Objekte (Bierbrauereien) in ganz Österreich unterzubringen versuchte und in vielen solchen Verlagerungsbetrieben auch Häftlinge des KLM einsetzte“.¹

Im Sommer 1943 wurde der Raum von Wiener Neustadt, von Hermann Göring „zum Zentrum der Luftwaffe und Luftrüstung bestimmt“, mehrmals bombardiert, die RAX-Werke wurden am 2. 11. 1943 teilweise zerstört. Bereits am 14. 10. 1943 wurde die Kugellagererzeugung durch alliierte Bombenangriffe stark betroffen, aufgrund der Schäden fiel die Produktion in vielen Rüstungsbetrieben für Monate aus.

Himmler beauftragte im August 1943 die „Höhennachweisabteilung im Wehrwissenschaftlichen Institut für Karst- und Höhlenforschung der SS-Karstwehrtruppe“ mit der Herstellung einer Liste der wichtigsten Höhlen.

In mehreren Ländern wurden ganze Berge auf ihre Brauchbarkeit für den Bau von Stollenanlagen untersucht, um die Flugzeug-, Kugellager-, Raketen- und Mineralölproduktion beherbergen zu können. Hitler war sich seit 1943 mit Himmler über die Notwendigkeit der Verlagerung in Höhlen- und Bunkerbauten einig. So übermittelte Himmler am 17. 12. 1943 Pohl seine Höhlwünsche: „Ich stelle mir vor, daß wir an möglichst vielen Stellen bis zum Sommer des Jahres 1944 als neue Höhlenmenschen in diesen einzigen wirklich geschützten Arbeitsstätten eingebaut sind.“ Die Höhlenphantasie ging so weit, daß Himmler am 8. Mai 1944 Kammler vorschlug, „unterirdische Fabriken als Unterwasserfabriken zu bauen“. Kammler als „Sonderbeauftragter des Reichsführers-SS“ trug die Verantwortung für die Untertageverlagerung der wichtigsten Kriegsindustrie und wurde von Hitler am 22. 3. 1945 zum SS-Obergruppenführer befördert mit „größten Vollmachten“.² Hauptverantwortlich für den Arbeitseinsatz der unter Kammler beschäftigten Häftlinge war ausschließlich die SS. Die Höhlenbauten wurden mit der größten Brutalität vorangetrieben. Die Rücksichtslosigkeit gegen die KZ-Häftlinge kannte keine Grenzen.

Wehrmacht und SS gingen auf die brutalste Weise auf Menschenjagd. In den besetzten Ländern, vor allem in Polen und in der Sowjetunion, wurden ganze Ortschaften entvölkert³ und die Einwohner ins Reich transportiert. Die unbeschränkte Ausbeutung und schließlich die Vernichtung der Sklavenarbeiter gingen weit über antike Maßstäbe hinaus; der Wunsch, die Arbeitssklaven zu erhalten, fiel weg; die KZ-Häftlinge waren rechtlose Arbeitsobjekte, konnten beliebig ausgetauscht werden und sicherten den Monopolen eine feste Quelle von Extraprofit.

Zahlreiche Firmen, wie etwa Steyr-Daimler Puch AG, die Hermann-Göring-Werke, Krupp und Flick, Siemens, Universale u. a. bereicherten sich mit dem Arbeitseinsatz der bis zum Tode gequälten KZ-Häftlinge. Beispielgebend für das gemeinsame Geschäft mit dem Tod der KZ-Häftlinge zwischen Privatfirmen und SS sind die Steyr-Daimler Puch AG.

Die Steyr-Werke, die bereits im Jahre 1942 ein eigenes Konzentrationslager erhielten, erfuhren dank ausgezeichneter Beziehungen ihres Generaldirektors Dr. Georg Meindl zu den Nationalsozialisten (vor allem zu Hermann Gö-

ring) einen nie dagewesenen Höhenflug. „Die Steyr-Daimler-Puch-Werke gehörten zu den größten Gewehrfabriken des Deutschen Reiches, wo aber auch Maschinengewehre, Maschinenpistolen, Flugzeugmotoren, Flugzeugkabinen sowie Lastkraftwagen hergestellt wurden.“⁴ Die Steyr-Werke erzielten in der Zeit des Hitlerfaschismus riesige Profite. Sie machten Geschäfte auf Kosten unzähliger Opfer der SS-Terrorherrschaft.

Der Bau unterirdischer Anlagen in Melk, Ebensee und Gusen steht im engen Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Expansion der Steyr-Daimler-Puch AG. In Roggendorf wurde am 20. 4. 1944 mit dem Bau der Stollen begonnen. Unter der Tarnbezeichnung „Quarz“ wurde für den Bau des Labyrinths bei Melk die Quarz-Ges. mbH., eine Tochterfirma der Steyr-Daimler-Puch AG, gegründet. Hier sollte die Kugellagerproduktion der Steyr-Werke und die Fertigung der „Flugmotorenwerke Ostmark“ vor Luftangriffen geschützt werden.⁵ Für die bergbautechnischen Arbeiten war die „Großdeutsche Schacht- und Tiefbau“ verantwortlich. Außer Steyr-Daimler-Puch AG waren beim Stollenbau u. a. folgende Firmen beteiligt:⁶ STUAG (Straßen- und Tiefbau-Unternehmung AG), Lang und Manhofer, Weis und Freytag, Mayreder und Kraus, Klaus und Fuchs, Brown und Boveri, Negrelli – Hoch- und Tiefbau, Firma Rella, u. a.

Auf dem Gelände der Biragokaserne wurde am 20. April 1944 eine Außenstelle des Konzentrationslagers Mauthausen mit einem Kommando von 500 Häftlingen eröffnet. Die Zahl der Häftlinge erhöhte sich bis 30. 12. 1944 auf 7905.⁷

Der Höchststand wurde am 30. Jänner 1945 mit 10 314 Häftlingen erreicht; zwischen dem 11. und 15. April 1945 wurde das Todeslager Melk aufgrund des Heranrückens der sowjetischen Armee evakuiert. Am 11. April 1945 lebten im Lager noch 7478 Häftlinge (Melk hatte zu diesem Zeitpunkt nicht einmal 4000 Einwohner). Die Häftlinge wurden von 800 Mann (SS-Totenkopfstandarte und Waffen-SS) bewacht. Die Leichen der ermordeten Häftlinge wurden bis Oktober 1944 nach Mauthausen zur Veraschung überführt, ab November 1944 wurden sie im Melker Krematorium verbrannt.⁸

Lagerkommandant war bis Mai 1944 SS-Hauptsturmführer Streitwieser und nachher SS-Hauptsturmführer Julius Rudolf. Nach seinen Angaben mußten die aus allen europäischen Ländern stammenden Sklavenarbeiter (Sowjetunion, Polen, Ungarn, Spanien, Italien, Frankreich u. a.) vom Morgengrauen bis zum Einbruch der Dunkelheit ein 100 000 m² großes Stollensystem in den Wachberg graben. Ein Großteil der Melker Häftlinge waren Franzosen und Juden, vor allem ungarischer, polnischer und griechischer Abstammung. Die meisten Häftlinge waren beim Stollenbau in Roggendorf (5 km östlich von Melk entfernt) eingesetzt. Hier sollte die Kugellagererzeugung der Steyr-Daimler-Puch AG untergebracht werden.

Die Sklavenarbeiter von Melk waren in drei Tag- und Nachschichten eingesetzt, wobei es auch eine vierte Schicht, die sogenannte Tagschicht, gab, die nach Angaben ehemaliger Häftlinge die schlimmste war, denn die Häftlinge mußten unter freiem Himmel bei Regen, Schnee und Frost arbeiten. Sie mußten die aus den Stollen herausgebrachten Erdmassen entfernen, arbeiteten bei der Verlegung von Eisenbahnschienen, bei Hochwasserschutzbauten, bei Kabellegung und Fertigung von Rundholz für den Stollenbau.

Das Leben der „Nummernmenschen“ im Lager Melk

Das Martyrium der Häftlinge setzte sich nach der Arbeit fort. Sie waren ein-

fach Nummern, leicht zu streichen und leicht zu ersetzen. Die Häftlingszahlen stiegen Monat für Monat, im gleichen Maß vermehrte sich auch das Leid. Das Melker Konzentrationslager war „das schlechteste im ganzen Bereich des Konzentrationslagers Mauthausen: bei einem Häftlingsstand von annähernd 10 000 waren hier genau 1089 Tote im Monat Jänner 1945 zu beklagen“.⁹

Um 18.00 Uhr fand der allgemeine Appell statt. Nach Angaben des ehemaligen Häftlings Kunio hat ein Appell über 8 Stunden gedauert, weil einem sowjetischen Häftling die Flucht gelungen war. Der Appellplatz war ein Ort des Leidens, des Grauens, der Knechtung und Exekution vieler KZ-Häftlinge. Während die SS und die Lagerfunktionäre mit Essen gut versorgt waren, mußten sich die Häftlinge mit Kartoffelsuppe und mit Suppe von Gras und Karotten begnügen. Dazu Vassilis Lykos, Grieche, seit 20. 4. 1944 in Melk inhaftiert: „Ich mußte das Brot des neben mir verstorbenen Häftlings nehmen, Knochen abschaben, Überreste von toten Pferden essen, um am Leben bleiben zu können.“ Und der sowjetische Häftling Dakutin Wladimir Georgiwitsch schreibt mir: „Wir hatten nicht die geringste Hoffnung am Leben zu bleiben, wir träumten von einem guten Stück Brot und der Freiheit.“ Viele Häftlinge sind an Lungenkrankheiten gestorben; die Sträflingskleidung war in den Wintermonaten so schlecht, daß viele erkrankten. Waren Häftlinge an Cholera, Typhus oder Meningitis erkrankt, so wurden sie durch eine Injektion nach Anweisung des SS-Unterscharführers Gottlieb Muzikant umgebracht. Diese KZ-Bestie wurde 1960 von einem Schwurgericht in Fulda zu lebenslänglich Zuchthaus verurteilt. Muzikant ermordete 90 Häftlinge durch Giftinjektionen, 15 kranke Häftlinge fanden den Tod, nachdem er sie im Winter nackt in einem ungeheizten Raum einsperre, 100 kranke Melker Häftlinge habe er eigenhändig erwürgt.¹⁰

Muzikant behauptete, seine Scheußlichkeiten nur auf Befehl des Lagerkommandanten Julius Rudolf verübt zu haben.

Julius Rudolf hingegen gab bei seiner Vernehmung am 21. 5. 1945 in Freising zu Protokoll, daß er Mißhandlungen nicht genehmigte¹¹, gelegentlich seien ihm solche Fälle bekannt geworden.

Nach Angaben des Lagerkommandanten Julius Rudolf betrug „die Sterbzahl in den Wintermonaten täglich 20 bis 30 Häftlinge, ging aber in den Monaten März, April auf acht bis 16 zurück“.

Ehemalige Melker Häftlinge sprechen allerdings von einer größeren Todeszahl. So hat es nach Angaben des Häftlings D. W. Georgiwitsch allein im Kommando der russischen Häftlinge, welches aus 1070 Mann bestand, täglich zwischen 50 und 100 Tote gegeben.

Die Situation im Revier war unvorstellbar. Der Gestank, die Läuse beschleunigten das Ende. Im Revier schliefen die Kranken zu viert, zwei mit dem Kopf oben, zwei mit dem Kopf unten. Starb jemand, so blieb er bis in der Frühe des nächsten Tages auf der Pritsche liegen. Die anderen drei Häftlinge blieben mit dem Toten beisammen, bis er ins Krematorium gebracht wurde. Am Morgen wurden die Toten von den anderen Kranken, die sich noch am Leben befanden, getrennt. Man schleifte sie an Haken, die ins Auge, in den Mund oder in den Hals gestoßen wurden, ins Krematorium. Sie wurden auf die Eisentrage gelegt, mit dem Kopf zur Ofenöffnung und anschließend hingeschoben. Der Häftling V. Lykos, der auch im Melker Krematorium arbeiten mußte, brachte ununterbrochen Leichen vom Revier ins Krematorium.

Aus seinem Bericht:

„Das Entsetzen war unbeschreiblich; da sah man entstellte Leichen mit ver-

faultem Kopf, verfaulten Füßen und Händen. Manche hatten auch Löcher in den Füßen und überall unheilbare Wunden. Die Wunden waren grausam, sie entstanden durch Schmutz, Läuse und allgemein schlechte Behandlung. Viele hatten Wunden am Hals, an den Ohren, an den Achselhöhlen, an der Zunge, an den Händen und an den Füßen!“

„Man sah Leichen ohne Hand, ohne Fuß, das Gesicht war so sehr geschwollen, daß die Leiche kaum identifiziert werden konnte. Ich transportierte Leichen, die aufgeschnitten waren. Die Gedärme lagen draußen, zahlreiche männliche Leichen waren ohne Hoden, die Geschlechtsteile wurden entfernt und für medizinische Zwecke verwendet.“

„Zahlreiche Leichen waren verstümmelt. Während wir die Toten zum Ofen brachten, floß stinkende, faulende Flüssigkeit vom Körper der Verstorbenen. Wir rutschten, konnten kaum gehen, der ganze Weg war naß von der Flüssigkeit, die von den Leichen herunterrann. Der Gestank war bestialisch. Häftlinge, die mit den Verstorbenen zusammenschließen, wurden durch eine Injektion umgebracht und ebenfalls ins Krematorium geworfen. Am Ofen waren zwei Häftlinge im Einsatz, die Leichen in den Ofen warfen.“

„Das Krematorium war die Erholung und die Entspannung der Häftlinge. Wir wollten lieber sterben, wir konnten dieses Leben nicht mehr länger aushalten.“

Der Weg zur Arbeit

Die Häftlinge standen um 4.30 Uhr auf, ungewaschen und in aller Eile tranken sie 1 Liter Kaffee (braunes Wasser), der antiseptisch gegen die Darmfäule wirken sollte. Vom Lager marschierten die Häftlinge in zahlenmäßig vorher bestimmten Kolonnen in Fünferreihen zur Verladerampe beim heutigen Tennisplatz. Viele Häftlinge befanden sich im letzten Stadium ihrer Widerstandsfähigkeit. In der Zeit, als die Häftlinge in Elendsreihen zur Rampe gingen, durften die Fenster der nahegelegenen Häuser nicht geöffnet sein. Die Bevölkerung wurde von der SS ferngehalten, die Kinder durften nicht draußen spielen.

Den Zustand der Häftlinge auf dem Weg zur Arbeit beschrieb mir eine etwa 70 Jahre alte Frau aus Melk:

„Es war sehr schrecklich. Ich habe gesehen, wie die SS die Häftlinge von der Kaserne bis zum Bahnhof vorbeigeführt hat. Sie sind verladen worden, das war furchtbar. Sie haben sogar die Kranken mitgetragen, die schon gar nicht mehr leben haben können . . .“

Ein Melker Bürger, Pater des Stifts, berichtet, daß er das schreckliche Bild von den zur Arbeit marschierenden Häftlingen kaum vergessen kann:

„Ich sah, wie die SS die Häftlinge auf dem Weg zur Arbeit schlügen. Viele waren abgemagert; sie befanden sich in einem bedauernswerten Zustand.“

Andere Personen, die vom Autor befragt wurden, hatten angeblich nichts gesehen und gehört. Eine etwa 70jährige Frau aus der Melker Umgebung, die den Häftlingen, die beim Rohrleitungsbau arbeiteten, heimlich Äpfel brachte, erzählte: „Diejenigen, die nicht für das Hitlersystem waren, waren ziemlich geschockt, die anderen meinten, daß die KZler Untermenschen sind, und die gehören einfach weg.“ Oder auch: „Wenn diese Leute im KZ sind, lernen sie wenigstens Reinlichkeit und die Zähne putzen.“

Der Weg zur Arbeit war besonders schmerzvoll. Die Häftlinge waren im Winter äußerst dürtig gekleidet; viele starben an Erkältung und Lungenkrankheiten. Der Weg vom Lager bis zum Bahnhof war im Winter sehr eisig, und

wehe dem Häftling, der mit seinen Holzschuhen umfiel. Die Aufseher umringten ihn, schlugen ihn mit brutaler Gewalt und ließen ihn auf der Straße liegen. Umfallen auf dem Weg zur Arbeit bedeutete fast immer den sicheren Tod. War der Häftling nicht richtig eingereiht oder konnte er aufgrund seines jämmerlichen Zustandes nicht mehr gehen, so hetzte die SS die Wolfshunde auf ihn. Tätige Hilfe von anderen Häftlingen hätte für jeden den sicheren Tod bedeutet.

Die Holzschuhe verursachten große Wunden an den Füßen, so daß viele Häftlinge bei klirrender Kälte und eisigem Frost barfuß gingen. Das lange Warten auf den oft verspäteten Lastzug war vor allem im Winter eine besondere Qual. Aufgrund der Luftangriffe im Jahre 1945 hatten die Züge oft Ver-spätung, so daß die Häftlinge dann zu Fuß nach Roggendorf gehen mußten. Im Zustand der Verzweiflung und des seelischen Zusammenbruchs sprangen täglich 5–7 Häftlinge vor den Zug und setzten ihrem Leben ein Ende. V. Lykos erinnert sich, daß die Melker Bevölkerung diese Selbstmorde oft gesehen haben muß. Die Häftlinge wurden in den Waggons von zwei oder drei SS-Männern bewacht. Die Rampe befand sich über 500 m von den Stollen entfernt. Diesen Weg zur Arbeitsstelle mußten die Häftlinge zu Fuß gehen. Hier erfolgten vor dem Eintritt in den Stollen drakonische Kontrollmaßnahmen. Die Stollen waren mit Stacheldraht abgesichert, rundherum stand das Wachpersonal. Jeglicher Zutritt der Bevölkerung war strengstens untersagt.

In den Stollen arbeiten, auf den Tod warten

Die Ankunft in den Stollen, einem wahren Labyrinth, war für viele Häftlinge die Begegnung mit dem Tod. Vor Beginn der Arbeit wurden die Häftlinge den „Arbeitskolonnen“ zugeteilt, wobei sie mehrmals in verschiedenen Kolonnen arbeiten mußten. In den Längs- und Querstollen verrichteten die Häftlinge in Tag- und Nacharbeit lebensgefährliche Schwerstarbeit.

Die Häftlingsklaven arbeiteten mit Preßluft hämmern, die etwa 4 kg schwer waren. Die Preßluft kam über eine Schlauchleitung von einer Kompressoranlage, die sich außerhalb des Stollens befand. Das Melker Stollensystem war ursprünglich auf 26 km geplant. Der Höhlenforscher Pater Jeremia Eisenbauer hat die Roggendorfer Stollenanlage untersucht, aus seinen Vermessungsarbeiten ist zu ersehen, daß die ausgebauten Stollen eine Höhe von 7 bis 8 Meter haben, in den Sand selbst wurden die Stollen auf ca. 10 Meter geegraben.¹² Im Stollen 8 zwischen Tunnel D und E befand sich ein Lift. Die Höhe im Bereich des Liftschachtes beträgt etwa 20 Meter.

Die Tunnel wurden mit den Buchstaben „A, B, C, D, E, F“ gekennzeichnet. Gleisanschluß gab es nur im Tunnel A, wo sich der Haupteingang befand. In ausgebautem und betoniertem Zustand waren die Stollen in drei Etagen geteilt: „in der untersten waren die Maschinen untergebracht, in der mittleren die Magazine und Büros, die oberste Etage diente hauptsächlich der Belüftung.“ Die Büros der für den Bau verantwortlichen Firmen befanden sich in den B-Stollen. Der Stollen G steht heute vom Querstollen 4 an unter Wasser. An einigen Stellen beträgt dort die Wassertiefe bereits mehrere Meter.

Mit der Kugellagerproduktion begann man erst im Winter 1944/45. Die Maschinen befanden sich in den Querstollen. In der Produktion waren vorwiegend Zivilarbeiter beschäftigt. Etwa 500 Drehbänke waren installiert. Hier wurden Ersatzteile für Panzer und Flugzeuge hergestellt.

Der Wachberg, in den die Stollen getrieben wurden, besteht aus feinem Quarzsand. Gerade aus diesem Grunde konnten die Stollen leicht geegraben

werden; ebenso leicht stürzte die lockere Sandmasse ein, da die Stollen unzureichend abgesichert waren. Nach Angaben eines Oberbaumeisters, der seinerzeit für den Stollenbau verantwortlich war, wurde das Sandmaterial mit einer Förderbandmaschine nach außen gebracht. Häftlinge mußten dabei aufs Band gefallene Rundhölzer entfernen; vor Ermüdung fielen die armen Teufel aufs Band und wurden draußen im Sandbehälter tot aufgefunden.

Der ehemalige Nummernmensch 53.314 berichtet, daß im August 1944 ein Häftling mit Steinen und Sand im Grubenwagen zugedeckt wurde, um anschließend draußen die Flucht zu ergreifen.

Er wurde für einen Teller Steckrübensuppe verraten. Er und fünf andere Häftlinge wurden zu Tode gequält.

Die feuchte und verbrauchte Höhlenluft machte die Häftlinge, die schwer arbeiten mußten, schwindelig. So fielen diese Sklavenmenschen oft aus ca. acht Meter Höhe übermüdet herab und waren auf der Stelle tot.

Vor der Mittagspause wurde gesprengt. Die Häftlinge mußten mit Grubenwagen oder über Förderband die Erdmassen nach außen bringen. Häftlinge, die von herabstürzenden Sandmassen verschüttet wurden, blieben dort begraben. Frau K. M., ihr Schwager war bei der SS-Wachmannschaft, berichtet: „In den Stollen sind unzählige Häftlinge zugrunde gegangen. Fast täglich hat es Wassereinbrüche und Erdrutsche gegeben, bei denen mehrere Arbeiter ums Leben kamen.“

Die schlechte Luft, der ständige Lärm, begleitet von starkem Hunger und körperlichen Quälereien, wirkten sich vernichtend auf die Häftlinge aus. „Sie kamen stark und gesund hierher“, erzählt ein ehemaliger Zivilarbeiter H. G. „Am Schluß waren sie nur mehr Haut und Knochen.“

Für die Abstützung gewisser Stollenteile mußten ganz große Holzblöcke von vier Häftlingen getragen werden. Konnten Häftlinge das Holz nicht tragen, wurden sie umgebracht und andere an ihren Platz gestellt.

V. Lykos berichtet, daß das Schlagen, Treten und Töten an der Tagesordnung war. Die Pfahlstrafe wurde täglich angewendet, wobei der armselige Häftling mit 25 Peitschenhieben bestraft wurde. Kapos, die selbst KZ-Häftlinge waren, zumeist mehrfach vorbestrafte Kriminelle, waren die Henker, die die Häftlinge kaltblütig schlugen und ermordeten.

„Wer vor Erschöpfung nicht mehr arbeiten konnte oder sich etwas zuschulden kommen ließ, wurde vom Kapo niedergeworfen und mit einem Ochsenziemer geschlagen und anschließend mit den Schuhen in Gesicht, Hals, Bauch und Rippen getreten. Bewußtlos und hilflos lag der Häftling am Boden. Zuletzt wurde er in den häufig vorhandenen Wassertümpeln ertränkt. Dem Kapo bereitete der Tod eines Häftlings offensichtlich Vergnügen, er lachte und amüsierte sich, weil er die Macht hatte, Häftlinge umzubringen.“ (V. Lykos)

„Das Martyrium während der Arbeit war groß. Wir wurden ohne Grund bestraft, Häftlinge wurden in den Stollen ertränkt. Wir arbeiteten in der Kälte, barfuß, hungrig und völlig erschöpft. Wir starben täglich und jede Sekunde. Wir waren froh zu sterben, die tägliche Tyrannie war nicht auszuhalten.“ (V. Lykos)

Reise ohne Rückkehr

Der heldenhafte Widerstand des griechischen Volkes in der Zeit von 1940 bis 1945 konnte verhindern, daß Griechen an der Seite der deutschen Armee gegen die anderen Völker Europas gekämpft haben. Der Partisanenkampf



Vassilis Lykos

konnte aber nicht verhindern, daß Tausende Griechen ins „Deutsche Reich“ verschleppt wurden. Die jüdische Bevölkerung von Korfu, Ioannina und Saloniki fand ein bitteres Ende, über 80 Prozent des jüdischen Bevölkerungsanteils von Saloniki (ca. 65 000) wurden vernichtet.

Vassilis Lykos und andere Griechen, die später ins KZ kamen, wurden zuerst in den berüchtigten Gefängnissen von Pavlos Melas in Saloniki inhaftiert. Sie wurden dann in Viehwaggons verladen und in verschiedene Todeslager gebracht. Tausende Griechen wurden in Mauthausen eingesperrt. In Steyr, wo die Steyr-Daimler-Puch AG ein eigenes Konzentrationslager unterhielt, waren auch zahlreiche griechische Häftlinge im Arbeitseinsatz. Vassilis Lykos kam Mitte April 1944 in Melk an.

„Die ersten Tage wußte ich nicht, wo ich mich befand. Später erfuhr ich von einigen Russen, daß die Stadt Melk heißt.“

Vassilis Lykos, der heute in Griechenland lebt, erzählt seit 40 Jahren, er sei einer von 14 Überlebenden einer organisierten Giftmassetötung, die am 31. Jänner 1945 unter Beteiligung von SS-Führungskräften und Wehrmachtsangehörigen an einer 3000 Mann starken Schicht in den unterirdischen Roggendorfer Stollenanlagen verübt worden sein soll. Der „Bürgerkrieg von Oben“, vor allem von 1945 bis 1974, ersticke in Griechenland jede Veröffentlichung der Verbrechen des NS-Regimes im Keim.

Nachdem die Militärjunta im Juli 1974 gestürzt war und die Verdrängung der Rechten im Herbst 1981 den Weg einer Demokratisierung des öffentlichen Lebens öffnete, konnte Lykos sein Schweigen brechen und in der griechischen Presse erstmals seine anklagenden Aussagen veröffentlichen. Dies geschah am 9. 10. 1982 in der Tageszeitung TANEA sowie in der Wochenendbeilage der Zeitung Risospastis vom 14. August 1983. Hier gibt Lykos an, daß am 31. Jänner 1945 um 21.45 Uhr, als die Arbeiter der Nachschicht in die Stollen gingen, sie erstaunt sahen, wie sich an diesem Abend der Lagerkommandant, zwei Ärzte und 10 SS-Offiziere dort befanden. Die Häftlinge waren von der ungewohnten Anwesenheit der Lagerfunktionäre in den Stollen überrascht. Sie konnten an ihre Arbeitsstellen gehen und nahmen die Arbeit auf. Lykos kann sich erinnern, daß kurz vor 23.00 Uhr ein Kapo namens Alfred zu seiner Arbeitskolonne kam und sagte, die Stollen würden bald gesprengt werden. Die Warnung war nicht unberechtigt. Es kam eine erste Welle von Giftgas, das Licht wurde schwächer. Das Gift wurde immer konzentrierter. Lykos behauptet, die organisierte Massentötung nur deshalb überlebt zu haben, weil sich zu seinem Glück neben ihm zwei Kompressorschläuche, die eine Luftzufuhr von außen ermöglichen, befanden. Er riß die beiden Schläuche heraus und konnte sich so Luft verschaffen. „Das Entsetzen war unbeschreiblich. Die Häftlinge schrien, stöhnten, trampelten und versuchten verzweifelt, den Ausgang zu finden. Man hörte in allen Sprachen den verzweifelten Ruf der Häftlinge um Hilfe. Innerhalb Minuten war alles Leben in den Stollen erloschen.“

Der Höhepunkt des Schreckens war für mich, als das Licht ausgegangen war. Neben mir befanden sich mehrere Leichen, darunter auch die meiner beiden russischen Freunde, Ivan und Nikolai. Vorher habe ich sie noch gebeten, Luft aus meinen Schläuchen einzutragen. Sie befolgten jedoch meinen Rat nicht, gingen 4 bis 5 Meter, keuchten und fielen dann um ...

Aus Angst vor dem Gift blieb ich liegen und hielt die zwei Schläuche fest, um einatmen zu können. Die Häftlinge, die sich in den Stollen befanden (über 3000), sind alle den Erstickungstod gestorben. Nur 14 haben dieses grausame Verbrechen überlebt. Einer dieser Überlebenden war ich.“

Die SS-Leute machten nach einigen Tagen die Tore auf und ließen die Leichen durch Soldaten der Wehrmacht einsammeln. Lykos befand sich im Stollen 12. Die Leichen von diesem Stollenteil wurden ziemlich spät rausgeholt, da er von den Eingängen entfernt lag.

Lykos gibt an, daß am 4. oder 5. Tag zwei junge deutsche Soldaten mit Gasmasken kamen, um die Leichen vom Stollen 12 rauszuschleppen. Sie packten Lykos, trugen ihn einige Meter auf ihren Schultern und ließen ihn plötzlich fallen, als sie merkten, daß er noch am Leben war. Mit größter Kraftanstrengung schaffte er es, nach draußen zu gelangen. Dort angekommen, konnte er nicht ahnen, was ihn erwarten würde. Auf dem Platz vor den Tunnels befanden sich riesige Leichenberge. Die Toten lagen in Haufen, mit den Köpfen nach außen, wie Holzstapel geschichtet. Die Leichenberge waren so groß, daß Leitern aufgestellt werden mußten, um weiter Leichen aufzuschichten zu

können. Zahlreiche Leichen waren so verformt und deformiert, daß sie nicht aufgestapelt werden konnten. Das Bild war grauenhaft.

Beim Stolleneingang befanden sich Soldaten der Wehrmacht. Lykos wurde kurz verhört, dann wurden er und 13 andere überlebende Häftlinge mit einem Bus ins Revier des Lagers gebracht.

Im Revier war auch der griechische Arzt Rakopoulos beschäftigt. Er hat zahlreichen Häftlingen das Leben gerettet. Rakopoulos gab Lykos den Rat, das Revier sofort zu verlassen, wenn er überleben wolle.

Vassilis Lykos sagt dazu: „Wäre ich im Revier geblieben, so hätten sie mich wahrscheinlich umgebracht. Der griechische Arzt Rakopoulos brachte mich ins Krematorium, wo ich von März bis 10. April 1945 die Leichen zum Einäschern brachte. Ein neues Martyrium begann für mich, jetzt mußte ich meine toten Mithäftlinge zu ihrer letzten Ruhestätte bringen.“

Lykos ist fest davon überzeugt, daß sich in den Stollen der Unmenschlichkeit bei Roggendorf ein Massengrab von über 3000 KZ-Leichen befindet. Er verlangt die Öffnung und Räumung der Stollen, damit ein weiteres Verbrechen des Hitlerfaschismus an der Menschheit entdeckt wird.

Giftgasexperiment an 3000 KZ-Häftlingen?

Mit der von Vassilis Lykos beschriebenen organisierten Massentötung von über 3000 Menschen beginnt nun das Rätselraten um die Stollen. Geschah tatsächlich diese grausame Verbrechen, befindet sich im Wachberg bei Melk ein Massengrab, in dem mehr als 3000 KZ-Häftlinge um den 31. Jänner und 1. Februar 1945 ihre „letzte Ruhestätte“ fanden?

Die „exakten SS-Buchführer“ protokollierten in der fraglichen Zeit nichts über den gewaltsamen Tod von 3000 Häftlingen. Das österreichische Innenministerium teilte dem Verfasser mit, „daß eine solche Massentötung nicht stattgefunden hat. Allerdings kam es am 2. Februar 1945 in diesem Lager zu einem schweren Arbeitsunfall, verursacht durch ausströmendes Kohlenoxyd, dem 41 Häftlinge zum Opfer fielen.“¹³

Die Beschreibung dieses „Arbeitsunfalles“ ist sehr merkwürdig. Bei welcher Gelegenheit sollte Kohlenoxyd ausströmen?

Einige Autoren, die sich mit der Geschichte der Nebenlager auf nun österreichischem Gebiet befaßt haben, sprechen von einem Kabelbrand. Dies wäre plausibler angesichts der extremsten Vernachlässigung auch der primitivsten Sicherheitsvorschriften. Dabei konnten Giftgase freigesetzt werden. Trotzdem: Ein Kabelbrand hätte niemals 3000 Opfer gefordert.

Kompetente Personen des österreichischen Staates, die wesentlich zur Aufarbeitung und Bewältigung der jüngsten Vergangenheit beigetragen haben (allen voran Hofrat Hans Marsalek), sind der Auffassung, daß es sich ausschließlich um den erwähnten Arbeitsunfall handeln dürfte. Abgesehen davon erinnern sich ehemalige Häftlinge an eine starke Explosion in den Stollen. Ein Massenverbrechen in den Stollen wird von kompetenter Seite in Österreich für „höchst unwahrscheinlich“ oder bereits für „ausgeschlossen“ gehalten.

Die Nichtregistrierung dürfte dabei ausschlaggebend sein. Beim Stammlager Mauthausen wurde kein Abgang von 3000 Häftlingen verbucht. Dabei hat laut Marsalek die „Registrierung der Häftlinge bestimmt funktioniert und alle Meldungen von Überstellungen, Rücküberstellungen, Totenmeldungen ... waren ... bis Anfang April 1945 richtig.“¹⁴

Darüber hinaus war der Autor lange Zeit mit der Feststellung von kompeten-

ter Seite konfrontiert, wonach in einem so großen Stollensystem 3000 Häftlinge nicht vergast werden konnten. Die Begegnung des Verfassers mit dem Vorsitzenden der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes in Bayern, Oskar Neumann, brachte neue Überlegungen in die Spurensuche: Das Argument, daß Massentötungen etwa durch Zyklon B abgeschlossene Räumlichkeiten erfordern, wie dies in Lagern mit Gaskammern der Fall war, ist zwar richtig, doch kann daraus nicht der Schluß gezogen werden, daß Massentötungen durch Giftgas in einem Stollensystem unmöglich sind. Nichts von dem, was Lykos behauptet, widerspricht der Annahme, in den Roggendorfer Stollenanlagen könnte das „Erprobungssterben“ mit neuen hochwirksamen Kampfstoffen durchgeführt worden sein. Die Entwicklung moderner Giftgase über die aus dem ersten Weltkrieg bekannten Kampfstoffe hinaus und die Aufnahme der Produktion zunächst von Tabun und dann des in der Wirkung sehr viel stärkeren Sarin waren Wehrmachtaufgaben.

Wie aus dem Bericht des Sonderausschusses C beim Reichsminister für Rüstung und Kriegsproduktion unter Leitung von Otto Ambros vom 20. März 1944 über die Giftgasproduktion zu ersehen ist, wurde von den faschistischen Rüstungsplanern seit 1943 verstärkt an der Entwicklung der neuen chemischen Kampfstoffe gearbeitet. Tabun und Sarin wurden „als ein Mittel der allerletzten Entscheidung gekennzeichnet.“¹⁵

Oskar Neumann, gelernter Chemiker und ehemaliger KZ-Häftling, meint, daß es durchaus möglich sein könnte, daß in Roggendorf die SS sozusagen der Veranstalter war, während die Wehrmacht den Erprobungstod durchgeführt hat. Die Stollen blieben nachher tagelang gesperrt.

Der griechische Häftling Kunio¹⁶, der mit seinem Vater in Melk inhaftiert war, gibt an, er habe damals (um den 3./4. Februar) erfahren, ein Arbeitsunfall hätte das Leben von mindestens 500 Häftlingen gekostet. Kunio sagte dem Verfasser, daß es sich um eine Massentötung gehandelt habe. Die Häftlingskälen im Lager hätten von diesem Verbrechen erfahren.

Der griechische Nummernmensch 64862 behauptet heute, daß an diesem Tag 300 Griechen, vorwiegend aus Volos und Kreta, den Tod in den Stollen fanden. Dokutin Wladimir Georgiwitsch, der in Mauthausen irrtümlich auf der Todesliste steht, schrieb dem Autor, daß in diesen Tagen (31. Jänner bis etwa 5. Februar 1945) verschiedene Gerüchte im Lager zu hören waren. Die einen sprachen von einer Explosion, andere davon, daß sehr viele Häftlinge in den Stollen ertrunken seien. „Genaueres wußten wir auch nicht. An diesem Tag war im Lager zum ersten Mal Essen übriggeblieben. Daran kann ich mich sehr gut erinnern.“

Sollten in den Stollen Kampfstoffe erprobt worden sein, wie konnte Lykos dort mehrere Tage lang dem Tod entgehen? Es ist möglich, daß da, wo sich Lykos befand, eine Luftblase von beschränkter Ausdehnung entstand, so konnte er mit viel Glück dem Tode entrinnen – wie Bergleute in anderen Fällen auch.

Es ist allerdings schwer einzusehen, warum in einem Kommando von höchster kriegswirtschaftlicher Priorität, wo „jeder Häftling ... eine Arbeitskraft war, zwar eine sehr billige, jedoch eine streng verrechenbare, wie gegenüber den einzelnen Firmen, so gegenüber der obersten Zentrale der SS-Verwaltung, dem SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamt“¹⁷, warum ausgerechnet in so einem Bereich ein derartiges Experiment durchgeführt wurde.

Es war kein Problem für die SS, nach dem Abgang von 3000 Häftlingen neue Häftlinge anzufordern, um den Verlust an Arbeitskräften auszugleichen. Dabei ist sehr auffallend, daß am 29. Jänner 1945 tatsächlich eine Eintragung

von 2000 Häftlingen verzeichnet ist.¹⁸ Niemals zuvor war auch nur annähernd auf einmal ein so großer Zugang registriert. Im Jänner 1945 war die Kriegslage eindeutig bestimmt, und man kann annehmen, daß die SS-Leute den „Erprobungstod“ mit dem Kabelbrand zu tarnen versuchten. Herr J. K. aus Melk berichtet: „Zahlenunterlagen über Lagerpersonal (Zugänge, verstorben, geflüchtet ...) sind oft frisiert worden. Die echten Unterlagen wurden in der letzten Kriegsphase, teilweise durch Monate hindurch, verbrannt. So war das zumindest in den Kriegsgefangenenlagern üblich. Ich war selbst Leiter solcher Verbrennungsaktionen von Dokumenten, als Angehöriger des Landesschutzbataillons 5 – 893, Standort Gmünd (...).¹⁹ Der ehemalige griechische Häftling von Mauthausen, Iakobos Kabanellis, war auch Augenzeuge solcher Verbrennungsaktionen und Manipulation, was Zugänge und Abgänge betrifft. Eine wesentliche Frage: Stimmt es, daß im KZ-Mauthausen die neu angekommenen Häftlinge die Nummern der Toten erhielten²⁰, damit die Gesamthäftlingszahl nicht als zu hoch erschien? Darüber hinaus wird mit Recht die Frage gestellt, warum die 14 überlebenden Häftlinge, die Zeugen des Verbrechens, nicht umgebracht wurden. Diese Frage läßt sich heute kaum beantworten. Viele glückliche Umstände, voran der griechische Arzt V. Rakopoulos, haben Lykos das Leben gerettet. Es ist durchaus möglich, daß die 13 anderen Überlebenden die Tage der Befreiung nicht erlebt haben.

Wie konnte bisher ein solches Massenverbrechen verborgen bleiben, haben damals die Häftlinge im Lager nichts davon gehört? Lykos dazu: „Die Häftlinge im Lager haben erfahren, daß eine ganze Schicht umgebracht wurde; man hatte jedoch nicht den Mut, darüber zu sprechen; niemand kümmerte sich darum, weil wir ohnehin dem Tod gegenüberstanden.“

Im Konzentrationslager Melk fanden vom 20. April 1944 bis 15. April 1945 5000 Häftlinge den Tod. Laut Befehl Hitlers sollten alle Häftlinge umgebracht werden. Dies sollte in den Stollen geschehen. Die Eingänge der Stollen sollten schon vorher so vermauert werden, daß nur ein Zugang blieb; die Stollen sollten gesprengt werden.

Die Melker Häftlinge brachten mit den Grubenwagen Sprengstoff in mehrere Stollenreihen. Ende März und Anfang April wurden einige Stollen gesprengt. D. W. Georgiwitsch gibt an, daß die Häftlinge von den Vernichtungsplänen der SS wußten; die Gefahr, daß sie in die Stollen getrieben und diese anschließend in die Luft gesprengt würden, stieg im April 1945 erheblich an. Lykos vertritt die Meinung, daß die SS-Leute Schicht um Schicht umbringen wollten. Er gibt an, daß die 3.000 Leichen mit einem Bagger in die Stollen zurückgebracht und dort begraben wurden. Anschließend wurden die Stollen gesprengt. Dies scheint logisch, da in dieser Zeit das Krematorium in Mauthausen und in Melk so sehr beansprucht war, daß die 3.000 Leichen dort kaum verbrannt werden konnten. Darüberhinaus war der Transport nach Mauthausen und Melk gefährdet, feindliche Luftangriffe hätten den Transport erschwert.

Die Zeit drängt, die damaligen Häftlingssklaven, die Zeuge der Melker Tragödie sind, werden Jahr für Jahr weniger. Viele griechische Häftlinge, die ihre Gesundheit aufgrund der menschenunwürdigen Verhältnisse in Melk frühzeitig verloren haben, und einige, die schon seit den 50er Jahren im Sanatorium leben, empfinden es als Verhöhnung gegenüber den Opfern des Faschismus, daß gerade die Stollen in Melk dem Zufall überlassen sind. Einige KZs und unterirdische Stollensysteme, u. a. in der BRD, sind wieder militärisch genutzt, andere völlig zerstört und in Vergessenheit geraten.

Oskar Neumann weist darauf hin, daß diese Regelungen darauf abzielen, „Vergangenheit möglichst rasch zu beerdigen, aber nicht zu bewältigen“.

Der österreichische Staat interessierte sich bisher nur, ob es zweckmäßig wäre, die Stollen für das österreichische Bundesheer zu nutzen oder im Notfall als Evakuierungsplatz für die Melker Bevölkerung zu verwenden. Andere wiederum wollten an diesem Ort des Grauens Pilze züchten. Fast niemand dachte an die unzähligen Opfer des Faschismus in diesen unterirdischen Anlagen und an das tägliche Leiden von Tausenden Häftlingssklaven aus fast allen europäischen Ländern. Niemand kümmert sich darum, mit Hilfe der noch lebenden ehemaligen Häftlinge die Arbeitsbedingungen in den Stollen zu erfassen, die Stollen zu skizzieren, offene Fragen zu klären.

Jährlich kommen ehemalige Häftlinge hierher, um den Ort des Grauens zu besichtigen. Als ein Jude aus Ungarn vor kurzem hierher kam, konnte er den Eingang nicht mehr finden, denn dort, wo er früher war, ist heute alles verwachsen.

Der österreichische Staat hat im Stammlager Mauthausen eine wirklich würdige Gedenkstätte errichtet. Die Geschichte der Nebenlager wurde allerdings bis heute kaum aufgearbeitet. Gerade diese Nebenlager mit ihren unterirdischen Rüstungsbetrieben bieten uns die Möglichkeit, das KZ-System in seiner ganzen Struktur aufzuzeigen. Unabhängig vom angeblichen Massentod am 31. Januar 1945, die ehrlichste Vorgehensweise wäre die Öffnung und Räumung der Stollen. Diese mit Blut und Schweiß überströmten Stollen wären der richtige Ort für Schulführungen und für den Geschichtsunterricht, der richtige Platz, wo Geschehenes aufgearbeitet und weitervermittelt werden sollte. Mit der Öffnung und Räumung der Stollen würde man keinen Haß schüren und keine Märtyrer schaffen.

„Es mag sein, daß Melk Wert darauf legt, nur die Stadt eines weltberühmten Klosters zu sein; die Stadt sollte daran interessiert sein, daß diese Stätte des Verbrechens nicht zuwächst und verschüttet, sondern als Mahn- und Gedenkstätte zugänglich wird. Das sind wir den Kamaraden schuldig, die dort gelitten haben und gestorben sind; die Öffnung und Räumung der Stollen wäre auch ein Beitrag für die Zukunft, um eine Wiederholung, in welcher Form auch immer, auszuschließen.²¹

Anmerkungen:

- 1 Vgl. Marsalek, H.: Die Geschichte des Konzentrationslagers Mauthausen, Dokumentation Wien 1974, S. 13.
- 2 Über das Raketenprogramm Hitlers und das Kammler Programm siehe: Speer, A.: Der Sklavenstaat. Meine Auseinandersetzung mit der SS, Stuttgart 1980.
- 3 Siehe in diesem Zusammenhang Balauras, S.: Sozioökonomische und politische Probleme der Arbeitsmigration, Diss. Linz 1980; sowie Balauras, S.: Fremdarbeiterbeschäftigung im deutschen Faschismus, in: Reihe gewerkschaftlicher Orientierung, Beiträge zum Antifaschismus Nr. 1/83, S. 123 – 129.
- 4 Marsalek, M.; Die Geschichte ... a.a.O., S. 73.
- 5 Vgl. Die Furche Nr. 37, v. 15. September 1982.
- 6 Aus der Dokumentation des Internationalen Suchdienstes des Komitees des internationalen Roten Kreuzes Genf-Arolsen (Verzeichnis der Haftstätten unter dem Reichsführer-SS (1933 – 1945).
- 7 Dokumentation des Bundesministeriums für Inneres, Abt. IV 4, Archiv.

- 8 Marsalek, H.: KZ-Melk, Ein Nebenlager des KZ Mauthausen; Marsalek, H., Haken, K.: Kurzgeschichte der Konzentrationslager Mauthausen und seiner drei größten Nebenlager. Gusen, Ebensee, Melk, Österreichische Lagergemeinschaft Mauthausen, S. 38f.
 Schriftliche Mitteilung des österreichischen Innenministeriums an den Verfasser (Zahl 350/289-V/4/83).
- 10 Aus der Dokumentation des Bundesministeriums für Inneres, Abt. IV/4, Archiv (P19/43/18).
- 11 Schriftlicher Bericht, verfaßt am 21. 5. 1945 bei einer amerikanischen Dienststelle in Freising, Archiv des österr. Innenministeriums, Abt. IV/4 (Zahl 13/30/11, Nr.8).
- 12 Archiv P. Jeremia Eisenhauer. Siehe auch die von Pater Jeremia beschriebene Technik, mit der die Stollen in den Berg getrieben wurden in: Melker Mitteilungen, Juli 1984, S. 40ff.
- 13 Schriftliche Mitteilung des österreichischen Innenministeriums an den Verfasser (Zahl 3501/289-IV/4/83).
- 14 Schriftliche Mitteilung von Herrn Hofrat Marsalek (Österr. Lagergemeinschaft Mauthausen) vom 16. Mai 1984.
- 15 Vgl. Dokumente zur deutschen Geschichte, 1942-1945, Frankfurt/M. 1977, S. 62f.
- 16 Kunio, H.S.: Ich erlebte den Tod, (Griechisch), Saloniki 1981.
- 17 Schriftliche Mitteilung des Herrn Hofrats Hans Marsalek vom 16. 5. 1984 an den Verfasser.
- 18 Archiv des österr. Innenministeriums, (B 30/II Nr. 7).
- 19 Melker Mitteilungen, Juli 1984, Archiv P. Jeremia Eisenbauer.
- 20 Vgl. Kabannettis, I.: Mauthausen (griechisch, achte Auflage), Athen 1981.
- 21 Befragung O. Neumann, 23. 3. 1984 (München).

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden; Rücksendung nur, wenn Rückporto beiliegt.

KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitler, Klaus Konjetzky, Oskar Neumann, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitler (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Oskar Neumann. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 146/Rgb., 8000 München 40. Verantwortlich für Anzeigen: Gertrud Dietz, Anschrift wie Verlag. Verlag: Dammitz im Verlag Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, Xantener Straße 7, Postfach 101053, 4040 Neuss.

Gesamtherstellung: Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, 4040 Neuss.
 Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember).
 Einzelheft DM 8,50, Jahresabonnement DM 32,- inkl. MwSt. + Porto. Studentenabonnement DM 27,-.
 Kündigung bis spätestens 31. Oktober. Nicht gekündigtes Abonnement verlängert sich um ein weiteres Jahr.
 Postscheckkonto: PSchA Essen, Kto.-Nr. 3736 69-431 (BLZ 360 100 43).
 Bestellungen über den Buchhandel oder direkt beim Verlag.
 ISSN 0023-5016.

8. Mai 85

Bücher zum Thema



Bredthauer, Karl D. (Hrsg.)
Sage niemand, er habe es nicht wissen können
 5. Aufl. 1983, 204 Seiten, Taschenbuch
 DM 9,-/Best.-Nr.: 3-7609-0784-9



Peter Altmann (Hrsg.)
Kriegende, Befreiung, Neubeginn: Hauptsache Frieden
 Vom antifaschistischen Konsens zum Grundgesetz
 ca. 240 Seiten, Großformat, DM 25,-
 Bestell-Nr.: 3-87682-800-7



Engels, Scheffrau, Steker
Die Front im All
 Weltraumrüstung und atomarer Erstschlag
 254 Seiten, Taschenbuch
 DM 10,-/Best.-Nr.: 3-7609-0924-8



Apitz, Bruno
Nackt unter Wölfen
 437 Seiten, Leinen
 DM 14,80/Best.-Nr.: 3-87682-707-8



Unser Angebot und die 'media revue'
 erhalten Sie in jeder Buchhandlung
 oder direkt beim Volksversand.

Einsenden an: **Volksversand**
 Bücher · Videos · Platten
 Postfach 101848, 6000 Frankfurt Main.



Der zweite Weltkrieg
 1939-1945
 Kurze Geschichte, 800 Seiten,
 DM ca. 29,80/Best.-Nr.:
 3-7609-0953-1

Coupon

Ich bestelle: _____

Bestell-Nr.: _____

Versandkostenanteil 3,50 DM
 bei Versandkosten ab 50,- DM.

Verrechnungsscheck liege bei
 Ich überweise den Betrag auf das
 Konto: Postgiroamt Frankfurt
 Konto-Nr.: 181900-409

Bitte ich per Nachnahme einzuziehen
 (zgl. 2,50 DM).

Ja, senden Sie mir die kostenlose
 'media revue' mit dem kompletten
 Angebot.

Anmerkungen:

Bächler Wolfgang, geb. 1925 in Augsburg, lebt in München. Mitglied des VS und des PEN. Buchveröffentlichungen u.a.: „Der nächtliche Gast“ (1950, wieder verlegt bei Ullstein „Literatur heute“, 1980); „Die Erde bebt noch“ (mit Holzschnitten von HAP Grieshaber, Bechtle-Verlag, 1982); „Ausbrechen“ (1976); „Traumprotokolle“, Prosa (1978); „Stadtbesetzung“, Prosa (1979); „Nachtleben“, Gedichte (1982), alle bei S. Fischer-Verlag, auch als Taschenbücher).

„Traumbegegnungen“ sind ein Vorabdruck aus dem neuen Band, demnächst bei S. Fischer.

Balaurs Stavros, griechischer Historiker, lebt in Linz.

Borsig Wolfgang, s. *kürbiskern* 3/80 und 3/81.

Cardenal Ernesto, s. *kürbiskern* 4/80. Unser Gedicht ist entnommen aus *Casa de las Americas*, Nr. 134, Havanna 1982.

Ciriaci Gabriele di, Maler und Autor, lebt bei Köln, s. *kürbiskern* 1/85.

Dürsson Werner, geb. 1932, lebt in Riedlingen. Studium Musik, Germanistik und französische Literatur in Tübingen und München. Letzte Buchveröffentlichungen: „Der Luftkünstler“, 13 Stolpergeschichten, 1983; „Das Kattenhorner Schweigen. Variationen über ein verlorenes Thema, Gedichte“, 1984. 1985 erscheint in der Reihe *Zett-Gedichte* der Band „Feierabend“.

Ebertowski Marianne, geb. 1952 in Wolfenbüttel. Studierte Slawistik, Geschichte und Politische Wissenschaft in Bonn. Hat aus politischen Gründen 1974 die Bundesrepublik verlassen. Studierte Allgemeine Sprachwissenschaft in Nijmegen (Niederlande), dort drei Jahre Wissenschaftliche Assistentin. Redakteurin in Amsterdam, London. Seit Anfang 1985 in Brüssel, Mitarbeiterin der Grünen-Alternativen (GRAEL) im Europaparlament.

Endreß Jürgen, geb. 1941, lebt in Nürnberg. Metallarbeiter. Mitglied im Werkkreis Literatur der Arbeitswelt.

Falin Valentin, ehemals Botschafter der UdSSR in der BRD. Der Artikel ist in der *Iwestija* erschienen.

Frey Thomas, geb. 1952, lebt in Bremen. Studium Theaterwissenschaften, Anglistik und Germanistik in Bremen. Beauftragt Dramaturg.

Gregor-Dellin Martin, geb. 1926, lebt als freier Schriftsteller in Gröbenzell. Präsident des PEN der Bundesrepublik. Letzte Veröffentlichungen: „Richard Wagner“ und „Heinrich Schütz“ (beide Piper). Der Essay „Händel: Fülle des Wohlauts“ erscheint in „Was ist Größe?“, Herbst '85 bei Piper.

Heise Hans-Jürgen. Die beiden Gedichte sind ein Vorabdruck aus „Der Zug nach Gramenz“, Herbst 1985 in der Münchner Edition, Schneekluth-Verlag.

Heißendorf Helmut, „Trostsprüche“ sind ein Vorabdruck aus „Textbuch 8“, Herbst '85 bei Klett-Cotta.

Hirtner Klaus, geb. 1958 in Steyr/Österreich. Studium der Publizistik in Wien. Schreibt Gedichte, Kurzgeschichten, Drehbücher, Hörspiele.

Kawerin Benjamin, geb. 1902, lebt in Moskau. In den 20er Jahren bei der Gruppe „Serapionsbrüder“. Verfasser von Jugendbüchern. Hauptwerke: „Unbekannte Meister“; „Zwei Kapitäne“; Romantrilogie „Ein offenes Buch“; „Das doppelte Portrait“; „Vor dem Spiegel“. Die Erzählung „Das Allernötigste“ wurde 1942 geschrieben und erscheint hier erstmals in deutscher Übersetzung, für die wir APN, Moskau, danken.

Kluge Karlheinz, geb. 1951 in Offenburg/Baden. Lehre als Elektromechaniker. Seit 1970 in Westberlin. Abendschule und Studium der Germanistik, Philosophie, Geographie.

Krack, Karlheinz, s. *kürbiskern* 4/84.

Kroetz Franz Xaver, geb. 1946, lebt in München. Schriftsteller, Regisseur und Schauspieler. Letzte Theaterstücke: „Nicht Fisch nicht Fleisch“, „Furcht und Hoffnung der BRD“, „Baumsterben“.

Müller Henning, s. *kürbiskern* 2/84.

Nord Ursula, 35 Jahre, lebt in Frankfurt. Lehrerin, zur Zeit beurlaubt, so daß sie neben Kindererziehung noch etwas Zeit hat zum Schreiben.

Parry Hausenstein Renée-Marie, geb. in München als Tochter von Wilhelm und Margot Hausenstein, der einzigen überlebenden Jüdin im Landkreis Starnberg, lebt in London. Seit 1952 US-Bürgerin. Aktiv in der britischen und amerikanischen Friedensbewegung.

Peitsch Helmut, s. *kürbiskern* 3/84.

Sretter Wolfgang, s. *kürbiskern* 2/85.

Sukowski Paul H., Maler und Schriftsteller, lebt bei Kiel. War als Soldat an der Ostfront. Die Gedichte entstanden nach seinem Besuch der ehemaligen Kriegsschauplätze in der UdSSR.

Schneider Michael, geb. 1943. Studium der Biologie, Philosophie, Soziologie und Religionswissenschaft. Verschiedene Berufe (Lektor, Dramaturg, Kritiker), lebt jetzt als freier Schriftsteller in Wiesbaden.

Letzte Veröffentlichungen: „Das Spiegelkabinett“ (Novelle), Köln 1980; „Den Kopf verkehrt aufgesetzt oder die melancholische Linke“ (Essays), Darmstadt 1981; „Luftschloß unter Tage“ (Theaterstück), aufgeführt in Tübingen 1982; „Nur tote Fische schwimmen mit dem Strom“ (Essays), Köln 1984.

Die Szenen entnahmen wir dem Buch „Die Wiedergutmachung oder wie man einen verlorenen Krieg gewinnt“, Buchmesse 1985 bei Kiepenheuer und Witsch, Köln. Der Band enthält eine Dokumentation und ein Essay zum Thema des Stückes, 1977 am Staatstheater Wiesbaden uraufgeführt, wurde es trotz großen Erfolgs beim Publikum aus dem Spielplan genommen. Weitere Schauspielhäuser, die das Stück bereits angekündigt hatten, setzten es in letzter Minute ab.

Tondern Alf, s. *kürbiskern* 1/85.

Tulajew Dimitri, APN, Moskau, hat die Geschichte „Wir sind Kinder des Krieges“ exklusiv für *kürbiskern* geschrieben.

Zornack Annemarie, zahlreiche Gedichtbände, zuletzt „Die langbeinige Zikade“, mit Originalgrafiken von Heinrich Richter, 1985 in der Eremiten-Presse.

Aus einem Trümmermeer aufgebaut, ist Dresden heute ein künstlerisches Zentrum der DDR. Zu Unrecht steht es bei uns noch ein wenig im Schatten des benachbarten Leipzig. Über die Arbeiten von Malern, Grafikern und Bildhauern aus den letzten Jahrzehnten, vor allem auch über die jüngste Künstlergeneration in Dresden informiert die neueste Ausgabe der *tendenzen* ausführlich in Wort und Bild. Daneben wie immer: Aktuelles aus dem In- und Ausland, Künstlerporträts, Ausstellungs- und Buchbesprechungen.

tendenzen

Nr. 150

26. Jahrgang April bis Juni 1985 DM 8,50

Ende und Anfang

40 Jahre

Befreiung

Die Kunststadt
Dresden

F 2482 F



Zeitschrift für engagierte Kunst

erscheint viermal im Jahr.

Einzelheft DM 8,50; Jahresabonnement DM 32,- (Studenten DM 27,-). Im Doppelabonnement mit dem *kürbiskern* DM 54,-

Zu beziehen über den Buchhandel oder direkt bei Verlag Plambeck & Co, Xantener Straße 7, 4040 Neuss

Redaktionsanschrift:
tendenzen, Damnitz Verlag,
Hohenzollernstraße 146 Rg.,
8000 München 40,
Telefon (089) 30 10 15/16

Mosaiksteine zu einer demokratischen Kultur

Lachen links

Das republikanische Witzeblatt

1924 bis 1927
Udo Achten (Hg.)



240 S., 16 S. 4fbg.
Hardcover, 58,- DM

Kämpferische Karikaturen und Satiren zur Verteidigung der Republik

Axel Eggebrecht
Meine Weltliteratur

225 S., 24,- DM

Eggebrechts sehr subjektive Sicht der Weltliteratur wird nicht unbedingt den Beifall der Experten finden, aber sicher diejenigen Leser begeistern, die wie der Autor in der Literatur vor allem eine Trägerin der menschlichen Vernunft, einen Beitrag zur Aufklärung sehen.

Georg K. Glaser
Aus der Chronik der Rosengasse
und andere kleine Arbeiten

156 S., 16 S. 4fbg. Abb.
Hardcover 28,- DM

Verlag
J.H.W. Dietz Nachf.

Damnitz Verlag im Verlag Plambeck & Co
Druck und Verlag GmbH
Xantener Straße 7
4040 Neuss 13
Postvertriebsstück / Gebühr bezahlt

F2484 F

2006875 D1 85.003 4269 199
SCHUH JUERGEN
HARDTSTR. 119
5600 WUPPERTAL 1

„WIR SIND KINDER DES KRIEGES... SEI ER VERFLUCHT!“ ERINNERUNGEN, BERICHTE, FOLGERUNGEN

Dmitri Tulajew, Renée-Marie Parry Hausenstein, Jürgen Endreß, Weniamin Kawerin,
Paul Sukowski, Valentin Falin, Karlheinz Krack, Marianne Ebertowski, Gabriele di
Ciriaco, Susanne Geldner, Michael Schneider, Wolfgang Sreter

NEUE TEXTE

Ernesto Cardenal, Franz Xaver Kroetz, Alf Tondern, Werner Dürrson, Hans-Jürgen
Heise, Annemarie Zornack, Wolfgang Borsich, Helmut Heißenbüttel, Ursula Nord,
Klaus Hirtner, Wolfgang Bächler, Siegfried Obermeier

UNTERSUCHUNGEN, ESSAYS

Henning Müller: *Der Geist unserer Zeiten und der Herren eigner Geist. Vom
notwendig streitbaren Humanismus der Künste*

Helmut Peitsch: „*Die Freiheit fordert klare Entscheidungen.“ Die Spaltung des
PEN-Zentrums Deutschland*

Thomas Frey: *Salto mortale. Marginalie zum Theater*

Karlheinz Kluge: *Wie Gedichte entstehen*

Martin Gregor-Dellin: *Händel – Fülle des Wohllauts*

DOKUMENTATION

Stavros Balauras: *Melker Todeslager und Roggendorfer Stollenanlagen*

DM
8,50